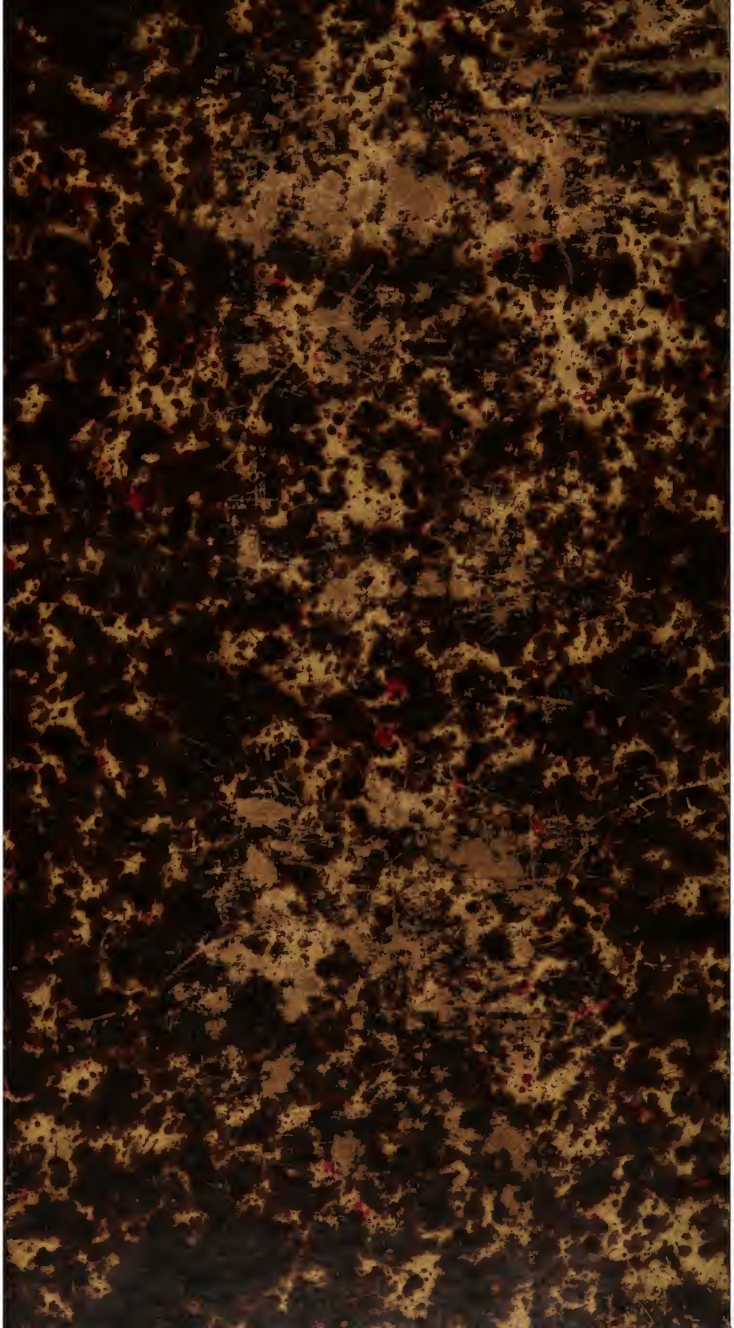

984.
7 Ex Pen 2
VIII. 2
Per. 3977 d. 43/2

984.
7 Ps. Per. 2
VIII. 2
Per. 3977 d. 43/2

Nordiſche Revue.

Internationale Zeitſchrift

für

Literatur, Kunſt und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Dr. **Wilhelm Wolffohn.**

Zweiter Band.

FOREIGN
BODL:LIBR
PERIODICALS

Leipzig.
Verlag von Veit und Comp.
1864.

Unter Rechtsverwahrung gegen Nachdruck und Ueberſetzung.

Inhalt.

Seite

Der Canal von Suez. Von Dr. Georg Ebers 1. 107

Große Welt. Eine Novelle in zwei Tänzen. Vom Grafen W. A. Sollohub. II. 18

Stuttgart. Ein Stadt- und Residenzbild 59. 191

Volkswirthschaftliche Briefe aus Rußland. Von Ant. E. Horn . 75. 182. 313

Macbethplätze in Schottland. Von Dr. Richard Andree 135

Die Hauptmomente der Geschichte der Verwaltung in Rußland. Von Dr. Alexander Brückner 145

Zur Nationalitätsstatistik der westlichen Provinzen Rußlands 219

Zum Streit über Lessing's Nathan. Von Dr. Otto Seemann 222

Die Braut vom Richtplatz. Russische Volksgeschichte. Von Wladimir Dahl 265

Fragmente zur Symbolik menschlicher Gestalt. Nach Gemälden der Dresdner Galerie. Von C. G. Carus 278

Londoner Skizzen 294

Alt und Neu. Lieder und Sprüche von Wilhelm Wolfsohn 323

Naturwissenschaftliche Arbeiten in Rußland 329

Zur Geschichte der morgenländischen und abendländischen Kirche. Von Dr. Rudolf Kulemann 337

Ein Votum in Sachen der Schillerstiftung 347

Musikalische Revue:

Aus dem Musikleben in Berlin und München 353

Revue der bildenden Künste:

Akademiejubiläum zu Antwerpen. — Architektenversammlung in Wien. — Künstlerversammlung in Weimar. — Schutz des künstlerischen Eigenthums. — Die Photographen. — Der Düsseldorfer Malkasten. — Kunstförderung in Oesterreich und der Schweiz. — Parteiungen in Neapel. — Der rheinisch-westphälische Kunstverein. — Mißstände des Kunstvereinswesens. — Ausstellung in Berlin und Mecheln. — Restaurirungen in Belgien, Italien und Deutschland. — Neubauten und Bauprojecte. — Denkmäler. — Neue Gemälde. — Vervielfältigungen. — Nekrolog (Hetsch, Lippelt, Castellini, Cardinal von Geissel) . . . 84

Octoberversammlung der deutschen Kunstgenossenschaft in Weimar. — Verbindung für historische Kunst. — Verein für christliche Kunst. — Die preußische Kunstcommission. — Wiener Aufträge. — Ausstellungen. — Kunstpflege in Dänemark. — Kirchliche Architektur. — Theaterbauten in Wien und München. — Restaurirungen. — Neue öffentliche Gebäude. — Plastische Werke. — Nekrolog 365

Theaterrevue:

Der Shakespeareverein zu Hebung der deutschen Bühne 100

Bibliographische Revue:

Seite

Deutsche Literatur.

Aunecke, das Geisterhaus zu New-York 259
Bernd von Guseck, Deutschlands Ehre 1813 260
Bernhardi, Geschichte Rußlands und die europäischen Politik in den Jahren 1814 bis 1831 252
Bibra, Hoffnungen in Peru 261
Brachvogel, Historische Novellen 262
Die neuesten Entdeckungen an der Westküste Afrikas 257
Ernesti, Die Aristokratin und der Fabrikant 389
Gerstäcker, Die beiden Sträflinge 263
Koenig, Von Saalfeld bis Aspern 390
Lempelbt, Geschichte der Medicin 388
Osenbrüggen, Neue culturhistorische Bilder aus der Schweiz 257
Schmidt, Milton's dramatische Dichtungen 258

Englische Literatur.

Alison, Sir Archibald. — History of Europe, from the Fall of Napoleon. in 1815, to the Accession of Louis Napoleon in 1852 239
Allingham, The Ballad Book 242
Cooke, A Neglected Fact in English History 238
Edwards, Barbara's History 243
Fullerton, Too Strange Not To Be True 245
Reade, Hard Cash, a Matter of Fact-Romance 247
Story, Roba di Roma 240
Tennyson, Enoch Arden and other Poems 248
Wood, Trevlyn Hold, or, Squire Trevlyn's Heir 251

Neue tschechische Bücher 236

Vermischte Mittheilungen:

Einkünfte englischer Schulmänner. — Ein japanesisches Urtheil über Europa. — Englische und französische Colonien. — Ein seltner Künstler. — Die Jubelfeier der vor 25 Jahren erfolgten Organisation des k. sächs. stenographischen Instituts. — Aufhetzungen der Bauern in Südwest-Rußland 128

Der Canal von Suez.

Von Dr. Georg Ebers.

I.

Den 9. November 1858 schrieb Herr Ferdinand von Lesseps, der Vertreter der großen Suez-Canalfrage, an Herrn F. Szarvady, der in der Kölnischen Zeitung eine Reihe von Artikeln für die Durchstechung der Landenge, welche Asien und Afrika weit mehr trennt als verbindet, veröffentlicht hatte, folgende Zeilen:

„Mein Herr!

„Die alte Idee der Durchstechung der Suezlandenge wird eine Wirklichkeit werden. Europa regt sich, um dem Unternehmen seinen Beistand zu bringen; die Zeit der überzeugenden Theorie ist vorüber, die Zeit des positiven Schaffens beginnt.

„Dies ist der rechte Augenblick, Ihnen und durch Sie dem ganzen deutschen Journalismus den Dank auszudrücken für den Antheil, den die deutsche Presse an diesen Vorkämpfen genommen hat. Sie hat unser Project unermüdlich unterstützt, sie hat es vertheidigt und erklärt; sie hat böswillige Gegner entlarvt und die wohlwollenden Geister überzeugt; sie hat den ungeheuern Nutzen eines Suez-Canals für die Civilisation, für die gesellschaftliche und commerzielle Zukunft der ganzen Welt dargelegt. Ausgezeichnete Publicisten haben unsere Sache mit Wärme, mit Begeisterung, mit Geist und Scharfsinn vertheidigt.

„Es wundert mich nicht, daß Deutschland uns beipflichtet, denn diese Nation, die kosmopolitischer ist, als jede andere, weiß ihre besonderen und persönlichen Interessen dem allgemeinen Interesse der Menschheit unterzuordnen. In Deutschland hat man sich nicht gesagt: „Was kümmert uns ein Project, das sich bemüht, eine so entfernte Erdzunge zu beseitigen? Was kümmert uns ein Seeweg, der nicht alle Schiffe aller Nationen direct in unsere Häfen führt?“ Man sagte sich: „Es handelt

sich um Wiederbelebung eines Bassins, um welches herum die Stätten und Wiegen aller Cultur lagern; es handelt sich um Eröffnung neuer Wege, um neue Bewegung und Berührung der Völker unter einander, und die Bewegung und die Berührung der Völker sind die mächtigsten Mittel, die wirksamsten Hebel der Civilisation; sie sichern den Frieden und mit dem Frieden den Reichthum und das Glück der menschlichen Gesellschaft."

Diese Zeilen des für sein großes Unternehmen in wahrer Begeisterung glühenden Mannes, tragen zwar den Stempel französischer Emphase und jener den romanischen Völkern eigenen Lust an poetischer Uebertreibung, schießen aber doch nicht allzuweit über das Ziel hinaus; denn erstens hat die deutsche Journalistik in der That die Suezfrage in hunderten von Aufsätzen besprochen und beleuchtet und zweitens ist die Durchstechung jener Landzunge von so mächtiger Wichtigkeit, daß unser berühmter Geograph Petermann in seinen „Mittheilungen" sagen konnte: „Wenn es möglich wäre, eine Brücke von Calais nach Dover oder gar von Europa nach Amerika zu schlagen, so würde das auf den Weltverkehr und auf die Machtstellung der Völker der Erde bei weitem nicht den Einfluß haben, als die Zerstörung der Brücke, des schmalen terrestrischen Bandes, welches Asien mit Afrika verbindet."

Diese Ansicht stammt nicht von gestern oder heute, sie hat vielmehr ein ebenso hohes Alter, als das erste Blatt, welches von dem Buche der Weltgeschichte bis auf uns gekommen ist.

Schon dem alten Culturvolke der Aegypter konnte es nicht entgehen, welch ungeheurer Vortheil dem Nilthale durch einen das mittelländische und rothe Meer verbindenden Canal erwachsen würde. Wir hören von den griechischen Historikern, daß schon der Pharao Sesostris, der Ramses Miamun der Denkmäler im 14. Jahrhundert vor Chr., eine Durchstechung des Isthmus von Suez unternommen, später aber eingestellt habe, weil ihm von seinen Baumeistern gesagt worden wäre, das rothe Meer liege höher, als der Boden von Aegypten und würde, durch den Canal in den Nil fluthend, das befruchtende Wasser des heiligen Stromes verderben und den gesegneten Boden des Delta verwüsten.

Diese Nachricht, welche von Vielen, weil sich die Aegypter in ältester Zeit, wie die heutigen Chinesen, von jedem Verkehr mit den Fremden,

die sie für unrein hielten, abzuschließen suchten, und aus anderen Gründen angezweifelt worden ist, hat sich vollkommen bestätigt. In dem Tempel zu Karnak ist nämlich ein Bild gefunden worden, welches einen Canal darstellt, den, wie eine hieroglyphische Inschrift besagt, schon der Vater des Sesostris, der große Sethos gegraben und mit dem Namen des „Ausschnitts" belegt hat. Ferner sind auf alten Denkmälern in der Nähe eines verfallenen Canals auf der Landenge von Suez Inschriften gefunden worden, welche den Namen des Sesostris führen, und endlich hören wir in einem alten Papyros von Aegyptern reden, die zu Schiffe von Ramses nach Pithom gefahren sein sollen. Dies sind dieselben Städte, in denen die Juden für den Pharao jene Ziegel brennen mußten, welche sich zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten haben, und die zum Beispiel im Berliner ägyptischen Museum aufbewahrt werden. Sie tragen die Form unserer Mauersteine, sind aber größer als diese, führen den Stempel des Ramses und bestehen aus getrocknetem Lehm und Schlamm, der, den biblischen Nachrichten entsprechend, mit Stroh untermischt zu sein pflegt.

„Denn man baute dem Pharao die Städte Pithom und Ramses zu Schatzhäusern. (Ramses auf der Landenge, Pithom etwas westlicher.) Und machte ihnen das Leben sauer, mit schwerer Arbeit in Thon und Ziegeln u. s. w."

„Darum befahl Pharao desselben Tages den Vögten des Volks und ihren Amtleuten und sprach: Ihr sollt dem Volke nicht mehr Stroh sammeln und Garben, daß sie Ziegel brennen, wie bis anher; lasset sie selbst hingehen und Stroh zusammenlesen; und die Zahl der Ziegel, die sie bisher gemacht haben, sollt ihr ihnen gleichwohl auflegen und nichts mindern u. s. w."

Jener strenge Pharao der Bibel ist sicher dem Ramses der Inschriften gleichzusetzen. Herodot, welcher viel von ihm zu erzählen weiß und der den später vollendeten Suez-Canal gekannt hat, scheint nichts von dem Projecte des großen Königs gehört zu haben, obschon er behauptet, Ramses sei zuerst mit Kriegsschiffen aus dem arabischen Meerbusen ausgelaufen und habe sich die Küstenbewohner des rothen Meeres unterworfen.

Seine Furcht, die See möchte durch den Canal in das Delta eindringen, ist auch in unserer Zeit von einigen Ingenieuren getheilt worden

und mag seine Nachfolger von weiteren Canalisations-Versuchen abgehalten haben, bis endlich im 7. Jahrhundert vor Chr. König Necho den Plan seines großen Ahnen wieder aufnahm. In Aegypten hatte sich seitdem viel verändert; besonders war seit dem ersten Psamtik, dem Vater des Necho, das Nilthal den Fremden, und namentlich den Griechen, eröffnet worden, so daß es nicht unmöglich erscheint, daß er auf den Rath der Hellenen, welche schon vor ihm, unter Periander, den Isthmus von Korinth zu durchstechen versucht hatten, sein großes Werk unternommen habe. Kurz vor der Vollendung desselben ließ der Pharao plötzlich die Arbeiten einstellen, wie Herodot erzählt, weil 120,000 Mann bei ihrem beschwerlichen Tagewerke in der Wüste den Tod gefunden hätten und weil ihm ein Orakelspruch zugerufen, sein Werk würde nur den Ausländern zum Nutzen gereichen. Letzterer Grund ist wahrscheinlicher als der erste; denn es ist wohl anzunehmen, daß die Priester Alles aufgeboten haben werden, um ein Unternehmen zu hintertreiben, welches ganz geeignet schien, den Verkehr mit den ihnen bis in den Tod verhaßten Fremden zu verdoppeln, während der Verlust einer großen Anzahl von Frohnarbeitern einem orientalischen Despoten damals ebensowenig nahe gehen mochte als heute. Man denke nur daran, daß bei der Anlage des Mahmudieh-Canals unter Mehemed Ali, in unserem Jahrhunderte 30,000 Menschen durch Entbehrungen jeder Art umgekommen, daß während des Baues der Eisenbahn von Cairo nach Suez, durch die Nachlässigkeit der englischen Unternehmer, an einem einzigen Tage mehrere Tausend unglücklicher Fellahin verdurstet sind.

Nach Necho's Tode, unter dessen Regierung auch das Cap der guten Hoffnung zum erstenmale umsegelt worden ist, blieb die begonnene Arbeit liegen, bis Aegypten von den Persern erobert wurde, und König Darius dieselbe wieder aufnahm. Um 500 vor Chr. hatte er Aegypten mit einem Canale beschenkt, welcher 4 Tagereisen lang und so breit war, daß zwei Trieren einander darauf ausweichen konnten. Etwas unterhalb der Stadt Bubastis bekam er sein Wasser vom Nil und ging von der arabischen Stadt Pathumos (Pithom) aus dem Meerbusen entgegen. Er mußte viele Krümmungen machen, und war darum weit länger als die 1000 Stadien, welche das Mittelmeer von dem arabischen Golfe trennen.

So erzählt Herodot, der 50—60 Jahre nach der Vollendung des Canals das Werk des Darius besucht und stets, was er mit eigenen Augen gesehen, treu und wahr mitgetheilt hat. Neben seinem Zeugnisse braucht man die Angaben eines Strabo, der 500 Jahre später Aegypten bereiste, und eines flüchtigen Compilators, wie Plinius, nicht zu berücksichtigen. Beide behaupten, der Canal sei nie vollendet worden; Herodot hat aber gesehen, die anderen nur gehört; auch wurde zu ihrer, ja schon zur Zeit des Aristoteles die wichtige Wasserstraße nicht mehr befahren. Ueber ihre einstige Existenz kann gar kein Zweifel aufkommen, denn lauter und beweiskräftiger als die Berichte der Griechen sprechen die Trümmer des Darius-Canals, welche heute noch erhalten sind. Schon der Schweizer Reisende Hans Werli von Zimber hat sie gesehen und sagt von ihnen in seinem Reisebuche aus dem Jahre 1484: „Vom Mosesbrunnen kamen wir auf das Feld Hanada, wo wir zur Nacht blieben, dann an einen Ort, da sahen wir das große Werk, das ein König angefangen zu graben." Wer dieser König gewesen sei, blieb dem alten Schweizer unbekannt; der neuen Wissenschaft der Keilschriftentzifferung ist es aber gelungen von einem Steine, welcher sich bei den Trümmern eines Canals in der Nähe des rothen Meeres befindet, die Worte zu lesen:

„Daryawush naqa wazarka"
„Darius, der große König."

Auch eine bei denselben Trümmern gefundene Hieroglyphen-Inschrift enthält den Namen des Ntariush (Darius), eines Mannes, der zu den größten Organisationstalenten gehört, von denen die Geschichte erzählt, und dessen Weitsichtigkeit so groß war, daß man wohl annehmen könnte, er habe das südliche Persien mit den westasiatischen Provinzen durch eine Wasserstraße verbinden wollen.

In welchem Maße und wie lange der Canal benutzt worden ist, wissen wir nicht; wohl aber, daß man in verhältnißmäßig kurzer Zeit nach seinem wahrscheinlichen Verfall, von Neuem seine Nothwendigkeit erkannte, und daß Ptolemäus Philadelphus, der dritte macedonische König von Aegypten (285—47 vor Chr.) es wiederum unternahm, das rothe mit dem mittelländischen Meere zu verbinden. Seine Bemühungen wurden von so gutem Erfolge gekrönt, daß noch nach mehreren Jahrhunderten

viele schwer beladene Lastschiffe den Canal befahren konnten. — Strabo hat ihn gesehen und sagt von demselben, er münde bei Arsinoe in das rothe Meer, durchschneide die sogenannten bitteren Seen und werde von Thoren verschlossen, die man nach der Beschreibung des Diodor für ein System von doppelten Schleusen halten muß, welche der Brauchbarkeit des Canals in jeder Beziehung förderlich waren. Weiter erfahren wir, daß das in die bitteren Seen einfließende süße Wasser die Natur derselben so verändert habe, daß sich Fische in ihnen gehalten und Wasservögel ihre Ufer besucht hätten.

Die Behauptung, der Canal des Ptolemäus habe schon zur Zeit der Kleopatra nicht mehr existirt, ist vollkommen grundlos, denn sie stützt sich lediglich auf eine Stelle im Plutarch, welcher erzählt, daß, als Antonius nach der unglücklichen Schlacht von Actium nach Alexandria zurückkam, er die Courtisane im Purpur, die eben so schöne als reichbegabte Kleopatra, mit dem riesenhaften Unternehmen beschäftigt gefunden habe, ihre Flotte über die Landenge, welche das mittelländische vom rothen Meere trennt, zu schaffen. Diese Nachricht braucht nicht verworfen zu werden, wenn auch die Wasserstraße des Philadelphus noch nach der Schlacht bei Actium befahren werden konnte, denn der Canal, welcher ja seine Speisung aus dem Nil erhielt, war wohl nur zur Zeit der Ueberschwemmung schiffbar, und Antonius muß im Februar oder März zu Kleopatra gekommen sein, während der Nil schon Anfangs Juni zu steigen, seine höchste Höhe im September zu erreichen und Ende Januar vollkommen zurückgetreten zu sein pflegt. Ein sehr gültiger Beweis für das längere Bestehen des amnis Ptolemaeus, wie Plinius den Canal des Philadelphus nennt, liegt in den Berichten einiger arabischer Schriftsteller, welche ihn von Trajan gegründet und übereinstimmend mit den Geographen Ptolemäus „Trajans-Canal" genannt werden lassen, woraus man schließen darf, daß irgend ein schmeichlerischer Präfect den großen Bau mit dem Namen seines Gebieters, der Aegypten niemals besucht und sich für dasselbe keineswegs besonders interessirt hat, geschmückt habe. Jedenfalls ist es unwahrscheinlich, daß ein stolzer Imperator ein verfallenes Werk, an dem er durchaus kein Theil haben kann, nach seinem Namen benennt. Im Jahre 1799 gelang es dem Franzosen Lepère, dem Haupte der napoleonischen wissenschaftlichen Commission, die

Spuren des alten Canalbettes genau zu verfolgen. Es ging vom pelusinischen Nilarme aus und mündete westlich von der heutigen Stadt Suez. Ob der Canal noch zur Zeit der Khalifen befahren wurde, ist eine Frage, welche von dem Araber Alferan verneint wird. Derselbe erzählt nämlich, der Khalif Omer habe den versandeten „Trajans-Canal" wieder aufgraben lassen, um während einer Hungersnoth Lebensmittel nach Mekka und Medina zu schaffen. Ein anderer Araber theilt uns in sehr lebendiger Weise mit: Amru, welcher auch zuerst auf den Gedanken gekommen sein soll, die Landenge zu durchstechen, habe für die Mekkapilger den Nil mit dem rothen Meere verbinden und hierzu den Canal des Philadelphus benutzen wollen. Als Amru die Ausgrabung desselben befahl, kam ein Kopte zu ihm und sagte: „Wenn Ihr mich von der Kopfsteuer befreien wollt, so will ich Euch sein altes Bette zeigen." Omer gestattete des Mannes Wunsch zu erfüllen, und der Kopte zeigte den Canal, welcher dann auch hergestellt wurde, um wieder — aber nur eine sehr kurze Zeit lang — befahren zu werden. Er soll schon, und darin kommen fast alle Berichterstatter zusammen, am Ende des 8. Jahrh. n. Christ. zugeschüttet worden sein. Makrizzi (1430) erzählt, zu Medina sei ein gewisser Muhamed gegen den Khalifen von Irak aufgestanden, welcher schnell nach Aegypten geschrieben habe, der Statthalter möge den Canal sofort zuschütten lassen, damit den Aufrührern keine Lebensmittel nach Medina gebracht werden könnten. Man gehorchte diesem Befehle und zerstörte die Wasserstraße, welche Aegypten mit dem rothen Meere verband, auf ewige Zeiten.

Der alte Canal verfiel und versandete endlich ganz und gar; nicht so der Gedanke einer Durchstechung der Landenge von Suez. Harun-el-Raschid dachte daran, das rothe und das mittelländische Meer zu verbinden; doch ließ er die Arbeiter nicht an's Werk gehen, weil er fürchtete, die Europäer möchten durch den Canal nach Aegypten oder gar nach den heiligen Stätten von Mekka und Medina kommen. Als nach der Umseglung des Caps der guten Hoffnung durch Vasco de Gama der größeste Theil des venetianischen Gewürzhandels in portugiesische Hände überzugehen drohte, rieth Marino Sanudo: „Der Weg über das rothe Meer sei der kürzere, und wenn der mohamedanische Zoll wegfalle, auch der wohlfeilere; eine Ver-

bindung des Nils mit dem rothen Meere sei möglich, sei schon vorhanden gewesen und müsse wieder hergestellt werden."

Der unbekannte Zeichner einer Seekarte aus dem Jahre 1424, welche sich auf der Bibliothek zu Weimar befindet, hat gleichfalls denselben Plan gehabt, denn er verbindet, wenn auch nur mit der Feder, den Nil mit dem rothen Meere durch einen breiten Wasserstrom.

Der Sultan Mustapha II. (1754—744) dachte ebenfalls an die Verwirklichung des alten Projectes und veranlaßte den in der Welt umherstreifenden Baron Tott, ihm eine Denkschrift darüber zu schreiben. Tott begriff die große Idee vollkommen und sagt: „Wenn Mustapha lange genug gelebt hätte, das Werk auszuführen, so würde er mit Ueberwindung geringer Schwierigkeit eine Umwälzung bewirkt haben, wie sie in der Politik nur je möglich gewesen."

Der letzte Abschnitt der Suez-Canal-Unternehmungen begann mit der französischen Expedition nach Aegypten, an deren Spitze der junge General Bonaparte stand, dessen alleserfassender Genius die Wichtigkeit des Suez-Canals sofort erkannte und an die Vollendung desselben weitschauende Pläne knüpfte. Nach der Schlacht bei den Pyramiden begab er sich in eigener Person von Cairo nach Suez. Als er eines Tages das Gestade des rothen Meeres untersuchte, trat dasselbe ganz unerwartet so gewaltig über sein Ufer heraus, daß er ohne die wunderbare Schnelligkeit seines arabischen Pferdes, fast an derselben Stelle, die wir für das feuchte Grab des den Juden nachsetzenden Pharaonen-Heeres halten müssen, ein Raub der Wogen geworden wäre. Als der General später den Isthmus von Suez genau untersuchte und Berthollet das Bett des alten Canals auffand, so rief er: „Messieurs, nous sommes en plein canal des Pharaons!" Schon im Jahre 1799 setzte Bonaparte eine Commission ein, die er mit der Untersuchung der Localverhältnisse betraute. Als er nach Europa zurückgekehrt war, erschien eine von Lepère im Namen der Commission verfaßte, äußerst reichhaltige Denkschrift, welche den Rath ertheilt, dem alten ptolemäischen Bau zu folgen und den nur für große Barken zugänglichen Canal vom Nile nach dem rothen Meere zu bauen; die Durchstechung der Landenge aber aus verschiedenen Gründen, besonders weil man gefunden habe, daß das rothe Meer um $9{,}_{008}$ Meter höher liege, als das mittelländische Meer, aufzugeben. Dieser auch in

die große description de l'Egypte übergegangene Irrthum veranlaßte Napoleon, von seinem großen Plane abzustehen; er war aber an die exacte Richtigkeit der Messungen seiner Ingenieure gewöhnt und konnte das nicht ahnen, was auch wir nicht zu begreifen vermögen: nämlich, wie so gewandte Männer es möglich gemacht haben, einen so groben Fehler bei der Erledigung einer so wichtigen Frage zu begehen. Spätere Vermessungen, von denen wir weiter unten reden werden, haben nämlich ergeben, daß zur Ebbezeit das Meeresniveau bei Tineh nur um etwa 1 Zoll höher sei, als bei Suez, zur Fluthzeit aber das rothe Meer höchstens um 1 Fuß 5¼ Zoll höher stehe, als das mittelländische. Eingerechnet die Aequinoctial-Springfluth, beträgt der mittlere Unterschied des Wasserstandes beider Meere 4, die größte mögliche Differenz 8¾ Pariser Fuß. — Bemerkenswerth erscheint es, daß schon die Baumeister der Pharaonen in den Irrthum der französischen Ingenieure verfallen sind.

Wenn aber auch durch die falschen Lepère'schen Berechnungen der Bau des Suez-Canals verzögert worden sein sollte, so darf doch der Bericht der Napoleonischen Ingenieure, außer wegen des reichen Materials, das er herbeibringt, auch insofern dankenswerth genannt werden, als er es gewesen ist, welcher Herrn von Lesseps auf das große Project des Kaisers aufmerksam gemacht und ihn veranlaßt hat, sein Leben und seine Kräfte in wunderbar hingebender, geschickter und erfolgreicher Weise der Herstellung eines Suez-Canals zu widmen. Vielen unserer Leser wird der Name Lesseps bekannt sein; wenige werden aber wissen, wie gerade dieser nicht eben reiche französische Edelmann dazu gekommen ist, ein Werk zu beginnen und wahrscheinlich zu vollenden, welches die Mittel eines Königs und den Einfluß eines Kaisers in Anspruch nimmt.

1831 wurde er — so können wir seiner eigenen Erzählung folgend berichten — als Viceconsul von Tunis nach Aegypten geschickt. Er legte diese Reise auf einem langsamen Segelschiffe in 37 Tagen zurück und mußte zu Alexandrien eine Quarantaine bestehen, obgleich er aus einem vollkommen gesunden Lande in ein für ungesund verrufenes gekommen war. Herr Mimaut, der damalige Consul, ein ebenso geist- als kenntnißreicher Mann, besuchte natürlich seinen jungen Amtsbruder und brachte ihm, damit er seine gezwungene Muße nützlich verwenden könnte, die große description de l'Egypte, in der er auch den Lepère'schen Aufsatz

über die Verbindung der beiden Meere fand. „In jenen Tagen habe ich mich," so erzählt Lesseps selbst, „zum erstenmale nach der Bedeutung der Landenge von Suez ernstlich umgeschaut und aus den gelehrten Mittheilungen des Herrn Lepère Aufklärung über die Geschichte des Canals erhalten."

Damals regierte Mehemed Ali in Aegypten, der den jungen Diplomaten sehr wohlwollend aufnahm, weil er den Vater desselben gekannt hatte, der als erster französischer Geschäftsträger, nach dem Abzuge der Pyramiden-Armee, von Napoleon und Talleyrand zum Nile geschickt worden war, um die englische Politik zu bekämpfen, welche sich's angelegen sein ließ, das barbarische Regiment der Mamelucken in Aegypten zu begünstigen. Dieser Herr von Lesseps (der ältere) war es gewesen, der in Mehemed Ali, einem früheren Tabakshändler, welcher sich zum Oberst in der türkischen Armee aufgeschwungen, den Mann gefunden hatte, dessen man sich bedienen konnte, um die Macht der Mamelucken zu brechen und das verkommene Aegypten dem europäischen Handel wieder aufzuschließen. — Mehemed Ali erfüllte, was man von ihm erwartet hatte. Er wußte als Vicekönig den Ertrag seines Landes und die Verkehrsfähigkeit desselben, wenn auch fast ausschließlich für seinen eigenen Vortheil, zu verzehnfachen. Er brach die Macht der Mameluken; aber er that es freilich in etwas sonderbarer Weise. Eines Tages lud er sie Alle zum Gastmahle nach der Citadelle von Cairo ein. Sie kamen; als sie sich aber im reichsten Waffenschmucke an die Tafel setzen wollten, fielen plötzlich aus dem Hinterhalte tausend Schüsse, welche nicht eher schwiegen, bis 3—400 dieser wilden, aber ritterlichen Helden, ohne sich wehren zu können, in dem verschlossenen Hofe der alten Feste verblutet waren. Nur ein einziger entkam durch die Treue und wunderbare Kraft seines edlen Rosses. Mehemed Ali war ein Schlächter und Bluthund, ein Bedrücker und Gottesverächter; aber er war von der anderen Seite ein milder Vater, ein vorsorglicher Regent, ein fortschrittlicher Geist und ein frommer Mann. Fürst Pückler nennt ihn den Napoleon des Ostens und hebt seine Tugenden in den Himmel, während General Heilbronner den Fluch Gottes auf ihn herabruft. Mehemed war eben einer von jenen groß angelegten Menschen, die ganz bestimmten Zielen unaufhaltsam nachstreben und niemals, weder im Guten, noch im Bösen, die gewöhnlichen

Grenzen innehalten. Er, den man mit Recht hundertmal der schreiendsten Undankbarkeit zeihen kann, war dem jungen Lesseps für die Dienste, welche ihm der Vater desselben erwiesen hatte, bis an sein Ende dankbar und brachte ihn selbst mit seinem jungen Sohne Said in Verbindung, der den liebenswürdigen Franzosen bald mit seiner Freundschaft beehrte.

1847 nach dem Tode Mehemed Ali's mußte Said vor seinem Neffen Abbas-Pascha, dem Nachfolger seines Vaters, fliehen und begab sich nach Paris, woselbst ihn Herr von Lesseps in seiner Familie gastfrei aufnahm und sich immer enger mit ihm verband. — 1854 gelangte Said zur Regierung und berief seinen Freund sofort nach Aegypten. Dieser nahm die Einladung an und begab sich mit dem vollendeten Entwurfe des Suez-Canals, dem er von nun an seine Tage weihte, nach Alexandrien.

Der neue Vicekönig nahm Interesse an dem Plane, der ihm theils aus den Mittheilungen seines Freundes, theils aus gewissen Arbeiten während der Regierung Mehemed Ali's nicht mehr fremd war. Im Jahre 1840 hatten nämlich englische Offiziere durch Kochmessungen gefunden, daß in der Höhe der beiden Meere keine Differenz bestehe, und der Vicekönig war sowohl hierdurch, als durch die Aufmunterung des Fürsten Metternich, der sich von dem Suez-Canale große Vortheile für die süd-österreichischen Hafenstädte versprach, veranlaßt worden, ein genaues Nivellement der beiden Golfe und des zwischenliegenden Terrains vornehmen zu lassen. Zu diesem Behufe berief der Vicekönig eine Commission von bewährten Ingenieuren, welche das Nivellement mit aller Sorgfalt bewerkstelligte. Da erschien der berühmte Engländer Stephenson, dem die Erforschung der Rhede von Suez übertragen wurde, der Oesterreicher Negretti, welcher den Golf von Pelusium untersuchte, und der Franzose Talabot mit seinem Genossen Bourdaloue, welche beide die Vermessung des Terrains zwischen dem rothen und mittelländischen Meere zu leiten hatten. Endlich nahmen auch die bedeutenden ägyptischen Ingenieure Linant und Mougel-Bey an diesen Nivellirungen Theil, als deren Resultat sich herausstellte, daß das Niveau der beiden Meere fast ganz gleich sei und daß ein maritimer Canal sehr gut vollendet werden könne. Mougel und Linant-Bey, sowie Herr von Negretti befürworteten dies Project ganz besonders, während sich Talabot für einen Canal

entschied, welcher die Schiffe von Suez aus quer durch Aegypten zum Nil und von dort nach Alexandrien führen sollte.

Die großen von dieser Commission zu Nismes gedruckten Karten und Pläne sind leider niemals herausgegeben worden; für Herrn von Lesseps waren sie aber wohl zugänglich, und ihnen mag er zum Theil die Sicherheit verdanken, mit der wir ihn von Anfang an sein großes Ziel verfolgen sehen.

Der neue Vicekönig nahm bald ein so warmes Interesse an dem ihm schon seit Jahren geläufigen Plane seines Freundes, daß er die Lesseps'schen Voranschläge eigenhändig prüfte und, nachdem er sie gebilligt hatte, den europäischen Mächten mittheilte, er werde die Landenge von Suez durchstechen. Den Bedenken des englischen Consuls antwortete er, daß man den Canal mit europäischem Gelde bauen werde, daß keiner Nation eine besondere Begünstigung gewährt werden sollte und daß sich Niemand zu beunruhigen brauche, denn er sei gern bereit, jeden Einwand, den man ihm machen könnte, nach Kräften zu berücksichtigen.

Die Uebergabe der Bewilligungsacte an Herrn von Lesseps wurde mit Feierlichkeit am 18. Nov. 1854 in Gegenwart aller auf der Citadelle von Cairo versammelten europäischen Consuln begangen und enthält nach einigen einleitenden Worten in der Kürze folgende Stipulationen:

Die Bewilligung erstreckt sich, vom Tage der Eröffnung des Canals an gerechnet, auf 99 Jahre.

Die Gesellschaft hat alle Kosten, welche die Arbeiten verursachen werden, zu tragen, erhält aber alle nothwendigen Grundstücke, welche nicht Privateigenthum sind, unentgeltlich.

Die ägyptische Regierung beansprucht 15 % des Reinertrages, welchen der Canal abwerfen wird. Vom übrigen Gewinn erhalten die Actionäre 75 und die Gründer 10 %.

Die Durchgangsabgaben, welche gemeinsam vom Vicekönige und der Gesellschaft festgesetzt werden, müssen für alle Nationen gleich sein.

Außer dem See-Canale muß noch ein Süßwasser-Canal, in der Weise des zur Zeit der Pharaonen begründeten, hergestellt werden.

Die unbebauten Ländereien, welche sich längs des Süßwasser-Canals hinziehen, gehören der Gesellschaft und müssen von dieser auf eigene Kosten bebaut und bewässert werden.

In den folgenden Paragraphen wird der Besteuerungsmodus für die obengenannten Grundstücke festgesetzt.

Nach Ablauf der Bewilligungszeit tritt die ägyptische Regierung an die Stelle der Gesellschaft und wird alle Rechte und Pflichten derselben übernehmen. Ein freundschaftliches Uebereinkommen oder ein schiedsrichterliches Erkenntniß wird die der Gesellschaft für Abtretung ihres Materials und ihrer beweglichen Güter zu zahlende Entschädigung festsetzen.

„Wir versprechen," so schließt das Document, „unsere gute und ehrliche Mitwirkung, sowie jene aller Beamten von Aegypten, zur Ausführung und Ausnutzung der gegenwärtigen Herrn von Lesseps und der von ihm zu bildenden Gesellschaft verliehenen Gewalten."

Noch im selben Jahre, 1854, constatirte Herr von Lesseps mit Hülfe der französischen, in ägyptischem Dienste stehenden Ingenieure Mougel und Linant-Bey die Gleichheit des Niveaus der beiden Meere und schlug vor, einen Canal zu graben, der Pelusium und Suez direct verbinden sollte. Seine Voranschläge überbrachte er im Auftrage des Vicekönigs dem Sultan eigenhändig, gab dem Souverain Said Pascha's, oder besser der Regierung desselben, alle möglichen Erklärungen, und verließ Constantinopel mit einem officiellen Schreiben, in welchem, trotz des britischen Widerspruchs, die Genehmigung der Pforte enthalten war. Nach diesem wichtigen Erfolge mußte es Herrn von Lesseps zunächst am Herzen liegen, das englische Volk für sein Unternehmen zu gewinnen. Er reiste nach London und fand, daß die Briten im Allgemeinen seinem Plane gewogen waren, daß aber Lord Palmerston alles aufbot, um denselben, weil er eben nicht in sein System paßte, scheitern zu lassen.

Herr von Lesseps hatte eine persönliche Unterredung mit dem großen Staatsmanne, der sich darauf beschränkte, die technischen Schwierigkeiten des Unternehmens: den Sand, die Wüstenwinde, die von Andreossi aufgebrachte Unmöglichkeit, am pelusinischen Ufer einen Hafen anzulegen, die gefährliche Schifffahrt auf dem rothen Meere ꝛc. ꝛc. hervorzuheben.

Herr von Lesseps antwortete auf diese Einwände, welche nur von Männern der Wissenschaft widerlegt werden konnten, indem er die bedeutendsten Ingenieure der vorgeschrittensten europäischen Culturstaaten zu einer internationalen Commission zusammenberief. Rendel, der erste englische Wasserbaumeister, Harris, Capitain der indischen Compagnie, welcher 58 Reisen von Suez nach Bombay gemacht hatte, Manby, Secretair der britischen Civilingenieure, v. Negretti, Generaldirector der österreichischen Eisenbahnen, Conrad, Director des holländischen Wasserbauwesens, Paleocapa, Minister der öffentlichen Bauten des sardinischen Staates, Renaud, Generalinspector der französischen Straßen- und Brückenbauten, der preußische Baumeister Lentze, Director der Weichselbauten, und der spanische Generaldirector der öffentlichen Arbeiten zu Madrid, Cypriano Segundo Montesino, und außerdem Herr v. Lesseps, Linant und Mougel-Bey, sowie die Pariser Academiker Jomard und Barthélemy St. Hilaire folgten diesem Rufe und traten zu einer Commission zusammen, welche sich am 31. October 1855 in Paris vereinigte und am 8. November nach Aegypten abreiste, woselbst sie den 10., nach einer stürmischen Seefahrt, anlangte. Der Vicekönig empfing sie mit der größten Auszeichnung und sagte, als man ihm dankend zurief, daß er die Mitglieder der Commission wie gekrönte Häupter empfange: „Wie könnt' ich anders; sind es denn nicht die gekrönten Häupter der Wissenschaft?" — In welcher Weise diese Herren aufgenommen worden sind, geht wohl am besten daraus hervor, daß ihr Aufenthalt in Aegypten Said Pascha an 300,000 Frcs., d. s. 80,000 Thlr. gekostet hat.

Zunächst fuhren sie den Nil herauf, um den Lauf und das Wesen des alten Flusses zu studiren; vielleicht auch, weil eine interessante Reise in guter Gesellschaft und unter den glänzendsten Bedingungen von den Mitgliedern derartiger Commissionen mit besonderer Vorliebe angetreten zu werden pflegt. Als Resultat dieses Ausfluges ergab sich die entschiedene Ansicht, daß ein nutzbarer Suez-Canal nur mittels der directen Verbindung beider Meere herzustellen sei. Um die vielen für die Vollendung desselben nöthigen Arbeiter in der Wüste nähren und tränken zu können, wurde die sofortige Inangriffnahme des Süßwasser-Canals befürwortet. Wir können hier mit Freude constatiren, daß derselbe

schon im vorigen Jahre und zwar am 29. December 1863 vollendet und dem Verkehre übergeben worden ist.

Die Commission setzte das Gelingen desselben voraus und äußerte sich über das ganze Lesseps'sche Project in der günstigsten Weise, denn sie erklärte in einem summarischen Berichte, den sie dem Vicekönig am 3. Januar überreichte, „im Angesichte der ganzen gelehrten Welt und der Civilisation, daß der directe Canal von Suez nach Pelusium die einzige Lösung der Aufgabe sei, und daß es kein anderes praktisches Mittel gäbe, das rothe mit dem mittelländischen Meere zu verbinden; daß die Ausführung dieses Seecanals leicht und daß der Erfolg gesichert sei, daß die beiden zu Suez und Pelusium zu schaffenden Häfen nur gewöhnliche Schwierigkeiten bieten .... und daß endlich sämmtliche Kosten des Canals die 200 Millionen Franken des Voranschlags nicht überschreiten werden."

Diese in einem eignen Buche erörterten Resultate der Commission machten großes Aufsehen, gewannen dem Projecte zahlreiche Gönner, berührten aber die Herzen der englischen Staatsmänner, welche die Suez-Canalfrage bis dahin für ein Hirngespinnst gehalten hatten, auf's unangenehmste und veranlaßten sie, gegen die Verwirklichung desselben mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu intriguiren. Lord Palmerston dachte nur noch an die Gefahren, welche dem englischen Einflusse im Oriente durch das von einem Franzosen geleitete gemeinnützige Werk drohten, er sah schon das ägyptische Reich und den Isthmus von Suez, der bis dahin die natürliche Barrikade gewesen war, welche den Machtstaaten des Mittelmeeres den Weg nach Indien, wenn nicht verschloß, so doch wesentlich erschwerte, in französische Hände gelangen und fürchtete, daß die Zeit nicht fern sein möchte, in der auch noch andere als englische Schiffe auf dem rothen Meere Handel treiben und noch andere Häfen, als das englische Aden an der arabischen Westküste entstehen werden.

Hier stand ein bedeutsames wir möchten sagen „Monopol", jedenfalls ein mühsam erkauftes Vorrecht auf dem Spiele — und schnell vergaß man, wie das in England Sitte zu sein pflegt, den der ganzen Cultur und dem Weltverkehre winkenden Aufschwung, weil man einen kleinen Theil seiner eignen Vorrechte einbüßen zu müssen fürchtete. Diese

keimende Bangigkeit zu nähren, war des englischen Ministers Aufgabe, deren Erfüllung ihm so gut glückte, daß die Times, das Echo der Volksstimmung, sehr bald den drohenden Angstschrei ausstoßen konnte: „Europa hat sich um die Schifffahrt im rothen Meere so wenig zu kümmern, so wenig ein Wort mitzureden, als wenn es sich um eine Eisenbahn in Irland handelte.“ So sprach die beeinflußte Presse, während die Regierung, um ein Aequivalent für das Handelsmonopol, welches ihr nach der Eröffnung des Canals entgehen wird, zu haben, die in der Mitte der Straße Bab-el-Mandeb gelegene Insel Perim oder Meium stark befestigte, um auch am rothen Meere ein Gibraltar zu besitzen. Diesem kühnen, dem von Frankreich unterstützten Projecte gebotenen Paroli folgten eine Menge von Luftstreichen, welche Lord Palmerston vor dem versammelten Parlament, wie im geheimen gegen den stetig fortschreitenden Bau des Canals führte und die dem Vicekönig so wenig Ruhe ließen, daß er, begleitet von seinem Freunde Lesseps, die entfernteste Grenze seines Reiches aufsuchte, um sich denselben wenigstens auf einige Monate zu entziehen. Um einen Begriff von der Niedrigkeit des englischen Verfahrens zu geben, genüge die Thatsache, daß eine von der Regierung ausgehende Nachricht durch alle britischen Zeitungen lief, welche berichtete, der sich des besten Wohlseins erfreuende Pascha sei verrückt geworden und man müsse sich deswegen nach Constantinopel wenden, um die von einem Geisteskranken gegebene Concession für den Suez-Canal wieder aufheben zu lassen. Viele ähnliche Gerüchte und Verleumdungen wurden von den Engländern so lange geglaubt, bis sie hinlänglich oft getäuscht worden waren, um einzusehen, daß man ihnen mit Absicht die Unwahrheit sage. Auch der Commissionsbericht, welcher die Unterschrift der bedeutendsten englischen Ingenieure zeigte, trug dazu bei, daß die Handelswelt mit größerem Vertrauen auf die Canalbauten zu blicken und die beharrlich feindselige Haltung der Regierung heftig zu tadeln begann. Und sie war tadelnswerth, denn sie verband mit der Selbstsucht und Ungerechtigkeit die niedrigste Feigheit. Verweigerte sie doch stets dem Pascha ihre Drohungen schriftlich zu geben, schob sie doch überall die Pforte, ihren Spielball vor, wo sie sich selbst vor der Verantwortlichkeit scheute. Fast jedes bedeutende Unternehmen, welches Umgestaltungen irgend welcher Art herbeiführt, muß sich auf Gegner ge-

faßt machen, wird aber, wenn es der Allgemeinheit nützlich ist, so sicher wie der Lauf der Zeiten über diejenigen fortschreiten, welche sich ihr aus eigennützigen Zwecken zu widersetzen wagen. Eine Unternehmung solcher Art wird nie und nimmer durch die politischen Bedenken und prohibitiven Auskunftsmittel der rechnungtragenden Lenker einer engherzigen Nation in das Nichts zurückversetzt werden.

Dieser Satz bewährt sich und wird sich auch in Zukunft dem Suez-Canal gegenüber bewähren; denn trotz der bis zum Hinweis auf einen casus belli gesteigerten Drohungen der Engländer, trotz der feindlichen Haltung der Pforte, die sich von der britischen Regierung überall vorschieben und benutzen läßt und in diesem besondern Falle fürchtet, die Landenge von Suez werde sich als neutrales, von den Europäern besetztes Gebiet zwischen ihre afrikanischen und asiatischen Besitzungen schieben und der Vicekönig sich ganz von seiner Vasallenstellung emancipiren, sind die Arbeiten auf der Landenge begonnen worden, haben bedeutende Capitalisten in Frankreich, Oesterreich und anderen Ländern dem Unternehmen des Herrn von Lesseps große Summen anvertraut.

(Schluß im nächsten Heft.)

Große Welt.

Eine Novelle in zwei Tänzen.

Vom Grafen W. A. Sollohub.*)

II.

Mazurka.

VIII.

Zwei Jahre verstrichen. Petersburg amüsirt sich und tanzt wie sonst. Auf den Gesichtern unserer Freunde und Bekannten zeigten sich einige neue Runzeln, unsere Schönen hatten etwas von ihren Reizen verloren, unsere Stutzer ihre Liebenswürdigkeit ein wenig erschöpft. Einige Personen, die wir im französischen Theater in der ersten Reihe der Sperrsitze zu sehen gewohnt waren, verschwanden auf einmal aus der Genossenschaft der vornehmen Welt und legten sich im Newskikloster in dumpfe Gräber, nichts als ein paar allgebräuchliche Phrasen des Bedauerns auf den Lippen ihrer momentan betrübten Freunde zurücklassend. Petersburg amüsirt sich und tanzt wie sonst. Neue Männer und neue Frauen haben die leergewordenen Plätze im Theater und auf dem Balle eingenommen. Neues Gerede und neue Klatschereien beschäftigen die Petersburger Gesellschaft, die jeden Abend wie ein feierlicher Hochzeitszug sich von Haus zu Haus bewegt und nach wie vor ihre Hauben und Fracke zur Schau trägt, sich bei den Tönen der Geige belebt, oder über dem farblosen Salongeplauder einschläft.

Habt ihr vielleicht einmal, still an die Wand gelehnt, all diese sonderbaren Gestalten betrachtet, die gleichsam euch zu Gefallen mit so holdem Lächeln, mit so saubern Handschuhen sich vor euch bewegen? Und habt ihr euch Mühe gegeben, alle die Treibfedern zu untersuchen, die sie in Bewegung setzen? O, wenn man in das Schicksal jedes Ein-

*) S. Nordische Revue I. Heft 3.

zelnen eindringen könnte, wie viele unbegreifliche Geheimnisse würden sich auf einmal offenbaren, wie manches überraschende Drama würde sich entfalten! Denkt euch nur, wie wär's, wenn unsre Bühne sich plötzlich gegen euch umkehrte, und wenn ihr plötzlich statt der prächtigen Decorationen nur grobe Leinwand und Stricke vor euch sähet! Ich glaube, es muß eben so lächerlich als schrecklich sein, die Kehrseite unserer vornehmen Welt zu sehen. Wie viel Umtriebe, wie viel geheime Geschenke, wie viel Verwandte und Vettern, wie viel elegante Dürftigkeit, wie viel froher Neid .... Und alles geht, eilt, drängt sich vorwärts!....

Vorwärts, vorwärts ... höher und höher ... aber wo denn eigentlich hinaus? wo hinauf? Das weiß man nicht. Ein einziges Wort belebt und bewegt alles. Und welches Wort! ... Das sinnloseste: Eitelkeit!

Eitelkeit also, das ist die Gottheit, welche der große Haufe der Residenz anbetet. Der Landbewohner kann sich keinen Begriff machen, wie viel geborgte Rubel, wie viel künftige Ernten an einem Abend vernichtet werden, um einen Ehrenplatz unter Leuten einzunehmen, die man nicht liebt, oft nicht einmal achtet. Und was noch schlimmer ist, wie viele Menschen, die zeitlebens ohne Selbstständigkeit, ohne Verdienst, nur nach äußern Auszeichnungen streben, werden krank vor Neid bei der Rangerhöhung ihrer Nebenbuhler und sterben unglücklich, weil sie ihr unerreichbares Ziel nicht erreicht, dem sie ihr ganzes Leben opferten, weil sie ihre unersättliche Eitelkeit nicht ganz gesättigt! ... Aus dieser allgemeinen Richtung der vornehmen Gesellschaftsklasse erklärt sich leicht der Charakter einer neuen Person meiner Erzählung, die bis jetzt noch nicht aufgetreten. Ich habe immer nur von der Gräfin gesprochen, vom Grafen aber kein Wort. Ganz natürlich: wenn man die Frau betrachtet, möchte man nicht an den Mann denken.

Doch jetzt müssen wir wohl oder übel den Grafen hervorrufen und einen Blick auf sein Privatleben werfen; es ist die höchste Zeit.

Gewiß kennen ihn schon viele meiner Leser oder haben ihn gekannt in dem Augenblick, wo sie ihn vor sich sahen. Nur vergaßen sie ihn gleich darauf, weil an ihm nichts Ausgeprägtes ist. Er hat ein ganz gewöhnliches Gesicht, eine ganz gewöhnliche Sprache und ist der gewöhnlichsten Menschen gewöhnlichster; aber er steht immer neben irgend einem bedeutenden, als der unentbehrliche Abglanz gesellschaftlicher Größe.

Er belacht nur die Scherze hoher Rangperſonen, Whiſt ſpielt er nur mit Miniſtern, zu Mittag ladet er nur Sterne und dicke Epaulettes ein. Man ſpricht von ihm als einem Supplement anderer Perſonen, aber an ſeine Alleinexiſtenz hat noch Niemand gedacht.

Graf Worotynſki verlebte ſeine erſte Jugend in Petersburg als Gardeoffizier aus der alten Zeit. Nachdem ſein Vater geſtorben war und die Erbſchaft ihm in die Hände kam, wurde aus dem Kaſernentaugenichts auf einmal ein befrackter Lovelace, der im Auslande Vergnügungen nachjagte und mit ſeinen Eroberungen prahlte.

So verbrachte er mehrere Jahre unter den empfindſamen Baroneſſen der Karlsbader Saiſon und den Couliſſengöttinnen kleiner Theater. Müde vom glücklichen Courmacherleben kehrte der Graf als enttäuſchter Stutzer nach Petersburg zurück.

Da bemerkte er zu ſeinem Verdruß, daß alle ſeine früheren Jugendgenoſſen ihm auf der Bahn der Ehren und Auszeichnungen längſt vorausgeeilt, ja, daß einige ſogar im Gönnerton zu ihm ſprachen.

Der Graf war kein übler Menſch, kein dummer Menſch, aber ein eitler Menſch. Es war ihm über die Maßen ärgerlich, daß er da nichts bedeuten ſollte, wo alle etwas bedeuten. Er beſchloß, wo nicht ſeine Nebenbuhler einzuholen, doch wenigſtens ſich das anzueignen, wofür wir im Ruſſiſchen Gottlob noch keinen Ausdruck haben, was auf franzöſiſch une position dans le monde genannt wird. Ein Zufall kam ſeinem Vorſatz trefflich zu Statten. Er hatte ſich wirthſchaftlicher Anordnungen halber auf ſeine Güter begeben, und dort erblickte er in der Nachbarſchaft eine Schönheit, vor der er mit Staunen und Freude ſtehen blieb. Es war nicht das Beben der Liebe, ſondern die gewandte Berechnung ſcharfſichtiger Eitelkeit. Als Einer, der viel geſehen, wußte er die Macht eines ſchönen Weibes in der Welt hoch zu würdigen. Beſitzer eines großen und von Schulden noch nicht ganz erdrückten Stammgutes, Gemahl einer ſchönen Frau, mit elegantem Haus und gutem Koch — ihm eröffnete ſich eine Ausſicht auf die glänzendſte Bedeutung in der Petersburger Geſellſchaft. Sein ariſtokratiſches Gefühl mußte freilich darunter ein wenig leiden — aber wem wird es in Petersburg einfallen, nach den Ahnen ſeiner Frau zu fragen, wenn er eine ſchöne Frau hat?

Und trägt sie erst seinen Namen, läßt sich denn da nicht die Vergangenheit in undurchdringliches Geheimniß hüllen?...

Der Antrag wurde gemacht. Zwar hatte der Graf nebenbei gehört, daß das junge Mädchen ihr Herz einem gewissen Offizier hingegeben habe. Aber der Graf fürchtete ihn nicht. Wie! sollten denn ein vollklingender Name, große Einkünfte und alle weltlichen Lockungen den Zauber einer idyllischen Liebe nicht lösen können? Leider irrte er sich nicht. Einige Tage vergingen in peinlichem Kampf, zuletzt sagte das arme Mädchen ihrem Geliebten ab und nahm den Antrag des Grafen an. Bald wurden sie getraut — an einem Herbstmorgen.

Die Kirche war leer. In der Ecke stand ein kleines Mädchen mit der Wärterin Sawischna. Beide weinten. Die Alte, weil das Fräulein sie dauerte, das Kind, indem es auf die Alte sah. Am selben Morgen stieg der Graf mit seiner jungen Gattin in den Reisewagen und entführte sie auf immer aus dem Dorfe, wo sie so lange ohne die eitlen Gelüste und kleinlichen Wünsche der Welt gelebt.

Fern sei mir der Gedanke, meine Gräfin zu verlästern, fern die böse Absicht, sie mit Verachtung zu brandmarken und dem Gericht der empfindsamen Fräulein preiszugeben. Wehe! alles hienieden ist wankend, alles hienieden ist vergänglich. Scheltet nicht das junge Mädchen, das Glanz und Geräusch dem stillen häuslichen Leben vorgezogen. Ach, wir sind so klüglich, daß wir schon im voraus das künftige Schicksal unseres eignen Herzens errathen... Meine arme Gräfin fühlte sich nicht standhaft genug, ihr Leben mit einem Armeemajor hinzubringen, in engen Hütten, im Feldlager, unter den ununterbrochenen Unruhen des dürftigen Bivouaclebens.

Ihre Liebe war träge. Ihr bangte vor Ermüdung und vor der dummen Wirklichkeit. Ein Leben in Sammt und Gold lächelte ihr zu lockend. Das arme Weib weinte und reichte die Hand hin.... Arme Gräfin!... Aber ich habe schon wieder den Grafen vergessen — und der Graf ist einmal unentbehrlich in meiner Erzählung — es hilft nichts. Treten wir in seine Gemächer.

Hier ist alles üppig und prächtig, überall Bronze, Gemälde, überall Wunder der Mode und der Kunst. Betrachtet man aber genau diese glänzend aufgehäuften Kostbarkeiten des gräflichen Hauses, so sieht man

auf den ersten Blick, daß sie nicht zum eigentlichen Genusse der Besitzer dienen, nicht zum häuslichen Behagen, sondern zu eitler Ausstellung, zur Blendung der Besucher — mit einem Worte zum Paradeluxus, dem allerdümmsten Luxus, den es giebt.

In einem schönen Kabinet voller Schränke mit unangetasteten Büchern lag auf türkischem Divan der Graf im sammtnen Hausrock und schien sehr aufgeregt. Er blätterte in einem französischen Journal, aber seine Gedanken waren weit entfernt von den Debatten der französischen Politik. Er schien Jemand zu erwarten, und in der Unruhe der Erwartung brummte er unwillkürlich unzusammenhängende Worte vor sich hin.

„Ablehnen oder nicht? Ein Mann wie ich darf sich nicht compromittiren. Ich lehn' es ab, ganz entschieden ... Wie aber, wenn's so schlimmer ist? Es wird heißen, ich hätte abgelehnt. Wie nun, wenn man erfährt, daß ich's abgelehnt? .... Und dann meine Frau .... Was wird man sagen? .... Annehmen aber kann ich's unmöglich .... auf keine Weise .... Ein Mann wie ich .... Leute wie wir .... Es geht nicht ...."

Plötzlich ließen sich im anstoßenden Gemach Schritte hören. Der Graf sprang vom Divan auf; die Thür öffnete sich, und Safjew trat in's Zimmer.

Beide grüßten einander höflich, kalt und ohne ein Wort zu sprechen. Der Graf war sehr befangen, und Safjew sah ernster als gewöhnlich aus.

Dieser hub endlich an:

„Herr Leonin," sagte er, „hat mir die Ehre erwiesen, mich zu seinem Secundanten zu wählen."

Der Graf verneigte sich und antwortete verlegen:

— „Sie wissen, daß ich — daß wir — daß mich Fürst Schetinow ersucht hat ...."

„Eben deswegen habe ich die Ehre hier zu sein. Wir haben uns über Zeit und Ort des Duells zu besprechen, die Pistolen zu wählen und die jungen Leute einander gegenüber zu stellen."

Der Graf erblaßte. Was wird Fürst B. dazu sagen? Was wird Graf G. dazu sagen? Ein Mann wie er in eine solche Geschichte ver-

wickelt! .... Wenn's herauskommt, wird er auf immer Petersburg meiden müssen.

— „Sie meinen also," flüsterte er mit Anstrengung, „daß es keine Möglichkeit ist, die jungen Männer auszusöhnen?"

„Meines Erachtens," erwiederte Sajew nachlässig, „ist jedes Duell eine schreckliche Dummheit. Erstlich giebt es keinen einzigen Menschen, der sich mit besonderm Vergnügen schießt. In der Regel warten beide Gegner mit Ungeduld, daß einem von ihnen zuerst angst werde. Und wozu führt es? Fällt mein Gegner, dann war er so vieler Umstände nicht werth: falle ich — so war ich der Narr. Ueberdies, sehen Sie, verachte ich die Menschen zu sehr, um mich mit ihnen zu schießen."

Sajew blickte unverwandt auf den Grafen. Dieser wurde noch mehr verlegen.

„Es giebt Beleidigungen," fuhr Sajew fort, „die alle nur mögliche Genugthuung übersteigen. Nicht wahr?"

— „Kann sein."

„Zum Beispiel, Einem die Braut wegnehmen. Mancher würde sich darum schießen, würde heulen und vergehen. Nicht wahr .... ich frage Sie, ist's nicht so? .... Ich aber meine, die schönste Braut ist nicht so viel werth wie ein Glas Wein — freilich guter Wein, man darf die Frauen nicht beleidigen ... Doch darum handelt sich's nicht. Ich muß Ihnen sagen, daß mein junger Mann sehr böse ist, durchaus keine Erklärung annimmt und sich nicht anders als auf Tod und Leben schießen will. Morgen früh."

— „Morgen früh?" wiederholte der Graf.

„Hinter dem Wolkow'er Friedhof — um sieben Uhr."

— „Aber ..." fiel der Graf ein.

„Die Barriere auf zehn Schritte."

— „Erlauben Sie ..." bemerkte der Graf.

„Jeder entfernt sich von der Barriere auf fünf Schritte."

— „Allein ..." rief der Graf.

„Beide schießen zugleich. Wer fehlt, muß an die Barriere treten. Werden uns natürlich Mühe geben, keine Fehlschüsse zu thun."

— „Ist's denn aber gar nicht möglich?" jammerte der Graf.

„Was die Piſtolen betrifft, ſein Sie ganz ruhig. Ich habe wunderſchöne Piſtolen, obgleich geſetzlicher Maßen ohne Stecher, aber wie geſagt, herrliche Piſtolen.“

Der Graf war in Verzweiflung. Allen Antheil am Duell ablehnen konnte er auf keine Weiſe. Von der andern Seite aber eröffnete ſich ihm die traurigſte Ausſicht in die Zukunft. Es war um all ſeine geſellſchaftliche Würde geſchehen; er, der für einen Mann von Bedeutung und ſtolzem Ernſt galt, ſollte auf einmal ein muthwilliger Burſche, ein Secundant bei Duellen junger Leute werden. Auf jeden Fall mußte er dann aus Petersburg fliehen, er, dem eine goldgeſtickte Uniform zugeſagt war und den der Miniſter zweimal zur Tafel gezogen.

Plötzlich ging die Thür auf, und herein trat die Gräfin im Morgenkleide mit langen herabhängenden Aermeln, in einer kleinen Spitzenhaube, ſchön und glänzend wie immer.

— „Es iſt ein Expreſſer vom Miniſter da,“ ſagte ſie, zu ihrem Manne gewandt. Der Graf ſtürzte in den Vorſaal.

Die Gräfin trat auf Saſſew zu.

— „Morgen,“ warf ſie haſtig hin, „ſollen ſie ſich ſchießen? Um des Himmels willen verhindern Sie das!“

„Sie haben ein prächtiges Haus,“ erwiederte Saſſew ſorglos. „Ich habe zum erſten Mal das Glück, bei Ihnen zu ſein. Alles, wie ſich's gehört. Die Hausthür polirt, ein dicker Portier mit Binde und Stab. Ein prächtiger Portier.“

Die Gräfin fuhr fort:

— „Um des Himmels willen laſſen Sie es nicht zum Duell kommen! Das hängt von Ihnen ab.“

„Und dazu,“ bemerkte Saſſew, „Statuen auf der Treppe und ein ſehr gut gewählter Teppich. Sie haben viel Geſchmack, Gräfin; ich habe nie daran gezweifelt.“

— „O, wenn Sie wüßten, wie ich mich quäle! Die ganze Nacht habe ich nicht geſchlafen.“

„Deſſen ungeachtet haben Sie die ſchönſte Farbe im Geſichte und Ihr Kleid iſt wundervoll, die Haube ebenfalls. Das muß man Ihnen laſſen, Gräfin, Sie machen vortrefflich Toilette.“

Die Gräfin bedeckte das Gesicht mit den Händen und fing zu weinen an. Safjew stand schweigend neben ihr und lächelte höhnisch...

„Was wünschen Sie von mir?" fragte er endlich in etwas milderm Tone.

— „Verhindern Sie das Duell! versöhnen Sie sie!"

„Ei Gräfin! bei uns in Petersburg wird viel mit Worten duellirt, aber auf Pistolen — da finden sich wenig Liebhaber. Wir gesetzten Leute wissen, daß dies eine Thorheit ist. Und warum wollen nur Ihre Excellenz sich mit so schrecklichen Dingen beschäftigen? Sie haben vielleicht noch kein Kleid zum morgenden Balle — oder, was Gott verhüte, Sie wissen vielleicht noch nicht, welche Blumen Sie aufsetzen?"

Die schönen Augen der Gräfin funkelten unter den Thränen mit einem Blicke voll Haß und Zorn.

„O!" sagte sie — „Sie sind von Stein! Sie bleiben gegen mich ewig unerbittlich und unbarmherzig!"

„Warum sollt' ich denn weich werden?" entgegnete Safjew. „Ich freue mich sehr, daß es einen Modegrafen und eine Modegräfin giebt, die den Safjew fürchten und hassen. Es gab eine Zeit, da war Safjew Husarenoffizier und liebte wie ein Kind und glaubte an alle Possenspiele im Leben. Jetzt ist Safjew ein Anderer: er hat begriffen, daß man in der Welt vor allen Dingen Geld haben muß, und zwar nicht für Andere, sondern für sich: und Safjew hat jetzt Geld gesammelt, und lebt nicht für Andere, sondern für sich. Sein Hauptvergnügen aber ist, die vornehme Gesellschaft zu besuchen. Warum sollte er nicht? Jetzt kann, wer da will, in die vornehme Welt kommen. Nur tanzt Safjew nicht, weil er's nicht kann und etwas ungeschickt ist, und auch schon etwas alt. Nur sucht Safjew nichts — weder einen Rang noch eine Braut. Er braucht nichts: er hat nur ein Ziel, nur ein Vergnügen .... Warum sollte er nicht auch sein Vergnügen haben? Er will nur Eins: die erste Schönheit Petersburgs sehen, der Frau begegnen, die einstmals, da sie beide noch schlicht und einfach waren, ihm in den schönsten Worten Treue schwor und bei erster Gelegenheit ihn für den ersten Besten hingegeben. Dieser Frau bleibt Safjew ein unausweichlicher Begleiter: ist sie in Petersburg, so ist er dort, reist sie in's Ausland, so reist er nach — spricht sie, so behorcht er ihre Worte,

lächelt sie, so deutet er ihr Lächeln, weint sie, so deutet er ihre Thränen — hat sie eine Maske an, so nennt er sie beim Namen; ihr ist er ein ewiger Vorwurf, ein ewiger Richter, ein ewiger, unzertrennlicher Schatten — und wird immer ihr Schatten sein. Was ist zu thun! Das ist nun einmal sein Vergnügen — jeder Mensch muß sein Vergnügen haben, und Sasjew kann nicht tanzen. Die Gräfin fürchtet Sasjew, weil ihre Excellenz kein reines Gewissen hat, und der Graf fürchtet Sasjew, weil auch seine Excellenz kein reines Gewissen hat — Sasjew aber fürchtet nichts, und schießt sich nicht, und wird sich nicht schießen, weil das eine Thorheit ist!"

Während Sasjew in seiner Weise den unerbittlichen Groll seines verwundeten Herzens aussprach, nahm die Gräfin immer mehr und mehr eine schmeichelnde Miene an. In ihren noch feuchten Augen lag eine bezaubernde Weichheit, und plötzlich, fast mit einer kindlichen Bewegung lehnte sie sich an Sasjew's Schulter, neigte sich an sein Ohr und flüsterte ihm in einem längst nicht mehr vernommenen aber unvergeßlichen Tone zu:

„Ich bitte dich, wenn du mich geliebt hast — söhne sie aus!"

Sasjew bebte zusammen, wie unter dem Einfluß einer plötzlichen elektrischen Kraft. Seine Festigkeit verließ ihn. Er wollte sprechen, antworten ... In diesem Augenblick trat der Graf wieder in's Zimmer. Sasjew lächelte.

„Ich sagte eben der Gräfin," hub er an, „daß Sie ein wundervolles Haus haben."

— „Wirklich?" erwiederte der Graf, in seiner Eigenliebe geschmeichelt. „Ja, es ist nicht übel. Neuerdings hat der Minister mein rothes Gastzimmer sehr gelobt. Ich glaube, Sie kennen es nicht? Wollen Sie nicht hineinblicken?"

„Ich danke ergebenst. Jetzt habe ich keine Zeit. Morgen" — setzte er leise hinzu — „hinter dem Wolkow'er Friedhof, um sieben Uhr früh ... kommen Sie ja nicht zu spät."

Er grüßte die Gräfin ehrerbietig und trat hinaus. Der Graf begleitete ihn mit Verneigungen bis in den Vorsaal.

„Es bleibt nichts übrig!" dachte die Gräfin, als sie allein war. „Es bleibt nichts übrig! ich muß mich an meinen General wenden."

IX.

Sie, mein gestrenger Herr Recensent, der Sie pflichtgemäß meine schutzlose Erzählung lesen, haben ihr wahrscheinlich schon mehr als einmal den Vorwurf gemacht, daß sie nicht interessant genug und weder an überraschenden Wendungen noch an Begebenheiten und erschütternden Eindrücken reich sei.

Aber sagen Sie mir nur, mein grimmiger Recensent, haben Sie denn gar so viel romantische Dramen selbst erlebt? Ist nicht Ihr Leben auch so hingegangen, wie das unsere, im allergewöhnlichsten Thun und Treiben? ... Des Morgens im Ueberrock herumspaziert, dann so gut als möglich zu Mittag gegessen, darauf wo möglich mit hübschen Damen sich unterhalten und von Zeit zu Zeit etwas geschrieben. Wozu sollten wir denn also Erscheinungen eines fabelhaften Lebens suchen und auf Stelzen klettern?

Meines Erachtens ist der Mangel an allen äußern Begebenheiten nicht blos ein Merkmal, sondern das Ziel der vornehmen Welt, und ich möchte sogar bemerken, wenn Sie das nicht zu sehr aufbringt, mein Herr Recensent, daß in den Petersburger Gesellschaften eine gewisse Dürre herrscht, die jede poetische Erfindung in anständige Ferne bannt.

Bringt einmal in eurer Jugend einen frohen Winter in Petersburg zu: bewahrt alle Erinnerungen daran, wie an einen Lichtpunkt eures Lebens; erinnert euch all eurer muthwilligen Streiche, aller von euch wahrgenommenen Herzensbeziehungen zwischen euren Kameraden und den ängstlichen Schönen, die zuerst eure jugendlichen Träume erregt. — Und dann kommt ihr nach zehn Jahren, müde von den Lebenssorgen, wieder nach Petersburg Was nun? Ihr findet euer altes Leben wieder, für euch schon verblaßt, aber für die Andern unwandelbar, und findet es ganz so, wie ihr es verlassen habt. Ihr sehet eure ehemaligen Kameraden nach wie vor euren ehemaligen Schönen die Cour machen, und immer auf dem alten Fuße — keinen Schritt vor- noch rückwärts. Ihr hört dieselben Witze, die ihr so froh belacht, ihr hört dieselben Herzensbekenntnisse, denen ihr so unbegrenzten Glauben schenktet, und über die ihr so treumeinend, so aufrichtig geseufzt.

„Immer dasselbe!“ werdet ihr sagen, und es wird euch wehe thun, eure Vergangenheit auf einmal nackt vor euch zu sehen. — Zehn Jahre, die ihr in Mühen und Sorgen durchlebt, sind über Petersburg hingeflogen, wie zehn Ballnächte, unter Geschwätz und Complimenten, unter Kratzfüßen und Masurkas!

Darum entschuldigen Sie gütigst, mein Herr Recensent, mein strenger Richter, wenn Sie in meiner Erzählung, die ja schon ihrem Titel nach nichts Anderes sein soll, als eine blasse Copie von dem farblosen Bilde der vornehmen Welt, auch weiter nichts finden, als das Allergewöhnlichste und Alltäglichste.

Das bewegte Spiel des innern Lebens bleibt in der Tiefe des Herzens, in der Stille des Kabinets verborgen, fern von spöttischen Blicken — während das äußere einförmig und anstandsvoll ohne Veränderungen und Leidenschaften sich hinzieht.

Ich weiß nicht, ob unserm Leonin in den zwei Jahren, seit er seine neue Laufbahn betreten, viele wechselnde Abenteuer begegnet; ich weiß nicht, ob er noch öfter auf dem Balle seinen General gegrüßt, oder auf dessen Befehl nach dem Exerzieren im Arrest saß. Ich weiß nicht, ob er viel Masurkas getanzt, ob er viele Mal im Theater gewesen — nur das Eine weiß ich, daß Sasjew's Prophezeiungen eintrafen, und daß das Leben des armen jungen Offiziers von kleinlichen, aber bittern Kränkungen überfüllt wurde.

Wer niemals Noth erfahren, wer den armuthvollen Luxus der Hälfte Petersburgs nicht vollständig gefaßt hat, der wird Leonin's Leiden nicht begreifen.

Die spärlichen Einkünfte, welche ihm durch die unermüdlichen Bemühungen der Großmutter zuflossen, reichten lange nicht für all die Ausgaben hin, von denen diese gar keine Idee hatte. Balluniform und militärische Eleganz, Concertbillets, von angesehenen Damen aufgedrungen, welche die Künstler gern mit fremdem Geld belohnen, Miethkutschen, Picknicks, bei denen die Männer zahlen und die Frauen nur kokettiren; Winterfahrten, bei denen man mit Schlitten und Pferden paradiren muß; Lotterieloose zum Besten der Armen — mit einem Worte, alles, was ihm früher als unerhörte Verschwendung vorgekommen war, wurde die unentbehrlichste Bedingung, als er unter die geschwornen Anbeter

einer Modeschönheit trat. Armer Leonin! da lernte er die Noth kennen, die kränkende Noth, die er bis dahin nicht gekannt. In der vornehmen Welt giebt es solche Dinge, die man durchaus haben muß. Eher etwas Schlechtes thun, eher stehlen, als ohne die zu sein, eher sterben vor Scham, als seinen Mangel bekennen! Mit welchen Augen willst du eine Dame ansehen, die du liebst, wenn sie weiß, daß du in einer schlechten Miethdroschke zu Balle gefahren für zwanzig Silberkopeken, um die du noch gehandelt — wenn deine Uniform abgetragen ist, die Handschuhe nicht sauber genug, wenn irgendwo in deinem gesellschaftlichen Leben Lumpen hervorgucken? Welche unabläßige Mühe, welche Anstrengung kostet es, die bittre Wahrheit vor Allen zu verbergen und die Kunst zu lernen, den letzten Pfennig rollen zu lassen!

Nächst der Noth lernte Leonin den Neid kennen. Und ist's denn auch nicht kränkend, mit Kameraden von Einem Alter beisammen zu leben, im freundschaftlichsten Verhältniß zu ihnen zu stehen und weit ärmer zu sein als sie? Der Neid schlich sich in sein Herz.

Nächst dem Neid erfuhr er Demüthigung. Er war nicht das, was man eine gute Partie nennt. Mütter heirathsfähiger Töchter sahen ihn nicht an. Er walzte schlecht und wurde nicht gewählt. Er wußte sich kein vortheilhaftes Plätzchen zu verschaffen, verstand die Leute nicht durch eine böse Zunge zu schrecken. Die jungen Damen kokettirten nicht mit ihm; man vergaß ihn oft einzuladen, machte ihm keine Gegenbesuche; man bat ihn nie zu Tische.

Dies alles sah er, begriff er, aber in einem eigenthümlichen, dem Menschen angebornen Gefühle beharrte er dabei, weil er einmal durchaus wollte.

Die Gräfin sah er fast jeden Tag und jeden Tag wähnte er sich der Eroberung ihres Herzens nahe. Selten traf er sie allein; geschah dies aber, so blickte sie ihn schmachtend an, sprach von den unerbittlichen Gesetzen der Gesellschaft und berührte leichthin eine schöne, erhabene Liebe. An alles dies begann Leonin nun weniger zu glauben — aber er glaubte doch noch immer, der Arme, und blieb in seinen Herzensbeziehungen zur Gräfin ewig auf der Scheide zwischen Hoffnung und Verzweiflung, zwischen Gleichgültigkeit und Liebe. Bisweilen, wenn ihm die Gräfin die Hand drückte, oder ihm gleichsam unwillkürlich einen

zärtlichen Blick zuwarf, freute sich Leonin unsinnig. Ein andermal sah sie ihn nicht an, kokettirte in seiner Gegenwart heiter mit Andern, und der unglückliche Leonin verging vor Verdruß und ohnmächtiger Eifersucht.

Die Gräfin war erst wenige Jahre verheirathet, und schon hatte sie den Codex der vornehmen Welt von A. bis Z. inne. Sie merkte sich, daß ein weiter Kreis von Anbetern die erste Bedingung einer Modedame sei, dann merkte sie sich, wie man Anbeter herbeilockt, und zwar die ersten, reichsten, bedeutendsten. Alle Geheimnisse der Kunst, zu bezaubern, erforschte sie von Grund aus und wandte sie mit erstaunlichem Glück im praktischen Leben an: für den Einen das und das Kleid, für den Andern die und die Blumen; dem Einen ein Lächeln, dem Andern eine zürnende Miene. Alle Nüancen der Rede, alle Abstufungen der Blicke, jeden Wechsel der Bewegungen erlernte sie bis in die allerfeinsten Einzelheiten. Gegen Männer von mittlerm Alter ließ sie sich in der Unterhaltung gehen; vor jungen Männern, die schon das zweite Stadium ihrer Jugend erreicht, verschwendete sie alle Reize ihres witzigen Geistes, allen Zauber ihrer Augen, ihrer Gestalt. Vor Jünglingen aber, die erst in die Welt traten, war sie majestätisch, unzugänglich wie eine Göttin — mit einem Worte, für jede Stufe des menschlichen Alters hatte sie eine besondere Taktik.

Leonin sah dies alles.

Lieben Freunde! Eine Kokette ist uns nicht darum verderblich, weil sie nicht hält, was sie verspricht, sondern weil sie uns vieles raubt, uns unsern wärmsten Glauben nimmt. Wenn wir sie lustig mit den Heiligthümern des Herzens spielen sehen, ahmen wir ihr unwillkürlich nach, schämen uns unserer pastoralen Einfachheit und empfinden nicht, wie in ihrer Gegenwart unmerklich die schönsten Blüthen unserer Seele welken.

Uebrigens hatte auch die Gräfin Momente wahrhafter Betrübniß. Da gingen ihre Herzenswunden auf, da beklagte sie sich selbst und hüllte sich in ihren unerklärlichen Schmerz wie in ein Trauergewand. Aber bei alle dem hätte sie doch, wie Safjew richtig bemerkte, mit nichts das glänzende aristokratische Leben vertauscht, an das sie einmal gewöhnt war. Das Dorf, die Nachbarn, der Assessor, die Libarins, Mitrowichins,

Bobylews, erschienen ihr wahrhaft ungeheuerlich. Durch Luxus verwöhnt, stolz auf ihr gräflich Wappen, war sie ganz für die vornehme Welt geschaffen und die vornehme Welt für sie.

Eins nur fand man seltsam und unbegreiflich: nicht, daß sie mit dem Fürsten Tschudin kokettirte und mit dem Fürsten Kraßnosselski — das war ganz in der Ordnung: Alles wunderte sich nur, daß sie mit dem kleinen Leonin tanzte, daß der petit Leonine im Theater oft in ihrer Loge saß — daß sie ihn auf alle Weise, wie es schien, in ihren Netzen festzuhalten suchte.

Uebrigens machte Niemand zu weite Schlüsse. Jeder wußte, daß, wenn die Gräfin ja Einen wahrhaft lieben wollte, ihre Wahl sicherlich auf einen bedeutendern Menschen fallen würde, als Leonin.

So vergingen, wie ich schon sagte, zwei Jahre. Oft wollte er auf einmal sein ganzes Herz öffnen, und schon verkündigten flammende Worte den Sturm der entfesselten Leidenschaft; aber die Gräfin scherzte sich gewandt darüber hinweg. Oft kam er in Verzweiflung, da ermuthigte ihn die Gräfin mit einem Lächeln. Der Graf grüßte ihn nicht und ließ ihn unbeachtet. Die Zeit ging hin ....

Eines Morgens fiel ihm plötzlich Fräulein Armidin ein.

Die Gräfin war den ganzen Abend zuvor auf dem Maskenballe Arm in Arm mit dem Fürsten Tschudin herumgegangen — Leonin hatte sie erkannt, sie aber sich von ihm abgewendet und nicht einmal bemerkt, daß er traurig auf demselben Sessel saß, auf dem er ihre Beichte gehört.

Arme Armidin! dachte er. Welches Haar! Die Gräfin hat kein solches Haar. Und dann ist die Armidin achtzehn Jahre alt, die Gräfin aber, wenn auch schön, aber doch schon ... fängt schon an ... ein wenig ... hm, hm! ... Die Armidin liebt mich, die Gräfin aber, scheint's, hat Niemand geliebt. Ich habe das arme Mädchen getäuscht, ihre Phantasie berückt — ich bin ein Undankbarer, ein Verbrecher, ein Ungeheuer! .... Leonin erschrak plötzlich über sich selbst, und mit dem festen Vorsatz, die verlassene Schöne zu trösten, beschloß er den nächsten Sonntag sich wieder nach Kolomna zu begeben und wie ehedem vom Glück der Freundschaft und der Liebe zu sprechen.

X.

Als ein Mann nach der Mode kam er spät hin. Das schwach beleuchtete Vorzimmer war vollgepfropft mit Pelzen. Der halbverschlafene Leibbursche nahm ihm den Mantel ab.

Leonin strich sich das Haar zurecht und trat mit anstandsvoller Miene in das Zimmer, in welchem getanzt wurde. Das war, wie gewöhnlich, etwas dunkel. In der Ecke arbeitete sich der gemiethete Musicus auf dem Klavier ab. Es wurde Masurka getanzt. Vornan saß Mlle. Armidin mit einem großmächtigen Kürassier, der allaugenblicklich seinen furchtbaren Schnurrbart glättete. Nach einer leichten Verneigung schlüpfte Leonin meisterhaft in's andere Zimmer, wo Nymphodora Terentjewna mit drei alten Damen Boston spielte. Bei seinem Eintritt rückten die Alten ihre Hauben in die Höhe, mit der solchen alten Weibern eigenen Verwunderung. Nymphodora Terentjewna blinzelte ihn an und grüßte ihn sehr trocken mit den Worten: „Ah! guten Abend, Verehrtester! welcher Wind hat Sie zu uns verschlagen? Thun ja so stolz, daß Sie sich gar nicht bei uns blicken lassen. Sollen ja ein rechter Hofmann geworden sein .... Coeur Aß .... Wie kommen wir zu der Ehre? Wir sind geringe Leute."

Leonin drehte sich ziemlich verlegen um und trat wieder in's Tanzzimmer.

Einige seiner frühern Kameraden umringten ihn hier und erstickten ihn mit Fragen: „Wo kommst du her? Warum sah man dich denn gar nicht? Willst du ein vis-à-vis?" Am unausstehlichsten wurde ihm ein kleiner Geck, à la moujik frisirt, mit Kettchen und Lorgnon. Der ließ ihm gar keine Ruhe.

— „Ah! bon jour, ich freue mich sehr, Sie hier zu treffen. Im Theater sehen wir uns oft. Wer gefällt Ihnen mehr: die Allan oder die Taglioni? Denken Sie nur, ich habe die Guitana funfzehn Mal gesehen. Ich gehe nur in's französische Theater. Was ist zu thun.... Ich liebe einmal die Allan. Wir sitzen unserer sechs immer beisammen: der Peter, der Hans ... Sie kennen doch den Peter, den Grafen Peter W., und Hans, den Fürsten Johann? Prächtige Jungen! Wir sind unzertrennlich. Speisen fast jeden Tag zusammen bei Coulon oder bei

Legrand. Wen ziehen Sie vor, Legrand oder Coulon? Legrand ist trefflich: etwas theuer, das ist nicht zu leugnen, versteht aber seine Sache meisterhaft. — Ich habe gehört, Sie kommen viel in Gesellschaft. Sagen Sie gefälligst: ett fu connu afec les Tchufyrin e les Curmyzin?"

— „Nein." —

„Schade! man amüsirt sich sehr bei ihnen. Das sind keine solchen Abendunterhaltungen (fuhr er mit schelmischem Lächeln fort) sich an Leonin's Ohr neigend), keine solchen Abendunterhaltungen wie hier; da geht's säuberlicher zu. Die Stuben sind herrlich beleuchtet und beim Souper bekommt nicht — weiß der Teufel was. Die Curmyzins waren lange im Ausland und leben ganz im ausländischen Genre. — Prächtige Abendunterhaltungen! Ich werde da sehr gut aufgenommen. Wollen Sie, so stelle ich Sie vor? Ich bin mit ihnen sehr befreundet ...."

Leonin wandte ihm den Rücken und näherte sich zitternd dem Fräulein Armidin. Mlle. Armidine grüßte ihn flüchtig. In ihren Augen lag weder Freude noch Verdruß. Der riesige Küraſſier sah Leonin scheel an und drehte seinen waldähnlichen Schnurrbart.

„Ich finde keine Worte, mich zu entschuldigen."

— „Entschuldigen? weswegen?" fragte Mlle. Armidin kalt.

„Ich bin so lange nicht bei Ihnen gewesen."

— „Ach so! darum! Ich glaube wirklich, Sie sind lange nicht bei uns gewesen."

O! dachte Leonin, welche Stümper sind die Männer in der Verstellungskunst!

Die Masurka dauerte fort. Leonin stand unbemerkt in einer Ecke. Er wurde kein einzig Mal gewählt. Mlle. Armidin aber war immer noch so schön und ätherisch wie sonst. Ihre blonden Locken flatterten üppiger als jemals ihr um die Schultern und sie seufzte sinnend und hob ihre Augen gen Himmel. Der Küraſſier neigte sich über ihren Sessel und flüsterte ihr zärtliche Worte in's Ohr, worüber wissen wir nicht, aber höchst wahrscheinlich über das Glück, im Leben zu lieben und zu Zweien zu leben.

An der Thür stand ein dicker Herr in seiner Amtsuniform, mit einem großmächtigen Carneolpetschaft an der Uhrkette.

Der kleine Geck trat wieder auf Leonin zu.

„Ett fu connu afec Mr. Kriwuchin, mit dem Herrn dort, der an der Thür steht? Er sieht so unscheinbar aus — man sollte denken, es ist ein armer kleiner Beamter: aber er ist Büreauchef und hat in seiner Schatulle Dreimalhunderttausend baar. Was meinen Sie? Das ist angenehm! Nicht? Man sieht's ihm gar nicht an. Schade, daß er nicht Karten spielt. Sie spielen Karten? Ich liebe nur ein kleines Whistchen. Graf Peter, Fürst Hans und ich, wir hauen uns da oft drei, vier Stunden lang herum. Prächtige Jungen! Wollten mich durchaus in die vornehme Welt mit sich ziehen, zu N., zu B., zur Gräfin K., aber ich mag's nicht. Dort ist's zu steif und langweilig. Da sehe ich lieber die Taglioni oder die Allan — o, ich liebe die Allan! Was das für eine wundervolle Actrice ist! Uebrigens ist, aufrichtig gesagt, auch unsere Assenkow nicht übel, besonders im Husarencostüm. Graf Peter, Fürst Hans und ich, wir rufen sie immer heraus."

Leonin stürzte nach der Thür. Mit Mühe fand er seinen Mantel heraus und fuhr nach Hause.

Er war unsäglich betrübt.

Abermals wurde ihm ein Irrthum benommen — abermals entdeckte er, daß er an und für sich nichts gegolten, daß man ihm nur aus Gründen und Absichten geschmeichelt und, sobald er sich zurückgezogen, Niemand sich weiter um ihn bekümmert habe. Er liebte Mlle. Armidin nicht und fühlte, daß all ihre Affektation jetzt weniger als je auf ihn wirken könnte und doch — seltsamer Widerspruch des menschlichen Herzens! — und doch war ihm die riesige Gestalt des Küraſſiers zuwider und verhaßt.

Eine Woche darauf erfuhr er, daß Mlle. Armidin mit dem Büreauchef verlobt sei.

XI.

Unterdeß hatte die alte Sawischna alle Hände voll zu thun. Nadinka sollte in die Gesellschaft eingeführt werden. Nadinka war schon siebzehn Jahr alt. Sie war nicht so schön, wie die Gräfin, aber sie war anmuthiger und gefiel mehr. Sie besaß drei weibliche Hauptvor-

züge in vollem Maße: erstens ein immer mehr und mehr anziehendes Aeußere, sodann ein bescheidenes, gleichsam um liebende Stütze bittendes Benehmen, und endlich jene unbestimmte Eleganz der Bewegungen und des ganzen Wesens, in der ein hauptsächlicher Zauber des Weibes liegt.

Sawischna war äußerst beschäftigt. Bald plattete sie das Ballkleid, in welchem Nadinka zum ersten Mal vor dem Gerichte der vornehmen Weltkenner erscheinen sollte, bald eiferte sie, daß man nicht ihren Rath hinsichtlich des Kopfputzes annahm, bald seufzte sie und bekreuzte sich, ihrer guten Herrin gedenkend, der Armen, die schon lange im Grabe lag und sich nicht an ihrer Tochter im Ballanzug freuen konnte.

Zufolge der aristokratischen Sitte der Petersburger vornehmen Gesellschaft wurde Nadinka sorgfältig vor Aller Blicken verborgen gehalten bis zu dem entscheidenden Moment ihres Eintritts in die Welt. Dieser Moment rückte heran, und sie erwartete ihn ohne Bangigkeit und ohne Entzücken.

Vielleicht lispelte ihr in ihren jungfräulichen Träumereien unter Blumen und Balltönen eine unbekannte Stimme zu, vielleicht durchbebte sie eine ahnungsvolle Empfindung .... Wer dringt in die Seelenregungen eines jungen Mädchens? Wessen Herz ist unverdorben genug, die ersten Gefühle, das erste Sinnen, die ersten unerklärten Offenbarungen einer jungfräulichen Seele zu begreifen, die allem Schönen erschlossen ist?

Das Haus der alten Fürstin, der Tante Schetinow's, war für Nadinka's erstes Erscheinen in der Salonwelt bestimmt.

Der Balltag kam.

Alles prächtig und glänzend wie sonst. Eine lange Reihe Wagen zog an dem hellerleuchteten Hause hin. Jeden Augenblick flog ein Schlag auf, und aus den Wagen flatterten geputzte Mädchen, wackelten wohlbeleibte Mütter, scharrten Kammerjunker heraus.

Auch Leonin fand sich gewohnheitsmäßig auf dem Balle ein. Am Morgen hatten die Gläubiger ihm keine Ruhe gelassen. Sein Chef hatte ihm wegen Dienstvernachlässigung mit Entfernung aus der Garde gedroht. Die Gräfin hatte seinen Besuch nicht angenommen und Kopfweh vorgeschützt, obgleich drei Schlitten an ihrer Hausthür hielten. Er fühlte sich unbeschreiblich gedrückt. Sein Gesicht war bleich, seine Augen starr. Alle sahen ihn und Niemand wollte ihn bemerken.

Der Ball aber war herrlich. Laut rauschten die flüchtigen Gespräche. Die Damen, mit Blumen geschmückt, mit funkelnden Augen und Brillanten lehnten sich an die Kavaliere und drehten sich mit ihnen im trunkenen Walzer.

Alles dies wurde Leonin zuwider. Auf die Pracht des Festes warf er keinen Blick, und gegen alle ihn Umgebenden empfand er eine unbesiegbare Abneigung.

Jetzt trat die Gräfin in den großen Saal. Ein silbergestickter Turban umwand ihr Haupt, ein dunkelsammtnes Kleid hob die wunderbare Weiße ihres Nackens. Im Saale entstand eine allgemeine Bewegung.

Der Gräfin folgte ein junges Mädchen in weißem Kleide mit blauen Blumen.

„Die Schwester der Gräfin!" flüsterte es allenthalben. Alle warfen auf sie einen prüfenden Blick. Selbst die alten vornehmen Herren, die im seidentapezirten Salon Whist spielten, würdigten sie unwillkürlich einer momentanen und beifälligen Besichtigung; ja sogar die Damen betrachteten sie wohlwollend.

Leonin hatte sie einige Mal flüchtig bei der Gräfin gesehen, aber sie kaum beachtet. Was hatte auch ein Mädchen in schlichtem Kleid, mit gesenkten Blicken, im Vergleich mit der Gräfin zu bedeuten, die alle Reize ihrer Koketterie, alle prächtigen Erfindungen der Pariser Mode verschwendete? Jetzt schien es Leonin, als sähe er Nadinka zum ersten Mal. Indem er sie betrachtete, wurde ihm wohler um's Herz, er näherte sich ihr unwillkürlich, und fand sich in der französischen Quadrille neben ihr.

„Nun," fragte er, „welchen Eindruck macht der erste Ball auf Sie?"

— „Es ist ganz hübsch, ganz hübsch," erwiederte Nadinka — „ich habe mir's aber schöner gedacht. Ich glaubte mich recht zu amüsiren."

„Sie amüsiren sich also nicht?"

— „Ich kann nicht sagen, daß ich mich langweile, aber es ist mir eigen .... Alle besehen mich von Kopf bis Fuß. Ich fürchte, daß mir nicht einer der Kavaliere mein Kleid zerreißt; auch ist's hier sehr heiß."

„Ja, es ist heiß, es ist schwül hier. So ist's immer in der Gesellschaft! .... Immer dieselben Männer, dieselben Frauen. Die Männer so niedrig, die Frauen so angeschminkt ..."

Er wiederholte unwillkürlich die Worte, die er einmal auf dem Maskenballe gehört.

Nadinka blickte ihn verwundert an.

— „Aber was kümmert das uns? Wenn die Frauen sich schminken, desto schlimmer für sie; wenn die Männer niedrig sind, desto größere Schande für sie."

Es ist wahr! dachte Leonin.

— „Und warum," fuhr Nadinka fort, „nur das Schlechte an den Menschen hervorheben? Die Gesellschaft, ich glaub' es wohl, hat allgemeine Fehler, aber dafür hat auch jeder Einzelne seine besonderen Vorzüge, die ihm allein eigen sind. Diese, denke ich, sollte man aufsuchen und den Menschen nicht das vorwerfen, was ihr Beisammenleben trifft."

Das unerfahrene Mädchen erklärte dem jungen Stutzer in wenigen Worten das ganze Geheimniß der großen Welt

Die folgende Quadrille tanzte Leonin mit der Gräfin.

„Gräfin!" sagte er — „vor zwei Jahren hat auf dem Maskenballe eine Maske mein tiefstes Mitleid erregt. Ohne mich zu kennen, wandte sie sich an mich, wie an einen Freund, und deckte mir alle Wunden ihres Herzens auf."

— „Wirklich?" — versetzte die Gräfin zerstreut, ihren Fächer an die Lippen haltend.

„Sie war in der That bemitleidenswerth," sagte Leonin. „Niemand liebte sie und sie dürstete nach dem Glück, eine Seele zu finden, die sie lieben könnte. Die Maske waren Sie, Gräfin."

— „Glauben Sie? . . ."

„Ich weiß es bestimmt. Seitdem riß ich mich aus meiner früheren Lebensweise, verließ alle meine Bekannten, sagte mich los von einem Mädchen, das mich liebte, drängte mich in einen neuen Kreis, wo ich alle Demüthigungen und Kränkungen erduldet; ich ging über die Grenzen meines Vermögens hinaus und haftete an Ihren Fußtapfen .... blos um Ihretwillen! Und wenn Sie mich brauchten, war ich immer bei der Hand, und wenn Sie mit mir verhaßten Leuten kokettirten, schwieg ich .... Ich glaubte Sie zu rühren durch meine Beständigkeit und meine Liebe, ich glaubte, daß Sie zum Lohn für alle Qualen, die ich um Ihret-

willen erlitten, mir einen Blick des Mitleids zuwerfen, daß Sie nicht gleichgiltig gegen mich sein würden."

— „Was wollen Sie denn?" fragte die Gräfin.

„Ich will wissen, ob Sie mich lieben ...."

Die Gräfin hob stolz den Kopf in die Höhe.

— „Ich glaube, Sie sind verrückt!" sagte sie.

In ihrem Tone lag so viel Verachtung, daß der arme Leonin wie betäubt in das andere Zimmer trat.

In demselben Augenblicke näherte sich von einer andern Seite Fürst Tschudin mit langsamen Schritten der Gräfin.

„Reizende Gräfin," sagte er, „nur ein paar Worte. Zwei Jahre sind es nun, daß es in der Welt heißt, ich sei verliebt in Sie. Was meinen Sie: ist das wahr?"

— „Ich weiß nicht," versetzte die Gräfin lachend.

„Es könnte ganz gut sein," sagte der Fashionable: „nur kann ich durchaus nicht seufzen, weinen und in Ohnmacht fallen. Mir ist das Geschäft eines Hündchens, das vor seiner Herrin Dienerchen und Sprünge machen muß, unerträglich. Ich liebe entschieden zu handeln und verlange entschiedene Antwort: ja oder nein. Das Vergnügen mache ich Niemandem, mich sentimental zu sehen. Das ist nicht meine Art .... Beliebt es Ihnen nun, mir zu antworten?"

— „Ich glaube, Sie sind verrückt!" sagte die Gräfin laut lachend und reichte ihre Hand dem uns bekannten General, der sie mit einem Gefühl ritterlicher Dankbarkeit drückte, worauf beide in der Ecke des anstoßenden Zimmers sich auf's Sopha niederließen und ein Gespräch anknüpften, ohne Jemand zu beachten. Der General war sehr glücklich. Er reichte dem Manne der Gräfin höflich die Hand, der an ihm ehrerbietig vorüberschritt und sich mit einigen Andern an den Spieltisch setzte.

Die Masurka ertönte. Die Paare setzten sich in der Runde. Schetinow tanzte mit der Gräfin. Er war in der frivolsten Laune, spöttelte und lachte. Ueberhaupt giebt es nichts Trivialeres als Masurkagespräche, selbst wenn irgend eine Herzensbewegung sich einmischt. Schon die Hitze, das Gedränge, die Nöthigung, jeden Augenblick der Touren halber aufzustehen, die Müdigkeit und die späte Nachtzeit sind im Stande, dem feurigsten Liebhaber seine ganze Beredsamkeit zu benehmen. Man sucht

dann unwillkürlich die gewöhnlichsten Worte und gewöhnlichsten Gedanken; der Mund der Damen öffnet sich unwillkürlich zum Gähnen und schließt sich nur aus Anstand in einem Lächeln.

„Gräfin," sagte Schetinow, bemerken Sie nicht eine neue Sonderbarkeit in Petersburg? Die jungen Mädchen werden ganz vergessen. Sehen Sie nur, wie viele sitzen da in verschiedenen Ecken, Mißmuth im Gesichte und ohne Hoffnung auf einen Tänzer. Die Mädchen bleiben in unserer gebildeten Gesellschaft unbeachtet und werden der Sorgfalt ihrer Cousins oder der Hausfreunde überlassen, d. h. der unausstehlichsten Menschen in der Welt. — Sie kommen doch auch in's Keepsake?"

— „Nein. Aber dies Keepsake kommt ja nie zu Stande."

„Im Gegentheil, es muß sehr bald erscheinen mit den Portraits unserer Schönheiten. Ihnen gebührt der erste Platz."

— „Danke sehr: mein Portrait ist jedoch nicht dabei. Vielleicht bin ich nicht schön genug oder nicht genug bon genre für eine solche Ehre."

„Gräfin, bon genre sagt man jetzt nicht mehr, man sagt genre fracas. Es ist dies neuer und ausdrucksvoller, nicht wahr? Sie waren gestern auf dem Balle — fracas! Sie tanzten Masurka mit Ihrem Anbeter — fracas! Und wenn Sie nachdenklich geworden, wenn Sie seufzten, wenn Sie nur ein Wort gesagt, das auf den Gedanken bringen konnte, Ihr Herz sei gerührt .... fracas! fracas! Alles, was von uns ausgeht, sich an uns wendet — alles das ist fracas! — Aber wo bleibt denn mein lieber Freund Mr. Leonine, Ihr beständiger Anbeter, der hoffnungslos Seufzende, der Herr von Grandison? Sehen Sie, der ist nun durchaus nicht fracas.

— „Denken Sie nur," versetzte die Gräfin lachend — „er forderte heute ernstlich eine Erklärung von mir, er wollte, daß ich ihm meine Liebe gestünde! .... Und jetzt zürnt er und geht bleich und grollend umher wie der Geist im Hamlet."

„Ich freue mich sehr," sagte Schetinow ebenfalls lachend, „ich freue mich sehr — das gewöhnt Ihnen vielleicht die Leidenschaft ab, um sich eine ganze Heerde Anbeter zu sammeln. Wozu brauchen Sie sie alle?"

— „O, den mußte ich vor den Andern auszeichnen, dazu hatte ich meine besondern Gründe. Kann ich dafür, daß er alles für Liebe nahm,

was blos Artigkeit war? Möglich, daß ich auch ein wenig schuld bin. Aber sagen Sie mir, welche Frau will nicht gefallen?"

„Und Sie wissen bestimmt, daß Sie meinen Ritter von der traurigen Gestalt nicht lieben?"

— „O, was das betrifft, sein Sie ganz ruhig. Er ist nicht dumm, aber gleichwohl nicht allein nicht fracas, sondern geradezu mauvais genre und, aufrichtig gesagt, bisweilen von sehr schlechtem Ton. Wenn ich eine Neigung hätte, so würde ich besser wählen können."

„O armer Herr von Grandison!" fuhr Schetinow lachend fort. „O sentimentaler Jüngling!"

— „Ich muß Ihnen nur gestehen," setzte die Gräfin hinzu — „daß Ihr Freund mitunter über die Maßen langweilig ist: schweigt und seufzt, seufzt und schweigt. Und dann, ... vor zwei Jahren brauchte ich ihn, jetzt mag er gehen in Gottes Namen!"

Fürst Tschudin reichte der Gräfin nachlässig die Hand hin; sie lächelte, stand von ihrem Platze auf und schwebte davon zur Pyramidentour.

„Fürst!" rief eine bebende Stimme Schetinow in's Ohr. Er wandte sich um. Hinter dem Stuhle stand Leonin mit bleichen Lippen, und hinter Leonin stand Safjew mit seinem ewigen Lächeln.

„Fürst!" sprach Leonin weiter: „in dem Roman Grandison fehlt ein Kapitel — ein Duell. Sie wissen, daß heutzutage kein Roman ohne Duell ablaufen kann. Wollen Sie diese Lücke nicht ausfüllen?"

„Recht gern," erwiederte Schetinow: „ich wünsche, daß dieses Kapitel eines der besten in Ihrem Romane sei. Wer ist Ihr Secundant?"

— „Herr Safjew," versetzte Leonin. „Nicht wahr?"

„Meines Erachtens," sagte Safjew, „ist jedes Duell eine große Thorheit. Da du aber, Herzchen, hier wenig Liebhaber finden wirst, so will ich gern dein Secundant sein. Nur eins: ich bitte, dich in nichts zu mengen und mir alles zu überlassen. An wen befehlen Sie (setzte er, sich zu Schetinow neigend, hinzu) mich wegen der nöthigen Verabredung zu wenden?"

— „Ich werde den Grafen Worotynski bitten, mein Secundant zu sein," erwiederte Schetinow.

„Den Grafen? den Grafen!" bemerkte Safjew verwundert. — „Nun wohl, sei's drum: ich werde mich zum Grafen begeben."

Fürst Tschudin brachte die Gräfin an ihren Platz zurück, hob seinen Hut vom Boden und stellte sich, mit dem Lorgnon am Auge unter die Nichttanzenden.

Schetinow setzte das Gespräch fort, wie wenn nichts vorgefallen wäre, aber er spottete und lachte mehr als gewöhnlich. Die Masurka ging lustig fort und wechselte in sinnreichen Touren.

Die Gräfin errieth augenblicklich, was während ihrer Entfernung vorgefallen. Aber als erfahrene Frau ließ sie ihre Bestürzung nicht merken; sie wurde im Gegentheil noch lebhafter und heiterer, ihre Augen sprüheten, hohe Röthe spielte auf ihren Wangen. Sie erwiederte Scherze mit Scherzen, Lächeln mit Lächeln und flatterte dahin zwischen den Tanzenden, mit so unbefangener Fröhlichkeit, daß sie allein den ganzen Ball belebte. Sie war vielleicht noch nie so anziehend und reizend gewesen. Ein Flüstern des Entzückens erscholl um sie her; einstimmig wurde sie für die Königin des Abends erklärt — und in der That, man konnte sie nicht ohne Wohlgefallen betrachten. Die edle Gestalt, voll Leben, mit fieberhafter Gluth in den Augen, mit langem, um die Schultern wallendem Haar flog dahin, den Boden mit ihren Füßen kaum berührend, und verwirklichte das Ideal aller leidenschaftlichen Jünglingsträume und Jünglingswünsche. Um sie wogte und wallte alles durcheinander. Junge Männer, junge Frauen drehten sich im Kreise, immer dichter, immer rascher; die Musik spielte lauter, die Kerzen brannten heller, die Blumen hauchten duftiger.

„Ein herrlicher Ball!" sagten die ältern Leute, beim Anblick der frohen Jugend von Erinnerungen beseelt.

„Ein wundervoller Ball!" sagten die Damen, mit ihren Fächern wehend.

„Ein reizender Ball!" riefen die Jünglinge von ihren Erfolgen beglückt.

Und mitten in diesem Lärm, in diesem Chaos triumphirender Menschen, stand ein junges Mädchen, sinnend, ohne Antheil an einer Freude, die sie nicht begriff. Sie richtete ihre großen blauen Augen mit bescheidener Verwunderung auf die jubelnde Schaar. Sie fühlte sich gar nicht an ihrem Platze unter diesen seltenen Ausbrüchen gesellschaftlichen Entzückens, und das, was alle ergötzte, machte sie nur verlegen. Auf allen Gesichtern äußerte sich eine stürmische Aufregung, in ihren Zügen aber

malte sich eine gewisse Seelenruhe, der Wiederschein himmlischer Unschuld und lauterer, ungetrübter Gedanken.

Leonin lehnte sich an die Thür in schmerzlichem Sinnen, und sein Auge schweifte über die ganze Versammlung, die ihn früher so hingerissen und geblendet hatte. Plötzlich haftete es auf dem schönen, ruhigen Gesichte Nadinka's, und seine Ideen nahmen eine andere Richtung.

Es ging ihm ein Licht auf über die vornehme Welt. Er begriff die ganze Nichtigkeit ihres Strebens und die unendliche Schönheit erhabener, ruhiger Empfindung. Er hing immer mehr und mehr mit Auge und Herz an dem friedvollen Gesichte Nadinka's, an ihren ungekünstelten Bewegungen. Er betrachtete sie lange, lange mit einer gewissen begeisterten Wehmuth.

Und plötzlich, wie in magnetischer Gefühlsübereinstimmung begegneten seine Blicke denen Schetinow's. Beide richteten sich zugleich auf Nadinka und wechselten gegenseitig eine blutige Herausforderung, lohe Flammen des Hasses und der Nebenbuhlerschaft.

XII.

Wer beim Scheine der Wagenlaternen einen Blick auf die Gräfin geworfen hätte, als sie mit ihrer Schwester und ihrem Manne vom Balle nach Hause fuhr, der hätte gewiß in ihr das schöne, sorglos heitere Weib nicht erkannt, das allein die steife, hochvornehme Menge belebt hatte. Ihre Haare waren aufgelöst und hingen ihr unordentlich um's Gesicht, die Lippen bleich — und in ihren Augen spiegelte sich eine tiefinnere Ermattung. Die Gräfin überkam einer jener Momente, die, wie ich schon sagte, die Weltmenschen so oft drücken. Das Leben erschien ihr widerwärtig, die Menschen ekelhaft, die ganze Sphäre, in der sie lebte, erniedrigend. Wie an jenem Abende, da sie Leonin's Bekanntschaft gemacht, bemächtigte sich ihrer eine unüberwindliche Trauer. Neben ihr saß Nadinka, von dem ungewohnten Geräusch ermüdet, und neigte sanft ihr Haupt auf das Atlaskissen des Wagens. Der Graf schien sehr aufgebracht, schwieg und stieß von Zeit zu Zeit einen lauten Athem aus. Endlich als er bemerkte, daß Nadinka ruhig schlief, wandte er sich an seine Frau mit der Frage:

„Erklären Sie mir doch diese dumme Geschichte. Ich stehe mit dem schwedischen Gesandten, mit dem Senator Peter Alexandrowitsch und mit dem Fürsten Peter Danilowitsch — besprechen uns, wie wir am Donnerstag eine Spielpartie arrangiren. Plötzlich rennt aus dem andern Zimmer Schetinow wie ein Wahnsinniger und gerade auf mich zu und sieht gar nicht, mit wem ich da stehe — mir nichts, dir nichts gerade auf mich zu und spricht, ohne um Entschuldigung zu bitten, er habe mir etwas sehr Wichtiges zu sagen. Ich sah ihn an. Schetinow ist zwar ein anständiger Mensch, aber immer doch nur ein junger Mann, und das kam mir etwas unpassend vor gegen einen Mann wie ich. Allein da war nichts zu thun, ich ging mit ihm auf die Seite."

— „Er hat Sie gebeten, sein Secundant zu sein?" fragte die Gräfin hastig.

„Nun denken Sie einmal, was wäre das für eine Thorheit von einem Manne meines Standes, sich in die Angelegenheiten junger Leute zu mengen, die ich nicht kenne, von denen ich auch nichts wissen mag — hol' sie der Teufel!"

— „Sie haben's abgelehnt?" fragte die Gräfin.

„Darum bin ich eben in großer Verlegenheit. Abschlagen kann ich's Schetinow nicht. Er sagt, daß er Ihretwegen mit Leonin in Streit gerathen sei — und bat mich um des Himmels willen, Sie nichts davon merken zu lassen — diese Geschichte müsse so geheim wie möglich bleiben, sonst würde er, Leonin, ich und Sie der Gegenstand aller Stadtgespräche und Klatschereien werden."

— „Behüte der Himmel!" rief die Gräfin unwillkürlich.

„Was soll ich nun machen? Es anzunehmen wäre eine Dummheit — abzulehnen fürcht' ich mich; und an allem sind Sie schuld, gnädige Frau."

— „Ich?" sagte die Gräfin.

„Ja .... nur Sie. Als ich Sie in ihrem Dörflein geheirathet, was waren Sie da? Nichts, schlechtweg — ein Dorffräulein. Und was sind Sie jetzt? Gräfin, meine Frau, von aller Welt beneidet."

— „O was das betrifft," erwiederte die Gräfin mit Verdruß — „so sind wir quitt. Was waren Sie früher? Nichts, ein Mensch, der

nicht einmal tanzen konnte — und jetzt stehen Sie mit allen Großen in Verbindung, weil ich Ihre Frau bin."

„Nun," sagte der Graf, „warum blieben Sie denn nicht in diesem Kreise? Was hatten Sie nur an diesem kleinen Leonin, der weiß der Teufel was, und weiß der Teufel woher ist und Ihnen überall folgt, wie Ihr Schatten? Das habe ich von Ihnen nicht erwartet, daß ich gerade durch ein so unbedeutendes Geschöpf um Alles kommen soll, was mir und Ihnen verheißen ist. Sehen Sie, wenn es noch zum Beispiel Fürst Tschudin wäre, das ließe sich eher entschuldigen ...."

— „Und was würden Sie gesagt haben," erwiederte die Gräfin, „wenn nach dem Testamente meiner Mutter Leonin statt mein Anbeter, der Mann meiner Schwester geworden wäre, und Ihr Salon sich mit sämmtlichen Leonin's, Swerbin's und Libarin's des Orlow'schen Gouvernements angefüllt hätte?"

„Wie? was heißt das?" rief der Graf verwundert.

In diesem Augenblicke fuhr der Wagen am gräflichen Hause vor, und ein langer Lakai, der rasch an den Schlag herbeistürzte, unterbrach die begonnene Erklärung.

Nadinka hatte Alles gehört und erschrak selbst über den Eindruck, den es auf sie gemacht. Sie konnte die ganze Nacht kein Auge zuthun. Bald wurde ihr angst um Schetinow, der sich duelliren sollte, bald verdroß es sie, daß er nicht mit ihr getanzt, bald dachte sie mit Ehrfurcht und Schmerz an ihre Mutter und an Leonin zugleich. Ein Tag verging. — Sawischna betrachtete mit Unruhe ihre junge Herrin, bekreuzte sie von fern und wunderte sich über ihre Nachdenklichkeit ...

An jenem Tage war im Hause der Gräfin alles düster, und Safjew war beim Grafen.

Den Montag früh saß Nadinka sinnend im großen Armsessel, da trat Sawischna ein.

„Was giebt's, Wärterin?"

— „Etwas Seltsames, meine Liebe, ein Brief an Sie ist gebracht worden."

„An mich .... das kann nicht sein." Nadinka überflog mit Lebhaftigkeit das ihr überreichte Schreiben.

Sie las Folgendes:

„Morgen um sechs Uhr muß ich mich schießen. Wenn Sie diesen Brief erhalten, bin ich nicht mehr.

„Ich weiß wahrlich nicht, ob es mir leid sein soll um das Leben, oder ob ich mich freuen soll auf den Tod. Nur eins möchte ich nicht, Nadinka: sterben, ohne Ihnen mein Herz geöffnet zu haben. Ich möchte Ihnen zuvor noch ein Lebewohl sagen, Sie bitten, daß Sie auf meinem Grabe beten.

„Sie kennen mich wenig. Sie haben von mir reden hören, als von einem Modemenschen, und vielleicht denken Sie mit Geringschätzung meiner Nichtigkeit — und verachten mich.

„Diesen Gedanken kann ich nicht ertragen. Hören Sie mich an, lesen Sie diese Zeilen. Der Tod wird mich rechtfertigen und Sie von der Wahrheit meiner Worte überzeugen.

„Ich wuchs einsam auf, ohne Elternliebe, die unsere Erinnerung so mächtig an die ersten Jahre unseres Lebens fesselt. Miethlinge wetteiferten mit einander, mir Widerwillen gegen die Gegenwart und Angst vor der Zukunft einzuflößen. In meiner ganzen Kindheit ist kein einziger heller Moment, an den ich mit Vergnügen zurückdenken, auf den meine Seele frohlächelnd zurücksehen könnte. — Ich sage das mit tiefer, wahrhafter Betrübniß. — Meine ganze Kindheit war eine Einkerkerung, wo ich durch das Gitter meiner Fenster Equipagen, Livreen, Bälle, Theater, Brillanten und Vergnügungen vor mir glänzen sah. Dahin war all mein Sinnen gerichtet. Aber die reinen Genüsse meines Alters blieben mir ewig unbekannt, und jetzt erst, wo auf meinem Scheitel sich schon graue Haare zeigen, habe ich eingesehen, wie viel Seelenfrische an mir vorübergeweht, ohne mich zu berühren, und mir auf immer verloren gegangen ist.

„Als ich die Epaulettes aufsetzte, war mir alles schon im voraus bekannt und die Gesellschaft kein Geheimniß mehr für mich. Ein zerstreutes Leben riß mich in den Wirbel seiner Vergnügungen. Ich suchte mich mit Menschen zu befreunden, die ich nicht gern hatte, in Frauen zu verlieben, die ich nicht liebte — und in meiner Seele war es leer und todt; es bemächtigte sich meiner eine gewisse eisige Gleichgültigkeit gegen alles. — So lebte ich lange im Dunste sinnloser Genüsse, vergehend unter der Last geistiger Trägheit und tödtlicher Langweile.

„Da habe ich einmal auf dem Landgute Sie erblickt. Sie waren noch ein Kind; aber ich weiß nicht, nach welchem übernatürlichen Gesetz alle meine Seelenkräfte sich Ihnen zuwendeten. Es zog mich zu Ihnen ein sanftes, heiliges Gefühl, in welchem etwas Väterliches lag und etwas, das nicht von dieser Erde war. Unbegreiflicher Widerspruch des Menschenherzens! Sie, unschuldig wie der Gedanke der Seligen, ich, der ich bis auf die Neige den Kelch menschlicher Leidenschaften geleert — und bei alledem empfand ich doch, daß Sie einen hellen Strahl in das Dunkel meines Lebens gesandt, daß Sie meinem Dasein Sinn gegeben. Und seitdem trage ich Sie in der Seele und seitdem verachte ich allen Zweifel, seitdem kam von oben der Segen trostreicher Gefühle über mich, an die ich nicht hatte glauben wollen. In Ihnen lag alles, was mich umgeschaffen, Ihnen danke ich es, daß ich auf das Leben ohne Verachtung, auf den Tod ohne Schrecken hinsehe.

„Doch ich liebte Sie hoffnungslos. Ich wußte von Ihrer Schwester, daß Sie seit Ihrer Kindheit mit einem Andern verlobt sind. Ich barg tief in mir meinen Schmerz, unter dem Schein von Gleichgültigkeit — und jetzt, wo alles für mich endet, peinigt mich dieser Gedanke ....

„Sein Sie glücklich! Doch geben Sie niemals der Welt das Heiligthum Ihrer Seelenreinheit hin und lassen Sie sich von keinen weltlichen Lockungen hinreißen! Glauben Sie der Stimme, die an der Schwelle des Grabes Ihnen zuruft! Und wenn Sie einmal traurig sind, Nadinka, gedenken Sie des Mannes, der Sie so lange, so aufrichtig, so grenzenlos geliebt hat." —

— „Wärterin!" rief Nadinka, sich der erschrockenen Sawischna um den Hals werfend — „komm, laß uns zurück in's Dorf!"

Und Thränen entstürzten stromweise den Augen des armen Mädchens.

— „Wärterin! führe mich weg von hier! Hier ist's schrecklich; hier verfolgt Einer den Andern .... Sie haben ihn heute erschlagen .... warum erschlagen? ... Fort, fort von hier!"

„Beruhige dich, meine Liebe. Der Herr wird dich stärken!"

— „Ich weiß selbst nicht, wie mir geschieht," sprach Nadinka — „aber ich möchte sterben."

In diesem Augenblicke öffnete die Gräfin die Thür und blieb an der Schwelle stehen.

Sie hielt ein Briefchen in Händen.

„Sei ruhig, Nadinka," sagte sie: „sie werden sich nicht schlagen."

XIII.

Es war noch nicht Tag, da strich ein eleganter Wagen am Wolkower Friedhof vorbei und hielt auf dem öden, zum Zweikampf bestimmten Platze. Aus dem Wagen stieg Schetinow, fest in seinen Mantel gehüllt, und der Graf im Pelzrock, wegen der Kälte, mit hochaufgeschlagenem Kragen. Sie schritten schweigend, Jeder von verschiedenen Empfindungen bewegt. Schetinow dachte an Nadinka, an den Brief, den sie vielleicht um neun Uhr erhalten würde, wenn er um diese Stunde nicht nach Hause käme. Uebrigens bereitete er sich kaltblütig zum blutigen Gang. Der Graf schien sehr unzufrieden und murrte vor sich hin.

„Die Buben!" sprach er für sich: „die Buben! Fiel ihnen ein, einen Mann wie mich zu beunruhigen. Was wird der Minister sagen, wenn er erfährt, daß ich in solche Verrücktheit hineingerieth! Aber was ist zu thun! Schetinow kann ich's nicht abschlagen. Es sollt' es nur ein Anderer gewagt haben, mich zum Secundanten aufzufordern! Aber wenn ich's bei Schetinow nicht annahm, bespottete er mich dermaßen, daß ich mich nachher nirgends zeigen konnte. Hol' ihn der Teufel! ... Zudem ist meine Frau hier verwickelt; ich muß meine Reputation wahren ... Und was hatte sie nur an diesem Leonin? Wie viele Male stritt ich mit ihr! Wär's noch ein anständiger Mensch, oder ein Franzose — aber so ein Gardefähndrich. Brrr ...."

Schetinow blieb stehen. „Ich glaube, es ist hier," sagte er. Der Graf sah sich ängstlich um, darauf versetzte er hochmüthig: „Welche Unhöflichkeit .... Unsere Gegner sind noch immer nicht da. Sie könnten doch eigentlich wissen, daß Leute, wie wir, nicht geschaffen sind, zu warten."

— „Sie haben sich vielleicht verspätet," sagte Schetinow.

„Verspätet? Aber sie wissen doch, mit wem sie es zu thun haben: wenn wir ihnen die Ehre erweisen, uns mit ihnen zu schießen, so könnten sie wohl zur rechten Zeit kommen."

Schetinow setzte sich auf einen am Wege liegenden Balken und vertiefte sich in Betrachtungen. Der Graf schob beide Hände in die Taschen und begann auf und abzugehen, die Brauen finster zusammenziehend.

Eine halbe Stunde verging. „Brrr .... es ist kalt!“ sagte der Graf: „ich glaube, meine Nase muß ganz weiß geworden sein. Sehen Sie doch nur gefälligst. Wissen Sie was? wir fahren nach Hause. Ein Mann wie ich fährt nicht aus, um in solcher Kälte zu bleiben.“

— „Wo denken Sie hin!“ erwiederte Schetinow. „Wie geht denn das? Sie werden gleich da sein.“

„Wie Sie wollen, dann fahre ich allein.“ Er ging wieder mit finsterm Gesicht auf und ab. Wieder verstrich eine halbe Stunde. „Nun, bei Gott! ich fahre!“ rief er: „ich fahre unbedingt, ich fahre auf der Stelle ... Was in aller Welt ... haben sie uns zum Besten?“

— „Um des Himmels willen!“ sagte Schetinow — „warten Sie nur noch ein Weilchen.“

Unterdeß war es schon ganz hell geworden; ringsumher Schnee und weiße Ebene. In der Ferne schimmerten die bunten Gräber des Wolkower Friedhofes und hinter demselben wurde schon das erste Geräusch der erwachenden Stadt laut.

„Nein!“ rief der Graf: „das ist zu viel. Leben Sie wohl .... ich werde diesen Gelbschnäbeln zeigen, was es heißt, sich gegen einen Mann wie mich so was herauszunehmen — Wenn ich sie nur habe — ich will sie schon bedeuten — ich will sie schon! ...“ Hier hielt der Graf inne ....

In der Ferne flog im vollen Lauf ein Wagen daher und nahm die Richtung zu ihnen.

„Endlich!“ sagte Schetinow.

— „Ich denke,“ bemerkte der Graf, „nach der Unart, die sie sich gegen uns erlaubt, sollten wir wegfahren und sie hier in der Kälte warten lassen.“

Schetinow lächelte.

Der Wagen rollte näher und endlich brachten ihn die schaumbedeckten Pferde an den Kampfplatz. Sasjew sprang heraus.

„Allein?“ rief der Graf.

— „Allein?“ sagte Schetinow verwundert.

Sasjew trat auf Schetinow zu. „Fürst,“ sagte er, „ein paar Worte unter vier Augen.“ Sie gingen auf die Seite.

„Sehen Sie," fuhr er fort, „Leonin muß abreisen. Ich weiß nicht, auf welche Art Ihr Duell ruchtbar geworden ist — genug, man hat meinem Täubchen den Paß gegeben."

— „Ich eile ihm nach!" rief Schetinow.

„Das ist nicht nöthig. Leonin wird sich nicht und will sich nicht schlagen. Wissen Sie, daß er der Bräutigam Nadinka's war?"

— „Wie, er?"

„Freilich er, das ist's ja eben. Er überläßt sie Ihnen, er weiß, daß Sie sie lieben."

— „Wer hat ihm das gesagt?"

„Ich ...."

Schetinow stand unbeweglich und heftete den verwunderten Blick auf Safjew, der das tiefste Geheimniß seiner Seele errathen.

„Leonin bittet Sie um Verzeihung," fuhr Safjew fort. „Er dauert mich: ein guter Junge, nur unklugen Herzens."

— „Fahren wir zu ihm!" rief Schetinow. — „Ich will ihn vor seiner Abreise umarmen und ihm ewige Freundschaft schwören."

„Was das betrifft," sagte Safjew kaltblütig, „so sind das wiederum Thorheiten."

Als der Graf bemerkte, daß gar keine todtdrohenden Anstalten seine Ruhe gefährdeten, hielt er es für nöthig, sich in das Gespräch zu mengen und zwar im Tone beleidigter Würde.

— „Ich wundere mich sehr," sagte er ....

Safjew warf ihm einen strengen Blick zu.

— „Es kommt mir sonderbar vor," sprach er weiter — „daß Sie Leute, wie zum Beispiel der Fürst, oder wie ich zum Beispiel, so lange haben warten lassen. Es versteht sich, daß hier keine üble Absicht vorauszusetzen ist, allein wie dem auch sei, so konnten Sie doch recht wohl .... hätte sich sogar geschickt ..."

„Ah!" sagte Safjew — „Excellenz sind böse, daß wir Sie so lange haben warten lassen. Nun, was halten wir uns denn viel dabei auf? Meines Erachtens ist zwar jedes Duell eine schreckliche Thorheit — allein um Ihnen das Vergnügen zu machen, bin ich gern bereit. Sie kennen das alte Gesetz: wenn in Folge irgend eines Hindernisses das Duell unter den beiden Gegnern nicht statt finden kann, so schießen

sich statt ihrer die Secundanten. Wollen Sie nicht gefälligst auf funfzehn Schritte zurücktreten? Ein Mann wie ich kann sich mit einem Manne, wie Sie, wohl schießen."

— „Nein, da dank' ich gehorsamst," erwiederte der Graf gezwungen lachend. „Ich bin so erfroren, daß ich jetzt nur daran denke, wie ich nach Hause komme. Der Minister erwartet mich um zehn Uhr. Nicht wahr, eine schauderhafte Kälte? Brr, Brr ..." Damit wandte er sich um und eilte über Hals und Kopf nach seinem Wagen.

— „Fahren wir zu Leonin!" rief Schetinow. „Auf dem Wege erzählen Sie mir alles."

„Gut, fahren wir hin."

Und in seiner Freude vergaß Schetinow, daß es schon neun Uhr war, und daß sein treuer Kammerdiener den Brief an Nadinka bereits zu dem Portier der Gräfin Worotynski hingetragen habe.

XIV.

Folgendes hatte sich zwei Stunden zuvor begeben.

Es war noch dunkel draußen, aber ein bleicher Schein, der am Horizonte zitterte, verkündigte schon die winterliche Morgendämmerung. Auf den Straßen herrschte tiefe Stille. In dem kleinen Zimmer Leonin's warf ein herabgebranntes Licht lange Schatten auf die umliegenden Gegenstände. Er saß düster sinnend vor einem mit Papieren bedeckten Tisch, fuhr von Zeit zu Zeit aus traurigen Betrachtungen auf und begann der letzten Anordnungen halber Briefe und seine Sachen zusammenzulegen.

„Das sind die Briefe der Großmutter!" dachte er traurig und raffte lange, mit großer alterthümlicher Handschrift beschriebene Blätter in einen Haufen zusammen, umband sie mit einer Schnur und küßte sie.

„Arme Großmutter! Zwei Jahre hindurch hab' ich Ihrer kaum gedacht. Sie widmeten mir Ihr ganzes Leben — und ich Undankbarer schrieb Ihnen nur um Geld, las Ihre Ermahnungen nicht und ließ Ihre Worte unbeachtet. Undank! Undank! das ist alles, womit ich Ihnen Ihre Herzlichkeit, Ihre Sorgfalt, Ihre Liebe gelohnt. Gute Großmutter! Man hat Sie hier gerächt ..."

„Da sind die Billets der Gräfin," fuhr Leonin fort, „parfümirt und gleißend wie ihr Leben. Da ist der Strauß, den sie gleichsam in meinen Händen vergaß, da ist das Buch, das sie gelesen, das sind die Bänder, die sie getragen."

„Weg! weg damit!" rief er, „alles das ist Lug, Lug und Trug!" Der erbitterte junge Mann zerriß die Billets in Stücke, zerzupfte den Strauß und schleuderte das Buch wie alle frühern Talismane seiner Liebe heftig zu Boden.

Da erscholl es an der Thüre: „Herzchen, wozu diese Hitze?"

— „Ah! Safjew, es ist Zeit! Hast du die Pistolen mit?"

„Ja wohl, nur eile dich, Herzchen. Es steht schlimm. Die Gräfin hat unsere Geschichte deinem Chef mitgetheilt. Ich will dir abermals dein Schicksal prophezeien — sei nicht böse, Herzchen: du wirst in dein früheres Regiment zurückversetzt, oder noch weiter — jedenfalls kannst du dich auf eine große Reise vorbereiten. Zieh' dich schnell an, damit man uns nicht trifft. Auf dem Platze befolge nur ja meinen Rath. Ich will dich schon so stellen, daß dich die Kugel nicht berührt. Meines Erachtens ist jedes Duell eine schreckliche Thorheit, wenn man sich aber einmal schlagen soll, so ist's immer besser, man tödtet seinen Gegner, als daß man sich tödten läßt. Apropos, weswegen willst du dich denn eigentlich schießen?"

— „Wegen einer blutigen Beleidigung. Schetinow hat mit der Gräfin über mich gespottet."

„Ist das alles, Herzchen? Ich dachte, das sei nur ein Vorwand. Nun, es wird Zeit. Bist du fertig?"

— „Ja wohl."

In diesem Augenblick knarrte etwas an der Hausthür und Timofej stürzte außer Athem in's Zimmer mit dem freudigen Ausruf:

„Die gnädige Frau ist gekommen! Die gnädige Frau ist gekommen!"

Im Vorsaal ließ sich ein Geräusch hören: zwei Diener in Reisepelzen führten am Arm eine kleine gebückte Alte herein, die sich bekreuzte und vor Müdigkeit ächzend mit schwacher Stimme sprach:

„Mischa, Mischa! wo ist mein Mischa? ..."

— „Großmutter!" rief Leonin — „Großmutter! ...." Der junge Mann fiel heftig bewegt der Alten zu Füßen.

„Miſcha, Miſcha, Miſcha! Herr im Himmel! Herr im Himmel! Lob und Preis Dir, Allmächtiger! Dank ſei Dir, Gott! Steh auf, Miſcha, was haſt du denn? ... Mit Mühe und Noth bin ich angekommen, bin fürchterlich müde ... Nun, ſo war es mir doch beſchert, Dich wieder zu ſehen!"

Es war ein ſeltſames Bild. Beim matten Schein des Lichtes und der beginnenden Dämmerung der junge Mann zu den Füßen der gebückten Alten, die ihn ſegnete; neben ihnen die lange Geſtalt Safjew's, Piſtolen in den Händen; an der Wand einige Diener.

Jetzt wurde ein verſiegeltes Packet gebracht.

„Ah!" ſagte Safjew, „ich habe das vorausgeſehen. Nun iſt nichts zu thun. Deine Sache mit Schetinow will ich ſchon abmachen."

Die Alte ſah ſich verwundert um und grüßte Safjew. „Wie geht's, Sergej Alexandrowitſch? Haben uns viele Jahre nicht geſehen, haben uns beide recht verändert. Die Zeit verſtreicht ..."

„Ach ja, Naſtaſſia Alexandrowna."

— „Kennſt du meine Großmutter?" fragte Leonin mit Verwunderung.

„Ja wohl, wie ich Huſarenoffizier war, ſtand ich im Dorfe deiner Großmutter."

— „Miſcha!" ſagte die Alte — „weißt du, warum ich hergekommen bin? Morgen wird meine Nadinka ſiebzehn Jahr alt, und mit ſiebzehn Jahren ſoll ſie nach dem Willen ihrer ſeligen Mutter erklären, ob ſie deine Frau ſein will."

„O! jetzt begreife ich alles!" rief Safjew.

Leonin erbrach das Packet.

„Ja, es iſt wirklich ſo" — ſagte er — „da iſt der Befehl, daß ich ungeſäumt fort ſoll. Großmutter, wieder mache ich Ihnen Kummer! Ich muß gleich abreiſen."

— „Was iſt denn das?" fragte die Alte: „ich werde gar nicht klug daraus. Miſcha, ſage mir die reine Wahrheit .... Gottes Rathſchluß iſt unerforſchlich."

„Ich will Ihnen alles erklären," ſagte Safjew — „kommen Sie nur in das andere Zimmer."

„Sie sagen" — fuhr er fort, als sie in's andere Zimmer getreten, „Sie sagen, daß die Schwester der Gräfin Leonin's Braut ist?"

— „Ja, lieber Sergej Alexandrowitsch, das war der Wille der seligen Mutter meiner Nadinka: wenn sie siebzehn Jahr alt werde, solle unsere Nadinka meinen Mischa heirathen, wofern sie keine Neigung zu einem Andern hat. Die Gräfin habe kein Recht, sich hinein zu mengen, denn sie, das waren die Worte ihrer Mutter, werde ihre Schwester verkaufen, wie sie sich selbst verkauft hat. Was brauche ich das Ihnen zu sagen! Sie wissen das besser als ich, Sergej Alexandrowitsch. Meine theure Freundin — Gott habe sie selig! — hat ihr ganzes Vermögen ihrer Nadinka und meinem Mischa bestimmt, den sie von Kindheit auf wie ihren Sohn geliebt. Meine Tochter, die Gräfin, pflegte sie zu sagen, ist reich: alles, was ich habe, gehört unsern Kindern. Dies alles, Verehrtester, sollte bis zu Nadinka's Mündigkeit ein Geheimniß unter uns bleiben: aber ich habe mir vor zwei Jahren in einem Briefe an Mischa etwas darüber entschlüpfen lassen."

Leonin bedeckte das Gesicht mit den Händen. Die Briefe der Großmutter hatten die ganze Zeit unbeachtet und kaum gelesen bei ihm gelegen ...

„Jetzt," fuhr Safjew fort, „begreife ich alles. Die Gräfin hatte Briefe von ihrer verstorbenen Mutter und den Befehl, sich in die Vermählung ihrer Schwester nicht zu mengen, sondern dieser nur, wenn sie siebzehn Jahr alt würde, zu eröffnen, daß die selige Mutter ihr Leonin zum Bräutigam gewählt und sterbend gewünscht habe, er möchte ihr gefallen; ist es nicht so?"

— „Jawohl, mein Bester."

„Verzeihen Sie, Nastassia Alexandrowna, ich muß deutlich zu Ihnen sprechen. Ihr Enkel Leonin ist ein guter, braver Junge, aber in der großen Welt, Nastassia Alexandrowna, bedeutet er gar nichts. Er ist nichts weiter als der kleine Leonin, ein Offizierchen, ziemlich arm, mit Niemandem hier verwandt, sein Name Leonin klingt wie ein Vaudevillename und hat nichts Aristokratisches, das heißt, Vornehmes — mit einem Worte, Ihr Mischa ist in der Gesellschaft weniger als eine Null. Ich habe ihm das früher gesagt, doch er wollte mir nicht glauben. Die Gräfin aber, Nastassia Alexandrowna, die wir beide als ein liebes,

einfaches Mädchen gekannt haben, ist eine so vornehme, so wählerische, so feine Weltdame geworden, daß der Gedanke, die Schwester der Madame Leonin zu sein, der Frau des kleinen Leonin, sie umbringen kann. Ueberhaupt halten alle Frauen, die aus bescheidener Familie in unsre goldene Vornehmheit hineingerathen, noch mehr als die von höchster Abkunft an allen Kleinlichkeiten des Wappenstolzes fest. Ich bin überzeugt, daß die Gräfin, die in ihrer vielleicht noch nicht ganz verdorbenen Seele eine geheime Ehrfurcht vor dem Befehle der Mutter bewahrt, viel darum gegeben hätte, ihn abändern zu können, und daß sie mit wahrhaftem Leidwesen ihre Schwester betrachtete. Endlich fiel ihr Folgendes ein: da ihr die Mutter anempfohlen hatte, Leonin zu sehen und bei sich aufzunehmen, so wandte sie alle ihre weiblichen Kunstgriffe an, daß er sich in sie verliebte, um ihn dadurch von ihrer Schwester abzuziehen."

— „Aber ich bitte Sie!" rief die Alte mit wahrhaft ländlicher Naivetät aus: „sie ist ja verheirathet!"

Safjew lächelte. — „Das ist einmal so Sitte. Je mehr eine Frau seufzende Liebhaber um sich hat, desto mehr ist sie beneidet und folglich desto mehr in Mode. Zudem ist ein Mensch wie Leonin für eine Frau, wie die Gräfin, ein wahrer Schatz: durch ihn erhält sie das Gleichgewicht unter ihren Anbetern. Er ist der Schirm ihrer Koketterie . . . Das verstehen Sie nicht, Nastassia Alexandrowna, und wozu sollten Sie's auch verstehen! . . . Mit einem Worte, auf dem Maskenballe begannen die Angriffe der Gräfin auf Ihren Enkel — und er traute, ungeachtet meiner Warnung, allen ihren Lockungen, verliebte sich leidenschaftlich, begann sie überall hin zu verfolgen, indeß sie, was alle wußten, einen bekannten Gecken, den Fürsten Tschudin liebte, wenn sie überhaupt Jemand lieben kann. Ohne Vermögen, ohne Vetterschaften, ohne Verbindungen stürzte sich Ihr Enkel in das Treiben der vornehmen Welt, drängte sich in alle Antichambres, grüßte alle unsere dicken Damen, vernachlässigte den Dienst, machte eine schwere Menge Schulden, lebte in ewigem Fieber, und endlich nach zwei Jahren eines so peinlichen Lebens soll er sich heute mit seinem besten Freunde schießen, weil dieser zusammen mit der Gräfin über seine Einfalt gelacht."

— „Mischa!" rief die Alte.

„Sein Sie unbesorgt, er wird sich nicht schießen. Die Gräfin erschrak selbst über das, was sie gethan, und da sie Anbeter aus allen Ständen und jedes Alters hat, schrieb sie an seinen Chef. Das Duell ist gesetzlich verboten: mithin läßt sich nichts sagen. Ihr Enkel wird nach Fug und Recht fortgeschickt."

Safjew wandte sich zu Leonin:

„Ich habe Ihnen gesagt, Herzchen, daß es Ihnen schlimm gehen wird .... Nun ist nichts zu machen. Reisen Sie, und Ihre Angelegenheiten überlassen Sie mir. Wollen sehen, daß wir damit in's Reine kommen. Sie haben viele Schulden; ich kann Ihnen Geld borgen — es versteht sich unter Garantie der Großmutter."

Leonin stürzte auf Safjew zu, um ihn an's Herz zu drücken. Safjew hielt ihn kaltblütig zurück.

„Acht Procent, mein Herzchen. Was deine Hochzeit betrifft, so bedaure ich sehr, daß sie nicht zu Stande kommt. Deine Nadinka ist allerdings, wie ich glaube, ein vortreffliches Mädchen. Später wird sie wie alle sein ... jetzt ist sie's noch nicht."

— „Ich liebe sie!" rief Leonin verzweiflungsvoll — „ich fühle, daß ich sie ewig lieben werde!"

„Na, Herzchen, du dauerst mich, aber das ist vorbei. Sie wird nicht dich lieben, den sie nicht kennt, sondern Schetinow, um den ihr bangt. Und dann, Herzchen, ist Schetinow Fürst, reich, hübsch, ein Weltmann und verliebt — aber was bist Du? ... Reise du in Gottes Namen! Du bist weder für die Gräfin noch für Schetinow, noch für Geschichten aus der vornehmen Welt mehr zu brauchen ... Reise nach dem Kaukasus — und ich will unterdeß mich auf das Wolkowofeld begeben, wo unsere Gegner, vermuthe ich, ganz wild werden in der Kälte."

— „Höre," sprach Leonin, „sage Schetinow, daß ich meine Herausforderung zurücknehme, daß ich ihn um Verzeihung bitte, daß ich mich nicht schießen will ... sage ihm, was du willst. Wünsche ihm glücklich zu sein, mit ihr, die ich ewig lieben werde. So leb' denn wohl, Safjew! Ich danke dir für deine herbe Freundschaft, sie ist besser als der schmeichelnde Haß der Weltmenschen. Ich komme nie wieder nach Petersburg: was soll ich hier? Wenn du Nadinka siehst, sage ihr, daß in der Ferne ein Mensch lebt, der für sie zu sterben bereit ist ....

doch nein, sage ihr nichts, nichts, gar nichts ... Leb' wohl, Safjew! Man erwartet dich. Leb' wohl!"

Safjew drückte Leonin schweigend die Hand und warf sich in seinen Wagen.

Es war schon hell draußen. Leonin sprach kein Wort. Lange stand er vor seiner Großmutter. Beide schlugen die Augen nieder, beide schwiegen .... Auf einmal stürzten die Alte und der Jüngling in plötzlichem Drange einander in die Arme ....

XV.

Am Abend desselben Tages tanzte im großen Theater die Taglioni. Es wurde ein neues Ballet gegeben — in Petersburg ein feierliches Ereigniß. Die Fashionables der Gesellschaft füllten kraft ihres Rechts der ersten Vorstellung beizuwohnen, die Logen und das Parquet. Allüberall Federhüte, entblößte Nacken, schimmernde Lorgnons und allgemeines Gerede, Begrüßungen, Verneigungen aus den Logen nach dem Parquet, aus dem Parquet nach den Logen. — Es war etwas Festliches in der Luft; aller Putz war glänzender und die Menge dichter gedrängt als jemals. Die bekanntesten Großen lehnten am Orchester und unterhielten sich, von Zeit zu Zeit die ehrerbietigen Grüße aus der dritten und vierten Sitzreihe erwiedernd. — Alle regelmäßigen Theaterbesucher hatten weiße Halsbinden um und schienen beschäftigter als gewöhnlich, von einem Bekannten zum andern eilend, als wären sie die Urheber des erwarteten Schauspiels oder wirkten bei demselben mit. Die Logenschließer machten sich um die Sitze zu schaffen, und die letzten leeren Logen im ersten Range füllten sich nach dem vorangehenden Akt einer russischen Oper, welche nur einige vom Lande angekommene Gutsbesitzer hörten und Kinder, die neben ihrem Mentor sich zur Loge hinausbogen.

In einer der Logen ersten Ranges saß, mit Brillanten auf dem Haupte, die neuvermählte Frau Kriwuchin, die noch kürzlich unter dem Namen Mademoiselle Armidin Kolomna entzückt hatte. Neben ihr duckte sich demüthig der Büreauchef, mit dem Annenorden am Halse, und zwischen ihnen prangte in gelben Handschuhen das uns bekannte kleine Herrchen, das so laut als möglich witzelte und höfelte, in der Hoffnung die Aufmerksamkeit der Maulaffen auf sich zu ziehen und hocherfreut sich in einer Loge ersten Ranges neben einer mit Brillanten geschmückten Dame zu zeigen.

In einer Reihe mit Frau Kriwuchin saß in ihrer Loge die Gräfin Worotynski, wie immer glänzend, wie immer einen unbeschreiblichen Duft von Eleganz und weiblichem Liebreiz athmend. Sie wandte ihr bezaubendstes Lächeln dem dicken, besternten General zu, der vorn im Parquet stand, wofür der hocherfreute General mit ritterlicher Ergebenheit und bedeutsamem Gegenlächeln vor ihr sein Haupt neigte. In der Loge der Gräfin wechselten jeden Augenblick junge Gecken in Uniformen und gelben Handschuhen, ergingen sich in gesellschaftlichen Redensarten, fragten, warum die Schwester der Gräfin nicht im Theater sei, und flüsterten untereinander, nach den Tagesgerüchten sei dieselbe bereits verlobt mit dem Fürsten Schetinow. Die Gräfin gab halbe Antworten, zog ihre luftigen Aermel zurecht und wandte sich um, ihr Doppellorgnon nachlässig auf die Logen zu richten und die Toiletten ihrer freundschaftlichen Nebenbuhlerinnen zu mustern. Von Leonin kein Wort, keine Sylbe — ob er lebte oder gestorben, wohin er verschwunden, warum — danach fragte Keiner. Leonin war ein zu unbedeutender Mensch, um die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich zu ziehen. Vom Duell wußte Niemand und brauchte Niemand zu wissen noch zu sprechen. Die Gräfin schien heiter und sorglos wie gewöhnlich. Aber ein erfahrener Beobachter hätte aus einer unwillkürlichen Bewegung ihrer Brauen leicht entnehmen können, daß irgend eine unerträgliche Verfolgung sie beunruhige. Und wirklich stand im Parquet, in der sechsten Sitzreihe mit seinem ewigen Lächeln Safjew und verfolgte die Gräfin unermüdlich mit seinem durchbohrenden und alles aufdeckenden Blick. Sie fühlte sich an den magnetischen Einfluß dieses Blickes gefesselt, in welchem sie Hohn, Vorwurf und unersättliche Rache las. Der Graf versteckte sich hinter den prunkvollen Turban seiner Gemahlin, den Platz neben ihr einem gewissen hohen Würdenträger überlassend.

Jetzt schwieg die allgemeine Bewegung im Theater. Die Musik ertönte und das Ballet begann. Das Publikum lebte auf .... Plötzlich flatterte aus einer Seitencoulisse unser ätherischer Gast hervor, das Tambourin in Händen; leicht wie ein Vogel flatterte sie in drei Sprüngen um die Bühne, blieb auf einmal stehen und grüßte ihre nordischen Verehrer. Die bis dahin lautlose Menge fuhr plötzlich auf, belebte sich und donnernder Beifall ergoß sich wie ein Sturzbach lauter und lauter

und erschütterte die Wölbung des Hauses. Aller Blicke funkelten, Aller Gefühle verjüngten sich, und wie vom allgemeinen Entzücken beseelt, schlug Guitana das Tambourin und flog dahin rasch und freudig, bald stolz die Arme erhebend, bald gleichsam süß erschlaffend in schamhaftem, unerklärlichem Hinschmachten ....

Um dieselbe Zeit zog auf der Straße nach Moskau hinter Ishora eine armselige Kibitka bei dem traurigen Gesumme des Postglöckleins. Auf dem Bocke saß ein Diener, trübselig den Kopf hängend, in der Kibitka lag ein Offizier.

Es war eine finstere Nacht. Der Wind heulte über die glatte Ebene und wirbelte den Schnee empor, der die Reisenden blendete. Die Pferde rührten kaum die Beine. Düster sah es in der Natur aus, düster in dem Herzen des Offiziers. Er lag und sann.

Er dachte, wie er um nichts und wieder nichts seine Jugend lebendig begraben; er dachte, wie in Petersburg nicht mehr für ihn diejenige zurückblieb, die ihm von Geburt an bestimmt, und für die er geboren war .... Je mehr er sich entfernte, desto mehr beherrschte ihn der Gedanke an Nadinka. Das Gefühl, das sich für sie in ihm regte, war kein kleinliches, ehrsüchtiges, unruhvolles, wie seine Liebe zur Gräfin, kein geziertes, wie sein Verhältniß zur Armidin — es war ein stilles, gepaart mit tiefem Kummer, mit dem Bewußtsein eines unwiederbringlichen Verlustes, und zugleich lag darin eine Art quälenden Genusses. So mag es dem Blinden zu Muthe sein, wenn er empfindet, daß die Luft rein und duftig, und das Azurblau, die unermeßliche Schönheit des Himmels nur errathen kann. Wie ein schmerzlicher Vorwurf prägte sich Nadinka's Bild immer mehr und mehr der Phantasie des jungen Mannes ein. Seine Gedanken waren an Petersburg gefesselt ....

In Petersburg aber brannte in seiner Wohnung die ganze Nacht eine Kerze vor dem Heiligenbild. Der zitternde Schein, den die goldne Einfassung zurückwarf, beleuchtete matt eine abgehagerte Alte in langem schwarzem Kleide, die gesenkten Hauptes inbrünstig auf den Knieen betete. Bald faltete sie fromm die Hände, bald beugte sie sich zur Erde und flüsterte andachtsvoll Gebete, während Thränen, große, helle Thränen aus ihren schwachen Augen drangen und eine nach der andern über die tiefen Runzeln ihres Gesichtes fiel.

Stuttgart.

Ein Stadt- und Residenzbild.

I.

Die Eisenbahn führt den Fremden aus der Nacht zweier Tunnels in das rebenumsäumte sonnige Thal und über Viaducte und Brücken mitten in das Herz Stuttgarts: die Schienen von Ost und West, Nord und Süd münden auf einem Perron, von dem wenige Schritte uns auf den Schloßplatz führen, der der Centralpunkt der Stadt geworden, seit die Bauluft König Wilhelms ihn mit monumentalen Gebäuden umgeben und aus einer Sandwüste einen Garten hervorgezaubert, der selbst dem prächtigen Parke auf der Nordostseite des Schlosses seine Spaziergänger abgelockt. Und wie drängt sich auf diesem Platz alles zusammen: dort der gewaltige Bau, das im Burgenstyl erbaute, von mächtigen Thürmen flankirte alte Schloß, ein Werk des kunstsinnigen Herzog Christoph (1553), daneben der im italienischen Palaststyl aufgeführte Prinzenbau, ein Werk Herzog Eberhards (1710), vor uns im Mittelgrund das Residenzschloß mit dem großen Corps de logis und den beiden, Pavillons bildenden Flügeln, in der edelsten Renaissance von dem bekannten Herzog Carl 1746 begonnen und erst von Friedrich vollendet, und endlich die drei Bauten des jüngst verstorbenen Königs: das stillose Theater auf den Grundmauern des ehemaligen Lustschlosses, das Kronprinzenpalais im italienischen Styl und der Königsbau mit seiner langen, die ganze Breite des Platzes gegenüber dem Schlosse einnehmenden Säulenfronte; in der Mitte des Platzes die Denksäule der fünfundzwanzigjährigen Regierung des Königs, rings umgeben von anmuthigen Blumenparterren, aus denen sich zwei prächtige Fontainen

erheben, die mit ihren Wassern den Platz beleben und erfrischen. Wirklich ein königlicher Platz, wenn auch nicht die Krone auf der Schloßkuppel daran mahnte! Und über Baumeswipfel und Schloßzinnen rauschen die Töne der harmonisch zusammenklingenden Glocken der Stiftskirchenthürme herein und vermischen sich mit dem Murmeln und Plätschern der Springbrunnen, um die sich auf den bequemen Bänken die elegante Welt, der Bürger und der Arbeiter in buntem Gemisch gelagert. Wir kennen keine deutsche Stadt, die einen solchen Platz hätte, der durch die grünen Höhen, die darauf herein schauen, einen so reizenden Abschluß erhält. Alle Farben, vom satten Braun der dunkeln Mauern des alten Schlosses bis zum lichtesten Grün der tropischen Pflanzen und der weichen Meadows vereinigen sich, um ein reizendes Bild zu weben, ähnlich wie aus Bau und Anbau aller Art, Bäume und Wiesengrün sich die reizende Schloßruine bei Heidelberg zu einem harmonischen Ganzen zusammenfügt. Und von dem Herzen Stuttgarts, diesem prächtigen Platze, der jeden Fremden fesselt und vielleicht eine zu günstige Vormeinung von Stuttgart giebt, da die Propyläen prächtiger sind, als die Cella selbst — von diesem Platze geht die Herzader der Stadt aus, die Hauptstraße, die an ihm vorüberführt und sich nach rechts und links ausbreitet, die Königstraße, welche die Stadt mitten durchschneidet und in die obere und untere Stadt scheidet, wie die Steige auf der Südseite der Stadt das Land in „das Land ob und unter der Steig" trennt. Wie das Land ob der Stadt sich durch seinen ernst soliden Reichthum charakterisirt, das Land unter der Steig durch seinen Fleiß und heitern Lebenssinn, so giebt dies auch ein Bild der beiden Theile der Stadt, an die sich freilich durch das colossale Wachsthum Ausläufer in jüngster Zeit angesetzt, die sich nicht mehr in dieses Schema fügen. Die untere Stadt trägt ein heiteres Gepräge, ist belebt und bewegt, voll Geschäftigkeit und Lärm. Die Straßen sind eng, krumm und schmutzig und auf den wenigen Plätzen hat sich der Markt angesiedelt; das ist die alte Stadt, in der sich die schmalen Giebelhäuser noch fest aneinanderschmiegen, in denen eine arme, aber fleißige Bevölkerung sich zusammendrängt, die indeß, worauf Wirthshausschild an Wirthshausschild hinzeigt, den Genuß nicht über dem Arbeiten vergißt, die alte Stadt, die in

ihrem inneren Kern auch noch das alte Gepräge beibehalten und sich nur durch die Concurrenz gezwungen sieht, sich da und dort eine modernere Façade vorzukleben, wenn auch im Innern Alles beim Alten bleibt. Hier wohnt der Proletarier, der Weingärtner, der Handwerker, der Gewerbsmann, die niederste Rangstufe in der großen Scala des Beamtenthums, das leichte Völkchen der Komödianten und die noch leichtere ledige weibliche Welt. Ein ganz anderes Gepräge hat die reiche obere Stadt, oder die „reiche Vorstadt", wie sie früher hieß und womit sie wohl ehedem auch charakterisirt war. Regelmäßige Quadrate schließen sich aneinander, die Häuser haben ein stattlicheres Aussehen, wenn auch aus der Holzbaracke nur ein Holzbau, nicht ein Steinbau wird. Die Straßen sind breiter, lichter. Die Luft — denn die Stadt steigt mehr und mehr an — die Luft wird reiner, gesünder; das giebt gleich ein ganz anderes Ansehen und wenn auch hier noch der Handwerker seinen Wohnsitz aufgeschlagen, so ist das doch das bessere Handwerk. Hier drängt sich Laden an Laden. Die hölzernen Unterstöcke sind herausgerissen und haben sich durch ein Steinmäntelchen zu eleganten Läden umzugestalten gesucht. Auch hier herrscht noch kein Luxus im Innern der Wohnungen, es regiert noch die baare Prosa. Hier wohnen die Beamten der mittleren Stufen auf der Scala, um ihre Kanzleien sich schaarend, die Gelehrten, die Künstler, die Kaufleute, die Lehrer, das Sortiment, der Kunsthandwerker, das Post-, Eisenbahn- und Telegraphencontingent. Aber Stuttgart ist im Laufe weniger Jahre eine große Stadt geworden. Stuttgart, das beim Regierungsantritt des Königs Wilhelm 23,000 und ums Jahr 1842 nur 42,000 Einwohner zählte, hat jetzt in runder Summe 66,000 Einwohner und die kühne Phantasie hofft, daß bis zum Jahre 1888 die Einwohnerzahl das volle 100,000 erreicht haben werde. Verlieren wir uns aus dem Nebel dieser Nullen und bleiben wir bei der Thatsache der 66,000, so kann man sich denken, wie die Stadt sich von ihrem Kern aus, der alten und der reichen Vorstadt, ausgebreitet, indem auf allen Seiten sich Vorstädte angebaut, die durch keine Thore, keine Mauern getrennt sind, worauf sich eine neue Stadt um die Stadt bilden mußte, um den Menschenzustrom, der sich in den letzten Jahren herangewälzt, aufzunehmen. Die Residenz der Könige von Württemberg liegt aber nicht auf einem

Hochplateau, sondern in einem tiefen Kessel, den das sich von Südwest nach Nordost ziehende Thal bildet, das auf der einen Seite geschlossen, nach der andern offen ist. Die Stadt konnte sich deshalb nur nach zwei Seiten hin ausbreiten und auch das nur in beschränkter Weise, da der königliche Park, der sich an das Schloß fügt, beinahe die ganze Breite des Thales einnimmt. Die Gärten, die Stuttgart zu einem Bagdscheserai machten, mußten dem Baukünstler zum Opfer fallen und schon rückt die Stadt in die Weinberge hinaus, an den Bergen hinauf oder schneidet ein Stück vom Berge, wie die Kinder beim Sandspiel. In diesem Auslaufen der Stadt, in diesen neuen Straßen haben sich nun die reichere Welt, die Rentiers, die hohen Beamten, die Pensionäre, die Buchhändler und in den äußersten Quartieren die Fabrikwelt, die große Masse der Ouvriers eingenistet. In den vornehmen Flankenquartieren der Parks, der Friedrichs- und Neckarstraße wohnt die Diplomatie und um die Kasernen an beiden Enden der Stadt die Offizierswelt. In den hoch gelegenen Quartieren, wo die freie Luft weht, in der Olgastraße und der Umgebung des Feuersees, wohnt, wer nicht im Verkehr mit der Welt steht, wer nicht Eisenbahn, Post, Theater frequentirt und alle die Unabhängigen, die nicht an Zeit und Stunde gebunden sind, wie die Schriftsteller, die man an allen Ecken und Enden der Stadt suchen muß: und der Fremde, der interessante Bekanntschaften aufsucht, lernt damit zugleich die ganze Stadt kennen. In wie colossalem Maßstab sich das kleine Stuttgart vergrößert, das springt durch nichts mehr in die Augen, als daß das Pönitenziarhaus (Gefängniß für Lebenslängliche) 1846 weit ab von der Stadt zwischen Aeckern an einen öden Punkt gebaut wurde, um diesen widerlichen Anblick den Augen der Residenz zu entziehen, und daß ihm nun die Häuser so nahe gerückt sind, daß jenes Gefängniß in wenigen Jahren den Mittelpunkt eines Quartiers bilden wird. Mit dieser ungeheueren Bauwuth geht der Styl Hand in Hand; aus Holz und Mörtel baut sich in kurzer Frist ein Haus auf. Stein, der ringsum in den Brüchen in so prachtvoller Qualität gewonnen wird, ist nur für öffentliche Bauten vorhanden oder für die Lüge einer Frontbekleidung. Mit Backstein endlich wird noch sehr höflich umgegangen. Nicht sein eigen Haus baut der Stuttgarter, er kann nicht sagen: my house is my castle, er baut Mieth-

häuser oder wohnt zur Miethe. Da und dort hat sich in neuester Zeit ein Ansiedler, ein Emporkömmling, ein rasch zu Reichthum gekommener Fabrikant und Speculant ein eignes Haus, eine Villa aus Stein erbaut, aber er schaut doch vielleicht, wenigstens der Parvenu, nach den vielfenstrigen Häusern in der Nachbarschaft und denkt mit Wehmuth daran, wie viel er gewinnen könnte, wenn er Miethwohner hätte, statt die neue Stellung so theuer büßen zu müssen. Aber der Styl, der Styl? fragt mich der Leser. Alle die neuen, rasch emporgekommenen Städte, sie haben sich doch zu einem Styl bekannt, für den ein bedeutendes und einflußreiches Bautalent maßgebend war. Stuttgart, müssen wir zu unsrer Schande gestehen, hat keinen Styl; seine hölzernen Nutzhäuser haben es nur auf die Zinsen abgesehen, gleichgültig, in welchem Style sie fällig werden, und für die öffentlichen Bauten war bis vor wenigen Jahren keine so bedeutende Kraft thätig, daß sich eine entschiedene Stylrichtung geboten hätte. Selbst der erste Bauherr des Landes, der König, hatte keine ausgesprochene Neigung, er dilettirte zwischen Römisch, Griechisch und Maurisch und war nur ein abgesagter Feind des Gothischen, das sich nun auch in ganz Stuttgart nicht findet. Die Staatsbauten tragen ein nüchternes Gepräge, ohne daß man ihnen gerade Häßlichkeit vorwerfen könnte. Erst in den jüngsten Jahren scheint Stuttgart endlich daran zu denken, daß eine Stadt, die mit den ersten in Deutschland rangiren will, auch an die Schönheit, nicht blos an ihre Zweckmäßigkeit denken muß, und wenn auch der Anfang, der mit dem „Königsbau" gemacht worden, kein sonderlich glücklicher genannt werden darf, da sich hier, wie in allen Leins'schen Bauten ein unsicheres Suchen, Tasten zeigt, so ist dafür das neue Polytechnicum Egle's ein so lebendig den Charakter des Monumentalen tragender Bau, zeugt von einer so glücklichen, freien Auffassung der italienischen Renaissance, daß wir von diesem Kunstwerke gern eine neue Aera für die Baukunst unserer Stadt datiren, und da der Künstler der erste Baumeister des jetzigen Königs ist, so dürfte es in seiner Hand liegen, dem königlichen Bauherrn die Richtung der Architectur für das künftige Stuttgart zu geben, denn vom Hofe wird die Initiative ausgehen.

Stuttgart trägt durch und durch das Gepräge einer Residenz; wie sich auf dem Schloßplatz und um das k. Schloß das Leben der Stadt concentrirt, so laufen vom Hofe aus alle Fäden des socialen Lebens aus und gehen dahin wieder zurück. Das erste Gebäude, das dem Fremden, der aus dem Bahnhofe tritt, imponirend entgegenschaut, ist das Schloß; die Hauptverkehrsader führt an dem Schloß vorüber; der schönste Spaziergang schließt sich an das Schloß; die Eisenbahn strömt täglich Tausende auf den Schloßplatz aus; das Theater, das Abends Hunderte in seine Hallen versammelt, stößt an das Schloß; der größte Bazar der Stadt, der zugleich Concertsaal, der „Königsbau" steht dem Schlosse gegenüber, das erste Hotel der Stadt, die besuchtesten Kaffeehäuser sind die nächsten Nachbarn des Schlosses, so daß die Empfehlungsdevise: „in der Nähe des Bahnhofs, der Post, des Theaters und des Schlosses" hier zum ersten Male keine Lüge; kurz, alles Leben drängt sich so um das Schloß, daß die Stadt nothwendig den Charakter und die ganze Färbung einer Residenz haben muß. Die Staatsbauten heben sich so prägnant von den übrigen Gebäuden ab, die Kasernen flankiren die Stadt auf so imponirende Weise, daß wir uns nothwendig in einer Residenz befinden müssen, und wenn die Fabriken auch an den Ausläufern der Stadt ihre Essen hoch in die Luft thürmen und manchmal ein ganz bedecklicher Rauch über die Stadt hin zieht, man wird uns doch nicht den Glauben geben können, daß Stuttgart eine Fabrikstadt. Noch viel weniger aber trägt es den Charakter einer Handelsstadt: dazu fehlt ihr doch der Fluß, das Meer, fehlen ihr die großen Märkte, die großen Waarenhallen. Aber mit jedem Tage wächst die Zahl der Fabriken, der Handelshäuser, der Bankgeschäfte, der großen Gewerbe, und Stuttgart denkt gerne daran, daß es auch ohne Hof aus eignen Mitteln zu leben im Stande wäre, daß es, wenn nicht eine große Fabrikstadt, doch eine große Gewerbestadt mit einem ansehnlichen Handel werden könnte. Schon war es nöthig, den Bahnhof nach allen Seiten zu erweitern, schon steht ein großes Zollgebäude mit dem Waarenbahnhof in Verbindung, schon rasseln die schwersten Güterwagen die Königstraße entlang, schon beleben sich die entlegensten Straßen Morgens und Abends mit Schwärmen von Arbeitern, schon hat Stuttgart eine Geld- und Waarenbörse, eine neue Fruchthalle, in wenigen Tagen eine neue Centralhalle

und früher als jede andere Stadt ein großartiges, in Deutschland vielleicht einzig dastehendes Musterlager — aber eine Fabrik- und Handelsstadt ist es noch immer nicht, im großen Style nicht, wenn es auch sehr respectable Anfänge hat und im Jahre 1888 vielleicht mit den 100,000 Einwohnern auch diesen Rang in der Handelsgeographie einnimmt. Vor der Hand überwiegen Hof, Beamte und Militär immer noch und verleihen der Stadt das charakterisirende Gepräge. Nicht so stark, wie in den beiden Residenzen zur Rechten und zur Linken, München und Carlsruhe, aber doch immer noch prägnant genug. Ein Besuch des Theaters, unsrer öffentlichen Locale, ein Gang über unsern Corso, die Königstraße, würde den Fremden überzeugen. Im Theater tritt es am grellsten zu Tage, wo beim Eintritt des Königs oder der Königin in ihre Loge die erste Gallerie und das Militär sich von ihren Sitzen erheben. In den Listen der ersten socialen Zirkel überwiegen Beamte und Militär und auf der Hauptstraße treten uns diese beiden Typen nicht minder frappant entgegen. Nur während es noch vor zehn Jahren ein Vorrecht der Gesandten und der hohen Aristokratie schien, in eleganten, reichbespannten Wagen zu fahren, und die feinsten Pferde auf den Straßen kurbettiren zu lassen, sind beide jetzt von unsrer reichen Handelswelt überholt: sie fährt jetzt in den elegantesten Broughams, Landaus, Victorias, sie kauft jetzt auf den königlichen Auctionen die theuersten Racepferde, und wenn die Aristokratie noch ihr Vorrecht geltend machen will, so kann sie es nur in der Stundenwahl thun, da der bürgerliche Parvenu es doch noch nicht wagt, in den Morgenstunden spazieren zu reiten und zu fahren und es zu dieser Zeit nur seinen Frauen überlassen muß, ihren Staat in den breiten und tiefen Landaus zur Schau zu legen und sich durch Kokettiren mit der Aristokratie dieser wenigstens einigermaßen zu nähern. Der Geburts-Aristokratie wird die Geldaristokratie auch noch ein anderes nie ablernen: wann man zu Fuß geht, wann man fährt und welcher Wagen für die Tagesstunde, für die Jahreszeit der richtige. Feine Nüancirungen, die sich kaum erkennen lassen, und diese werden immer die Unterschiede bestimmen, so sehr auch der demokratische Geist an der Niederreißung der Scheidewände arbeitet.

Aber die Empore des Buchhandels — trägt sie nicht davon ein charakteristisches Gepräge? Vom Buchhandel merkt man kaum etwas.

Die Lage Stuttgarts hat es für den Börsenplatz des Bücherhandels im Süden sehr geeignet gemacht; kaum mochte dazu die Zahl großer Verleger beigetragen haben, denn diese ist sehr klein und wer nicht an bestimmten Tagen vor dem Cotta'schen Hause oder den Hallberger'schen Localitäten steht, und die großen Ballen nach der Eisenbahn fahren sieht, erfährt kaum etwas von dem Leben und Treiben des Buchhandels; selbst der Schriftsteller, die nur von ihrer Feder leben, ist kaum ein Dutzend. Und die Börse, die Stuttgart zu einer Empore des Buchhandels macht, dauert nur einen Tag im ganzen Jahre; selbst zu dieser Börse kommen der Verleger und Sortimenter von Jahr zu Jahr in kleinerer Anzahl und lassen sich durch ihren Commissionär vertreten. Auf Straßen und Gassen bringt der Handel mit Büchern kein Leben; kaum an den Schaufenstern würde man merken, daß Stuttgart einen so hohen Rang unter den Bücherstätten Deutschlands einnimmt. — Stuttgart, wiederholen wir, ist eine Residenz durch und durch — seine Hauptstraße mahnt durch ihren Namen schon daran. Die Königstraße, die die Stadt in ihrer größten Länge durchschneidet, führt den königlichen Namen; an ihr liegt der Schloßplatz, der Königsbau, das Palais der Königin Mutter, das Ministerium des königlichen Hauses, die königlichen Kanzleien, der königliche Marstall. Die größten Fronten der prächtigen Straße gehören dem Könige: das giebt schon die Färbung für die ganze Straße und wirklich sind die Schauläden, die sich rechts und links die ganze Häuserreihe herauf in den untern Stockwerken eingenistet, einer ersten Residenzstraße würdig. Sind auch nur wenige Neubauten seit vielen Jahrhunderten in ihr aus Privathänden entstanden, so zählen sie doch zu den imposantesten und schönsten und dürfen sich würdig in die Reihen der königlichen stellen. In dieser Straße, mit deren imposanten Häusermassen sich nur die elegantere Neckarstraße — die aus lauter neuen Häusern besteht, messen kann — hier concentrirt sich das Leben und die Bewegung der Stadt, hier kann man die Fluctuationen des Verkehres, des socialen wie des geschäftlichen, behaglich auf den breiten Trottoirs flanirend beobachten; die Königstraße ist der Corso der eleganten Welt, die Geschäftsader, durch die Handel und Gewerbe strömen, und selbst Typen der untersten Schichten fehlen nicht und bilden eine bunte Staffage für das breite Pflaster dieser zu jeder Tagesstunde belebten Straße. Neben

dem eleganten Landau, dem hochsitzigen Dogcart fährt der schwere Frachtwagen, der lärmende Eisenbahnkarren, und gegen Abend begegnet man selbst dem Mistwagen, der sich in der vornehmen Gesellschaft ganz behaglich fühlt und gar nicht thut, als ob er ein anmaßender Eindringling wäre. Die Königstraße ist eine so bedeutende Straße, selbst gegenüber den berühmten Hauptstraßen anderer Residenzen, daß der Stuttgarter schon ein wenig stolz auf sie sein darf. Wo ist die Straße, die so bequem eine Stadt durchschnitte, die so von selbst den Mittelpunkt des Straßenlebens bildete, die alle Ströme aus allen Quartieren der Stadt in sich aufnähme, in die alle Straßen unmittelbar und mittelbar mündeten? Wo ist die Straße, in der der Geschäftsmann, wie der Flaneur so sicher wäre, seine Geschäftsfreunde, seine Bekannten zu treffen und man so überzeugt sein könnte, irgend etwas Wichtiges bei einem Spaziergang abmachen zu können? Die prachtvollen Gewölbe erfüllen alle Bedürfnisse, alle Wünsche, wenn die beiden großen Bazars nicht allein schon dafür ausreichten. Der Spaziergänger, dem es nicht blos um Luft zu thun — die allerdings auf der Königstraße mit bedenklichen Miasmen gemischt ist — der Spaziergänger kann keine angenehmere, amüsantere Promenade wählen, als die Königstraße, wo er allein flanirt, oder wenn er Lust hat, einen Bekannten findet, in dessen Arm er den seinen stecken kann; und wird ihm die frische Luft endlich nach langem Auf- und Abflaniren zum Bedürfniß, so biegt er auf die „Planie" unter die schattigen Bäume ein, oder setzt sich an einen der plätschernden Springbrunnen und läßt sein müdes Auge auf den grünen, nach englischer Art, beschnittenen Wiesen ruhen. Und trotzdem, daß die Königstraße eine gerade Straße und meist von großen, hohen Häusern flankirt ist, bietet sie doch so viele Abstufungen, so viel Charakterverschiedenheit in den Bautypen, ja die Menschenmenge, die sich darauf herumtreibt, ist eine so bunte und gemischte, daß sie nicht einen Augenblick den öden und langweiligen Eindruck hervorbringt, den sonst lange und gerade Straßen zu machen pflegen. Die Königstraße ist eine amüsante Straße, da sie in ihrem Synkretismus alle Charaktere von Häusern und Menschen durcheinander mischt, und in einzelnen Momenten steigert sich dies kaleidoskopische Durcheinander: wenn die Eisenbahn ihre Waggons ausschüttet, drei Menschenklassen auf einen Perron, und diese nun durch

die Schloßstraße der Königstraße zuströmen, und gleichsam von dieser erst an die andern Straßen nach Stand, Rang und Beschäftigung vertheilt werden. Das ist vielleicht ihr wichtigster, aber nicht ihr glänzendster Moment — denn dieser tritt um die Mittagsstunde ein, wenn die Promenade beginnt, die Damen ihre Einkäufe machen, die Herren auf- und abflaniren, die Offiziere zur Parade sich einfinden und diese selbst endlich sich unter klingendem Spiele die ganze Straße in ihrer vollen Länge unter Begleitung von Hunderten von Musik- und Schauspiellustigen hinabmarschirt, um vor dem königlichen Schlosse eine ungeheure Menschenmenge bei den Klängen ihrer „Bande" zu versammeln. Dann wird die Straße auf Momente wieder stiller, bis Abends noch einmal der Corso der Geschäftsleute beginnt, für die es keine Zeit zu gesundheitspolizeilichen größern Spaziergängen giebt. Sobald es dunkelt, schwärmen die Nachtvögel in ansehnlichem Fluge durch die Straße und das Leben um diese Stunde würde in neuester Zeit Stuttgart zu einer weit höhern Stufe in der Städtescala berechtigen, wenn es seine Ehre ihm nicht verböte, sie auf dem Städtetag unter diesem Titel nachzusuchen.

Dies bunte und bewegte Leben, das sich auf der Hauptstraße der Residenz entfaltet und das alle Elemente in so fesselnder Weise mischt, bietet keine der andern Straßen Stuttgarts: in den nächsten Straßen, selbst nahe der Mündung, ist die Strömung bereits schwach und langsam und erst in den ganz entfernten Quartieren, auf den Ausläufern der Stadt und im innersten Kerne ist Leben und Bewegung. Charakteristisch trägt die wichtigste dieser Straßen den Namen Hauptstädterstraße. Wie sich in der Königstraße das Leben der Residenz concentrirt, so hier das Leben der Hauptstadt des Landes: hier hat der Kleinhandel seinen Sitz aufgeschlagen, hier verbinden sich zwei Märkte — der Korn- und der Victualienmarkt — durch eine nicht minder treffend bezeichnete „Marktstraße", hier drängen sich an Markttagen die Fuhrwerke vom Lande und diese ganze Welt, die hier in der untern Stadt am Marktplatze ihr Wesen treibt, ist eine ganz andere, als die Residenzwelt. Hier concentrirt sich das ächte Bürgerthum, das sich um das Rathhaus schaart, wie der Hof und die Residenz um das Schloß, ja diese Quartiere leben immer in einer gewissen Opposition gegen das Schloßquartier und seine Anhänger. In diesem Marktquartier herrscht noch ein derberer, volks-

mäßiger Ton. Die Atmosphäre ist durch die dicht an einander gedrängten Gewerbe, durch Markt und Zufuhr und durch den dieses Quartier durchschneidenden Bach, an dem Stuttgart nun einmal zu liegen verurtheilt ist, auf das trübste geschwängert. „Das gute bürgerliche Haus," wie es Bädecker nennt, ist an die Stelle des Hotels, und die Kneipe an die Stelle der Restauration getreten, und von Kneipen wimmelt es in grausenerregender Weise. Wer hier gewesen, weiß, daß er, sobald er ein Tageblatt in die Hand nimmt, sicher sein kann, ein paar Concessionen zu Speisewirthschaften zu finden. Aber das bunte Gepräge fehlt auch diesem volksmäßigeren Stadttheile: die Farbe ist aus der Volkstracht der schwäbischen Stadtbewohner verbannt; die dunkeln Stoffe herrschen überall vor und nur die Putzsucht unsrer Mädchen aus dem Bürger- und Handwerkerstande bringt in diese Monotonie noch einige Abwechslung. Trotz der größeren Lebendigkeit dieser Quartiere ist doch die Monotonie vorherrschend: es hebt sich nichts aus diesem Einerlei und der Farblosigkeit der Straßen, nichts für das Auge, das der Abwechslung so sehr bedarf, ab. Selbst der Lärm der Straßen ist ein monotoner. Stuttgart glaubt darin gegenüber früheren Jahrzehnten großstädtischer geworden zu sein und vergißt ganz, daß den großen Städten gerade dieses bunte Gewirr, der Lärm der Straße einen so großen Reiz verleiht, daß diese Farben- und Tönevariation ihr Bild uns so lebendig in die Seele prägt und sie so charakteristisch für Sitte und Art des Volkes macht, das die Hauptstadt repräsentiren soll. Der Maler, der eine von unsern Straßen zu Papier bringen sollte, wäre wirklich in großer Verlegenheit, während ein Straßenbild aus einer großen Stadt, in der die Polizei noch nicht Alles geregelt hat, einen so unendlich anziehenden Reiz hat. Wir erinnern uns wohl noch der Zeit, da die schwarzwälder Uhrenhändler mit dem Uhrenpack über den Schultern durch die Straßen zogen und mit dem Uhrhammer auf die Glocke schlugen, der Zeit, wo die Scheerenschleifer sich mit ihrer kleinen Mühle an den Ecken aufstellten und die aus den Häusern zusammengeholten Messer und Scheeren über den Stein hielten, daß es Funken sprühte, der Zeit, wo die Wachholderbeer- und Sandhändler ihre Waare durch die Gassen riefen, wo die Pseudowalachen von Mausfallenhändlern ihr nützliches Hausgeräth in gutem Deutsch anpriesen und mit den Zigeunern, die

ihre Kinder huckepack auf dem Rücken trugen, sich in die Gunst der neugierigen und naseweisen Jugend theilten. Diese Zeiten, die unsere Straßen noch malerisch belebten, sind vorbei, diese ungewöhnlichen Elemente, die den Sauerteig unsres täglichen Lebens bildeten, sind verschwunden, ihr Ruf ist verstummt. Aber um so unverschämter drängt sich, seit der Proclamirung der Gewerbefreiheit, das Gesindel der Hausirer in die Häuser der Stadt, wenn auch überall, in jedem Hausflur angeschlagen ist, daß man sich ihre Besuche verbitte. Von der Straße, wo ich mich nicht um diese Fieranten zu kümmern brauche, wo sie aber ein malerisches Element abgeben, sind sie verschwunden; statt dessen haben wir sie in unsern Tags offenen Häusern und müssen uns des Geschmeißes gewaltsam erwehren. Der Handwerksbursche mit dem Ranzen auf dem Rücken, der dem Maler Stoff zu Genrebildern wurde, hat aufgehört zu existiren, seit wir Eisenbahnen haben, er läßt sich vom Packträger sein Gepäck in die Herberge nachtragen. Das Dienstmädchen, das sonst die malerische Tracht der Dorfheimath auch in der Stadt beibehielt — und Schwaben kann sich malerischer Trachten rühmen — das Dienstmädchen hat die hübsche Haube mit den Bändern und die reichen Wickelzöpfe, die so reizend bunt durchflochten waren, in die Rumpelkammer geworfen, und trägt sich städtisch; der Markt hat dadurch seine schönste Staffage eingebüßt und nur sporadisch taucht an Sonntagen noch eine Volkstracht auf, wenn die Schwester den Bruder beim Militär besucht. So ist die Stadt recht polizeimäßig ausländisch, recht modisch einförmig geworden und hat nach und nach all ihre Poesie eingebüßt. Wenn nicht den Winteranfang ein Trieb Gänse, der durch die Stadt zieht, den Frühling der mit Maien geschmückte Zug der singenden Waisenkinder, den Herbst die lustige Masse der in die Weinberge mit Musik Hinausziehenden begrüßte, wir bekämen kein malerisches Straßenbild mehr zu sehen. Selbst die Poesie der Töne scheint eingefroren. Man hört nur noch das Gerassel der Wagen, das Klirren der Kutschen, das Klatschen der Peitschen und das Pfeifen der Jungen auf den Straßen, und in den Häusern das jammervolle Klaviergeklimper, das Stuttgart geradezu für einen nervösen Menschen unerträglich macht und ihn jene Musikschule zwölf Mal in einem Athem verfluchen läßt. Das Militär macht noch den einzigen erträglichen Lärm auf der Straße, läßt uns aber durch sein

unmusikalisches Trommeln wieder für den Genuß büßen, den es uns durch seine Musik bietet. Dreimal tönt noch vom Thurme der Stiftskirche ein Choral über die Stadt hin — eine gute alte Sitte, welcher man längst schon als altväterischem Brauch, der sich für den bon ton einer Residenz nicht mehr schickte, den Tod geschworen; und doch ersetzt dieser vom Kirchthurm geblasene Choral der modern überfeinerten Stadt den „Morgen- und Abendsegen" und wer stolz über diesen „Zopf" lächelt, der vergißt, daß eben mit der guten alten Sitte auch die wirkliche Sitte und damit zuletzt die Sittlichkeit verloren geht. Wie oft sah ich an schönen Sommerabenden Lenau, zu der Zeit, wo er hier wohnte, unter dem Kirchthurm stehen, wenn der fromme Choral über die rauschende Stadt hintönte, wie oft sah ich in seinen Augen eine Thräne blitzen, wenn er so ganz in diese Töne versunken, alles rings um sich her vergessen zu haben schien. Und diese Sitte, diesen guten Brauch wollt ihr mir schmähen! — Die Nacht bricht an. Die Straßen leeren sich, die Lichter verlöschen in den Häusern: man hört nichts mehr, als den schweren Stock des Viehtreibers, der sein Vieh von der Eisenbahn mit Prügeln durch die Stadt treibt. Dieser thierquälerische Ton ist polizeilich erlaubt: aber die Nachtwächter mußten verschwinden, sie rufen nicht mehr die Stunden an, der Windwächter stößt nicht mehr mit dem Horn auf das Pflaster, wenn ein starker Wind bläst; der Hochwächter auf dem Kirchthurm macht von Viertelstunde zu Viertelstunde seinen Umgang auf dem Kranze, aber er stößt nicht mehr wie sonst ein-, zwei-, drei-, viermal in das Horn; der Telegraph, der vom Kirchthurm nach der Feuerwehrwachstube führt, beruhigt die Wächter der Stadt beinahe tonlos, daß alles rings im Umkreis sich getrost dem Schlummer hingeben kann. Die Vergrößerung der Stadt streift Stuttgart nach und nach jede poetische Hülle ab; das Wort großstädtisch wird uns immer in die Ohren gerufen und man schafft alles Kleinstädtische im öffentlichen Leben ab, ohne selbst großstädtischer zu denken und sich zu benehmen. Ein Glück, daß uns noch die Poesie der reizenden Umgebungen bleibt, die so reich sind, daß Hartmann ein ganzes Buch: „Stuttgarts romantische Umgebungen" betiteln konnte. Rings von sanft anschwellenden Bergen umgeben, die sich nach Südwesten zu schließen scheinen und nach Nordosten sich öffnen, Bergen, die mit Reben bepflanzt, im Sommer und Herbst

sich in dichtes, volles Grün hüllen und überall in die Straßen hereinschauen, daß man mitten in einem Garten zu wohnen glaubt, hat die Stadt trotz ihrer Vergrößerung noch immer nicht ganz den Zauber des Landschaftlichen verloren, und wenn ein Fluß das Weichbild Stuttgarts durchrauschte, es wäre unstreitig eine der schönsten Städte Deutschlands. Seht von den Bergen herab das Grün des Weines so prächtig, daß ein französisches Wort sagen konnte: si l'on ne cueillait pas à Stouttgart le raisin, la ville irait se noyer dans le vin, ringsumher in dem Thale bis dicht an die äußersten Häuser und da und dort in die Stadt herein die schönen Blumen- und Obstgärten und vom Schlosse bis zum Ende des Thales der prachtvolle englische Park des Königs, der die anmuthigsten Spaziergänge bietet und von Morgens bis Abends von Wagen, Reitern und Fußgängern belebt, in sonnigen Stunden den Corso bildet. Selbst der Wald fehlt der herrlichen Gegend nicht und das Korn, und die Wahl steht dem Spaziergänger frei, sich zwischen Gärten, wogenden Aehren, grünen Weinbergen, unter dem Laubdach des Waldes oder auf belebten Straßen zu erholen. Und hier, wo die Natur selbst schon in so üppiger Weise gesorgt, wo Ulrich von Hutten 1514 schon ausrufen konnte: „Deutschland hat kaum eine schönere Gegend, als diese, so schön gelegen ist Stuttgart" und der alte Bürck 1736: „In einer so anmuthigen Gegend ist das gute Stuttgart nicht anders, als ein Edelstein in einem kostbaren Ring eingeschlossen", hier war dem Stuttgarter noch nicht genug gethan, obgleich er jeden Tag des Jahres einen andern Spaziergang machen konnte — ein Fremder hat diesen Scherz ausgeführt — und es bildete sich vor wenigen Jahren ein Verschönerungsverein, so daß man jetzt, wie Mendelssohn wünschte, Zucker zum Zucker essen kann. Wo sonst beschwerliche Wege auf die Anhöhen führten, hat der Verein dieser Naturverbesserer bequeme, sanft ansteigende Pfade gebahnt, an schönen Aussichtspunkten kleine Anlagen gemacht, Bänke zum Ausruhen aufgestellt, Hütten erbaut, um vor Unwetter geschützt zu sein, und der Einheimische selbst lernt oft neue schöne Punkte kennen, wenn er hört, daß der Verschönerungsverein wieder eine Anlage gemacht, die er alsbald zu besuchen für seine Pflicht hält. Und das geistige Auge nicht allein soll sich freuen: rings um Stuttgart auf allen Anhöhen, wie im Thale, haben sich Wirthschaften angesiedelt,

so daß man keinen Spaziergang macht, bei dem sich nicht auch des Leibes Lust befriedigen ließe. Die zwei prächtigsten Aussichtspunkte, die Silberburg und das Schützenhaus, bieten auch für die Restauration wichtigen Anlaß und in einem der Gärten der Stadt — denn auch mitten in der Stadt haben sich die Gärten der Wirthe angesiedelt — kann man zwischen Löwen und Tigern, Bären und Affen sein Bier trinken. Nur eins hat uns der Verschönerungsverein noch nicht geschenkt, einen Fluß statt des übelriechenden Baches, den die Munificenz des verstorbenen Königs wenigstens zu überbrücken befahl. Aber eben diese Munificenz hat uns, wenn auch nicht den ganzen Neckar, so doch Neckarwasser in die Stadt geleitet, der die Fontainen des Schloßplatzes, die große Fontaine des Parksees und viele Straßen, vor Allem aber mehrere Badeanstalten speist, die in jüngster Zeit errichtet wurden und den Fluß einigermaßen ersetzen, wenn er auch der landschaftlichen Schönheit des Bildes noch fehlt. Und die Gesundheit, wie entbehrt sie den Fluß in diesem landschaftlichen Paradiese! Dick und schwer liegt die Luft den ganzen Sommer auf dem Thalkessel, ohne Bewegung, beinahe greifbar. Es ist, als ob in diesem Kessel die Atmosphäre gekocht würde, um eine Riesenmaschine in Bewegung zu setzen. Nervöse Menschen können es geradezu nicht aushalten. Keine Stadt darum, die solche Bademanie hätte, als Stuttgart. Wenn die Sommerzeit beginnt, wird Cannstatt zur zweiten Residenz erhoben. Die ganze Stadt, Jung und Alt, Mann und Frau und vor Allem die Frau, das nervöse Geschlecht strömt nach Cannstatt und wirft sich wie eine Heerde Schafe in den Strom, der nicht genug Badestellen ausstecken kann. Die reichen Mineralquellen von Berg und Cannstatt, zu denen der Weg durch den königlichen Park führt oder die Eisenbahn in sieben Minuten uns bringt, während Wagen aller Art zur Fahrt bereit stehen, diese Quellen liefern außer dem Fluß ein heilsames Badewasser und in Hülle und Fülle, denn eine einzige der Quellen füllte jede Minute das Heidelberger Faß. Aber die Badekaravanen so wenig als die Morgencuren, welche man am Cannstatter Brunnen oder auf der Planie längs dem Schlosse Morgens zu nehmen für Pflicht hält, dürfen uns beweisen, daß Stuttgart ein ungesunder Ort. Der Fremde fühlt sich anfangs unbehaglich, der Sänger, der hier gastirt, ist vierzehn Tage nicht „bei

voce" — aber bald fühlt er sich gesund und unsere Sterblisten sind ein köstlicher Trost für ein ängstliches Gemüth, denn die meisten der auf dieser fatalen Proscriptionsliste Stehenden sind zwischen sechzig und achtzig Jahren. Stuttgart ist wie eine Schulstube — heiß, aber gesund und so lange wir noch im kühlen Schatten durch den Park bis nach Cannstatt promeniren dürfen, so lange wir noch unsere Abende auf der prächtigen Terrasse des Badegartens, nachdem wir uns im Wasser erfrischt, bei einem guten Souper zubringen können, wollen wir nicht klagen und die Frage, die uns in den Salons Winters jeden Abend erwartet: „In welches Bad werden Sie nächsten Sommer gehen?" mit dem stereotypen: „Nach Cannstatt" beantworten.

Volkswirthschaftliche Briefe aus Rußland.

St. Petersburg, den 15. September 1864.

Ahnungslos hatte ich meinen letzten Bericht mit einer Anekdote bezüglich der Judenemancipation geendigt und es ist heute ein Anknüpfungspunkt für meinen neuen Brief, da gerade in der jüngsten Zeit Manches geschehen ist, was mich veranlaßt, auf den Gegenstand zurückzukommen. Die Einen freilich meinen, derselbe sei erschöpft und es bleibe darüber nichts mehr zu sagen; für diese Klasse Leute ist die Frage ein noli me tangere; man spricht nicht gern davon. Anderen mag es bedünken, die Sache gehöre nicht in einen volkswirthschaftlichen Bericht, sie sei eine reine humanitäre, wenn nicht gar religiöse Frage. Die Erlebnisse um uns her belehren uns aber nur zu deutlich des Gegentheils und weisen auf den rein ökonomischen Charakter hin, indem gerade Diejenigen, für welche die Judenemancipation noch eine Frage ist, nur wirthschaftliche, richtiger unwirthschaftliche Gründe gegen die Gleichberechtigung der Juden anzuführen wissen. Religiöse Vorurtheile wagt heute kein Gebildeter mehr anzurufen, um eine Ausnahme von dem allgemein angenommenen Princip: gleiche Pflichten geben auch gleiche Rechte, zu beschönigen. Wo nicht, wie in Spanien, das geheiligte Princip der Glaubenseinheit allen Verletzungen des modernen Rechts zum Mantel dient, bleibt für die beschränkende Gesetzgebung als Ausflucht nur noch die sogenannte Pflicht, eine unwissende rohe Bevölkerung vor den Uebervortheilungen durch die Juden im commerziellen Leben dadurch zu beschützen, daß man Letztere in ihrem rechtlichen Leben benachtheiligt. Dies gestehen die betreffenden Gesetzgebungen nicht nur ein, sie führen es sogar als Entschuldigung für ihr zeitgeistwidriges Gebaren an. Es sind hier also materielle Interessen im Spiele und die gehören jedenfalls zur Competenz der Volkswirthschaft. Diese freilich kann mit ihrem Urtheil über solches Gebahren nicht einen Augenblick im Zweifel sein; es gehört zu ihren ersten Axiomen, daß der Staat nicht berufen sei in das Getriebe der Privatindustrie, welchen Namen sie auch immer habe, störend oder reglementarisch einzugreifen. Es ist aber leider damit nicht gethan: die Lehren der Volkswirthschaft sind eben noch nicht zur allgemeinen Anerkennung

gelangt; es hilft also wenig, gewissen Gesetzgebungen gegenüber sich kurzweg auf sie zu berufen und es bleibt nichts übrig, als in jedem einzelnen Falle das Schädliche oder Nützliche einer vorhandenen Maßregel zu prüfen.

Sehen wir uns nun von solchem Standpunkte ein Dekret an, welches vor Kurzem auf Verlangen des Generals Murawieff in den sogenannten westlichen Gouvernements erlassen wurde. Vermittelst desselben wird kurzweg ein im Jahre 1862 erlassenes Gesetz, welches den Juden den Ankauf von Grundbesitz gestattete, wieder aufgehoben. Um Rußlands, um seiner Ehre willen — ich gestehe es — hat dieses Dekret mich sehr schmerzlich berührt. Es giebt gewisse Maßregeln, gewisse Gesetze, die, wenn einmal erlassen, allenthalben als unwiederruflich angesehen werden, sei es, weil sie einem längst gefühlten Bedürfnisse entsprechen, oder weil sie einen Zustand gesetzlich abstellen, der faktisch schon lange aufgehört, oder endlich weil die menschliche Vernunft keinen Grund mehr zu Erhaltung des Bestandenen anzuführen weiß und weil sie in ihrem ewigen Fortschreiten über die einstmaligen Gründe hinausgekommen ist. Als eine solche unwiederrufliche Maßregel wurde bisher allenthalben jeder Zuwachs an Rechten, welcher den Juden gesetzlich zuerkannt war, betrachtet. Wo vollends dieser Zuwachs ein so unvollkommener, von der Gleichberechtigung und vom weltlichen Rechte so weit abliegender wie in Rußland ist, wo überdies das soeben abgeschaffte Dekret noch ein so frisches Datum trägt, daß man kaum Zeit haben konnte, über die Folgen Beobachtungen anzustellen, da ist und bleibt ein Dekret wie das neueste — unerklärlich und im höchsten Grade bedauernswerth. Doch nicht von diesem mehr politischen Gesichtspunkte aus, wollte ich auf das Schädliche der Maßregel aufmerksam machen: das rein materielle russische Interesse, wie man sich es dermalen hier zu Lande denkt, ist nicht weniger beeinträchtigt. In denselben obenerwähnten Gouvernements wurde vor einigen Monaten erst zum Zwecke ihrer Russificirung die Veranstaltung getroffen, sämmtliche konfiscirte Domänengüter an Private zu veräußern und russischen Käufern hierbei besondere Vergünstigungen zu gewähren. Bei solchem Massenverkaufe mußte es dem Staatsschatze doch nur willkommen sein, die Anzahl der kauflustigen Concurrenten vermehrt zu sehen. Konnte man schon das Vorurtheil gegen die Juden nicht überwinden und wollte man sie nicht als Zuwachs des russischen Elements ansehen, so genügte es ja, sie den Ausländern gleichzustellen, ihnen die Vortheile nicht zu gewähren, welche den Russen versprochen wurden — und ihr massenhaftes Zuströmen wäre dann kaum zu besorgen gewesen. Oder doch? Dann muß es allerdings mit dem Eingehen der Russen auf die Absichten der Regierung in jenen Gegenden sehr schwach bestellt sein, und dann war die Maßregel der Russificirung Lithauens kein nationales Bedürfniß, also überflüssig. Es genügt dies wohl, um das

nämliche Dekret in seiner ganzen Verkehrtheit bloszulegen. Doch bleibt uns noch eine Bemerkung, die schon oft wiederholt, aber bei jedem Anlasse sich wieder aufdrängt: Die ausschließliche Hinneigung des Juden zum „Handel" wird demselben fortwährend zum Vorwurfe gemacht, und kaum schickt er sich an, sich andern Erwerbszweigen zuzuwenden, so tritt auch schon das Gesetz hemmend dazwischen . . . . . Wir möchten es als einen reinen Zufall betrachten, wenn fast zur gleichen Zeit, wo das hier erwähnte judenfeindliche Dekret im Westen Rußlands erscheint, im Süden des Reiches in Kiew der General-Gouverneur Annenkow den sich unberechtigt daselbst aufhaltenden Juden befiehlt, binnen drei Tagen die Stadt zu verlassen. Der Ausspruch: dura lex sed lex ist im vorhandenen Falle nicht anwendbar, in Rußland auch selten zur Anwendung gekommen. Die Gesetze für die Nichtprivilegirten waren allezeit von solch grausamer Härte, daß nur eine milde Anwendung dieselben erträglich machen konnte . . . Trotz dieser unerquicklichen Fälle wollen wir hoffen, der Fortschritt zum Besseren, der sich sonst in allen Zweigen der Gesetzgebung kund thut, werde der zahlreichen jüdischen Bevölkerung des Reiches seine wohlthätigen Folgen nicht lange vorenthalten, und dann mögen die Maßregeln der Generale Murawieff und Annenkow als einer jener Haltepunkte erscheinen, die zuweilen in der Geschichte des Fortschrittes eintreten, worauf dann regelmäßig ein schnelleres Vorschreiten wieder folgt.

Für Fälle wie der vorstehende liegt wirklich einiger Trost in der Thatsache, die vor Kurzem einer unserer Freunde der Regierung zum Vorwurf machte: die Thatsache nämlich, daß man bei ihren Maßregeln in kurzer Aufeinanderfolge den widersprechendsten Prinzipien begegnet. Den Vorwurf in dieser Allgemeinheit können wir freilich nicht gelten lassen; es ist allenthalben bekannt, daß für gewisse Fragen der Kaiser sozusagen mit einem in seinen Umrissen fertigen Programm auf den Thron gestiegen. In diesen Fragen, welche zu den hochwichtigsten für das Reich gehören, hat eine Umsattelung oder eine Abschweifung von der einmal festgestellten Idee nicht stattgefunden, und trotz der Mißstimmung des Adels, wurde die Bauernemancipation vorgenommen; trotz der Studentenunruhen, trotz der Brandstiftungen von 1862 wurde in den Gerichts- und Verwaltungsreformen nicht still gestanden; die Zusammenberufung der neuorganisirten Provinziallandtage, wo alle Stände vertreten sein sollen, steht vor der Thüre; die Gerichtsreform und die Geschwornen-Einrichtung dürften noch im Laufe dieses Jahres ins Leben treten. Kurz, in den Dingen, die der erleuchtete Verstand des Monarchen durchdrungen und die er mit seiner energischen Willenskraft erfaßt, ist ein Hin- und Herschwanken nicht zu bemerken. Ein Solches constatiren wir nur für Fragen, die entweder als secundär betrachtet werden oder die doch als solche zu einer Zeit galten, wo der gegenwärtige Monarch Rußlands

seinen socialwissenschaftlichen Studien oblag, und dann mag es weiter nicht Wunder nehmen, wenn die Gesetzgebung bezüglich der Juden noch so wenig festen Bodens sich erfreut, ähnlich wie jene bezüglich des Zollwesens, eine Frage, die erst seit einigen Jahren in die liberalen Bahnen gelenkt wurde, während früher List's protectionistische Lehren die höchsten wie die niedrigsten Köpfe, mit Ausnahme nur einiger weniger Forscher, umfangen hielten. Es ist hier zu Lande Sitte, wenn man vom Zolldepartement spricht, dasselbe als den am schlechtesten verwalteten Zweig des Staatsdienstes hinzustellen. Es geschieht dies natürlich von Denjenigen, die mit den Zollbehörden in häufige Berührung kommen. Andere lassen dieselben Klagen mit nicht minderer Bitterkeit über die Postverwaltung, wieder Andere über das Justizwesen, noch Andere endlich über die Militärverpflegsbranche u. s. w. ergehen. Und sie haben Alle Recht, Jeder von seinem Standpunkte aus. Im Zollwesen, wo die Mißbräuche unerhört, wo aber ein Theil des Kaufmannsstandes sich aus demselben Privilegien und gute Brocken herauszuschneiden verstand, ist in neuester Zeit durch die Initiative eines Privatmannes ein Schritt geschehen, wie er hier noch gar nicht vorgekommen. Ein ehemaliger französischer Redacteur, Herr Sévène, hat im „Journal de St. Pétersbourg" eine Reihe solcher Mißbräuche besprochen, namentlich einen, auf den ich sogleich zurückkomme, besonders hervorgehoben und dann sofort das Petitionswesen bei der hiesigen Kaufmannschaft organisirt und, was noch mehr sagen will, es auch schnell zu einem Resultate gebracht. Seine Agitation wendete sich gegen das Gesetz, wonach ausländische Waaren nicht länger als ein Jahr unverzollt im Douanen-Depot hinterlegt bleiben dürfen und nach Ablauf dieser Frist, wenn sie nicht verzollt und auch nicht wieder ausgeführt wurden, öffentlich versteigert werden. Diese Einrichtung gab zu vielen Mißbräuchen Anlaß und war für den Kaufmannstand eine wahre Last und eine fortwährende Drohung. Es kam täglich vor, daß sogenannte Consignationswaaren ihr Jahr im Zollamte verpaßten und dann zur öffentlichen Versteigerung kamen. Das Erträgniß derselben reichte meist nicht einmal hin, um die Zollspesen zu decken und noch weniger konnte der frühere Eigenthümer hoffen, einen Theil jenes Erlöses für sich zu empfangen. Es gab innerhalb und außerhalb des Kaufmannstandes eine Klasse von Leuten, die sich jene harten Gesetzesbestimmungen ganz vortrefflich zu Nutze zu machen wußten. Es wurden Waaren zu spottbilligen Preisen bei ähnlichen Licitationen angekauft (z. B. eine Flasche Champagner à 5 Copeken) und dann in die Consommation gebracht, wo sie dem Kaufmannstande, der Waaren zu reellen Preisen gekauft und überdies auch den Zoll gezahlt hatte, eine unerträgliche Concurrenz machten. Ja noch mehr, sogar verbotene Waaren kamen in den Gebrauch und zwar gerade durch die Behörde, welche darüber wachen sollte, daß sie nicht ins Land kommen, nämlich durch

die Zollbehörde, welche Alles öffentlich feil bot, was länger als ein Jahr in ihren Depots unverzollt gelegen hatte. Factisch hat weder der Staat noch auch der Handelsstand bei diesem Gebaren irgend einen Gewinn. Das Günstigste für den Besitzer, was geschehen konnte, war, daß man Waaren, welche ein Jahr im Zollamte unverkauft gelegen hatten, auf ein Schiff lud und thunlichst bald wieder zurückbrachte, um ihnen die Zollfreiheit für ein neues Jahr zu sichern, denn nur in seltenen Fällen kann eine Waare, die schon ein volles Jahr hier gelagert, noch im Auslande unter guten Bedingungen verwerthet werden. Bei dem Capitalmangel, der hier zu Lande herrscht und der es möglich macht, daß wichtige Geschäftsbranchen oft nur in einigen Händen concentrirt sind, war es ein Leichtes, die Waarenbesitzer „aufsitzen" zu lassen, indem man den Zeitpunkt abwartete, wo nach Ablauf des zollfreien Jahres, ihnen nichts übrig blieb, als die Waaren zu verschleudern oder sie wieder auszuführen, wenn sie nicht gar unter den Hammer des Auctionators kommen mußten. Während so einige Wenige für viele Artikel den Markt beherrschten und die Concurrenz unmöglich machten, verleideten sie andererseits den Waarenbesitzern im Auslande ihre Unternehmungen nach Rußland; denn welcher solide Kaufmann wird unter solchen Umständen seine Producte in Consignation nach Petersburg schicken? Betrachtet man die Sache näher, so findet sich, daß bei der einjährigen Beschränkung der Zollfreiheit für Waaren, welche noch nicht in die Consommation übergegangen, der Staat selbst keinerlei Nutzen hat und die Beschränkung nur eine jener alten Maßregeln ist, die ein egoistisches Interesse oder bureaukratische Bequemlichkeit dem bon plaisir früherer Gesetzgebung entlockte. Es genügt für den Staat — wie Herr Sévène mit Recht bemerkt — daß er die Sicherheit habe, nicht um seine Magazingebühren zu kommen und dies kann er, indem er periodisch (vierteljährlich z. B.) sich diese Gebühren im voraus zahlen läßt und nur dann zur Versteigerung der Waare schreitet, wenn der Besitzer derselben mit der Bezahlung im Rückstande ist. Diese Ausführungen haben, wie ich höre, ihre Wirkung nicht verfehlt: nachdem ein großer Theil der Kaufmannschaft (es hat auch an furchtsamen oder interessirten Weigerungen nicht gefehlt) die von Herrn Sévène aufgesetzten Petitionen unterzeichnet, hat der Herr Finanzminister den Auftrag ertheilt, die im Zollamte liegenden Waaren, welche den bestehenden Gesetzen gemäß zur zwangsweisen Veräußerung reif sind, vorläufig nicht zu veräußern und es wurde gleichzeitig beschlossen, eine Commission mit der Ausarbeitung eines neuen Reglements in dieser Sache zu beauftragen. Herr Sévène hat sich mit diesem ersten Resultate seiner uneigennützigen Bemühungen nicht begnügt; um die Sache nicht erkalten zu lassen, sammelt er fortwährend Unterschriften für sein Gesuch; er ist dieser Tage zum selben Zwecke nach Moskau gereist und in weiteren Artikeln hat er die Aufmerksamkeit des

Publikums auf andere Mißbräuche im Handels- und Zollwesen gelenkt und sucht für deren Abschaffung Propaganda zu machen. Es soll hier nicht auf die Einzelheiten eingegangen werden, aber ich kann doch nicht umhin, bei dieser Gelegenheit, angesichts der nationalen Selbstüberhebung, mit der man jetzt um sich wirft, zu constatiren, daß wieder einmal ein Fremder, den seine Interessen nur momentan nach Rußland gerufen, dem Lande zu Reformen verhelfen mußte, für die man in der Handelswelt selbst die Stimme nicht zu erheben wagte. Diese Handelswelt, wie sie namentlich hier besteht, ist allerdings ein ganz eigenthümliches Völkchen. Der Handel im Großen, besonders mit dem Auslande, wird bekanntlich von einer kleinen, meist aus Fremden bestehenden Gruppe betrieben; diese Herren, die ihren Aufenthalt im Lande sozusagen als ein Provisorium betrachten, haben sich hier auf Grund der bestehenden Einrichtungen niedergelassen und ihre Geschäfte denselben einmal accomodirt; der bedeutende Einfluß, dessen sie sich erfreuen, macht es ihnen leicht, den Gesetzen, wo sie sich von denselben gehemmt fühlen, kleine Seitenstöße zu versetzen und bei aller Intelligenz, die in diesen Kreisen herrscht, ist von da keine oder wenig Initiative für die Verbesserung der bestehenden Gesetze zu erwarten. Der russische Kaufmann, der „Kupez", ist leider ein social und intellectuell so verwahrlostes, so niedrig gestelltes Wesen, der kleinste Tschinownik ist für ihn noch eine so hohe Autorität, daß selbst die petitionirende Opposition gegen das Bestehende für ihn ein Schritt ist, von dem seine Furchtsamkeit ihm abräth.

So freilich erklärt sich auch die eigenthümliche Tendenz, welche wir in den Statuten der Petersburger „Privat-Handelsbank" bemerken und die besorgen läßt, es werde die Anstalt dem Handel bei weitem nicht alle Dienste leisten, die von derselben erfordert werden und zu denen sie auch befähigt wäre. Ich sagte schon letzthin, wie theuer meiner Ansicht nach das neue Etablissement den Zuschuß von einer Million bezahlen werde, welchen ihm die Staatsbank leistet. Damals waren die Statuten noch nicht veröffentlicht; nun diese vorliegen, kann man sagen, die Privatbank *habe* jenen Dienst schon sehr theuer bezahlt. Es mag in der Ordnung erscheinen, daß für die dargeliehene Million die Regierung zu den sechs Verwaltungsräthen der Anstalt einen siebenten ernennt und daß von den zwei Censoren (Deputirten) einer ebenfalls vom Finanzminister bezeichnet werde. Aber die Privatbank schränkt im voraus ihre Thätigkeit in bedenklicher Weise ein, wenn sie, um für Depots einen Zinsfuß geben zu dürfen, welcher um mehr als ein Procent jenen der Staatsbank überschreitet, die Einstimmigkeit der Mitglieder des Verwaltungsraths als nothwendig voraussetzt und so der Regierung die Mittel in die Hand giebt, eine solche Erhöhung zu verhindern. Es scheint nicht minder eine Concession an die Regierung, wenn bestimmt wird, das gesammte Stammcapital könne in zinstragen-

den Staatspapieren und von der Regierung garantirten Actien immobilisirt werden. Die Unzukömmlichkeiten dieser zwei Bestimmungen werden wohl nicht ausbleiben; ob sie früher oder später eintreten, hängt von den Umständen ab. Meine frühere Mittheilung über den Gewinnantheil der Staatsbank habe ich dahin zu berichtigen, daß letztere nicht mit einer fünfprocentigen Dividende abgefertigt wird, sondern daß sie nur an demjenigen Gewinn theilnimmt, welcher 5 Procent des Kapitals überschreitet. Diese Bestimmung gilt nur für die ersten zehn Jahre, während welcher die Staatsbank die von ihr übernommenen 4000 Actien, à 250 Rubel, nicht veräußern darf. Wie schon erwähnt, wird die Bank vorläufig blos mit der Hälfte (fünf Millionen) ihres Kapitals operiren; ein Betrag von zwei Millionen wurde von ausländischen Kapitalisten gezeichnet und den Einheimischen blos ein Betrag von zwei Millionen zur Disposition gestellt. Dieser Betrag ist mehr als gedeckt und es werden die einheimischen Subscribenten, wenn sie mehr als 25 Actien gezeichnet, nur 5 Procent auf ihr Anerbieten erhalten. Sobald die ersten 40 Procent eingezahlt sind, was gegen Mitte November geschehen soll, wird die Privatbank ihre Operationen beginnen; jedoch muß das Gesammtkapital mit fünf Millionen im Laufe eines Jahres in die Bankkasse geflossen sein.

Wie unthunlich es sei, den Staatsschatz mit industriellen Unternehmungen in zu nahe Berührung zu bringen, dafür ist eben wieder aus dem Süden des Reichs ein neuer Beleg geliefert worden. Es war vor etwa drei Jahren, als bei einem Banket zu Ehren des Barons Lieven, neuernannten Generalgouverneurs der Ostseeprovinzen, ein Herr Baron Ungern-Sternberg in einem Toaste die Idee entwickelte, man müsse Rußland billige Eisenbahnen geben, indem man zum Bau derselben Militärcolonien verwende. Es kommen so viele gute Ideen zu Tage, die aus Mangel an Mitteln nicht verwirklicht werden können, daß wir hoffen durften, auch dieser schlechte Vorschlag des Herrn v. Ungern-Sternberg werde sich mit dem Ruhme begnügen müssen, in einem Junkerbanket applaudirt worden zu sein. Es kam aber anders. Der genannte Magnat wußte sich eine Concession zu erwirken, welche ihn ermächtigte, zwischen Odessa und Parkan auf einer Strecke von etwa 100 Werst (14 Meilen) den Eisenbahnbau zu unternehmen und hierzu Militärstrafcolonien zu verwenden, deren es bekanntlich viele giebt. Nachdem es gelungen war, in in- und ausländischen Blättern, namentlich auch im „Journal des Debats", einige pompöse Reclamen im Interesse des Unternehmens zu veröffentlichen, war es ein Leichtes, von der Regierung die Ausdehnung der Concession zu erwirken und es wurden zwei vollständige Arbeiterbrigaden aus Militärsträflingen organisirt und dem Baron Ungern-Sternberg untergeordnet. Wenn man bei dieser Maßregel die rein philanthropische Absicht hatte, beschäftigungslose Sträflinge an die Arbeit zu

gewöhnen, so war gewiß der Zweck ein edler und das Mittel lobenswerth, Anders sieht sich aber die Sache an als wirthschaftliche. Man hatte vor zwei Jahren unsere Bedenken gegen das Unternehmen als rein theoretische bezeichnet und man meinte, der Erfolg werde dieselben Lügen strafen; heute nun zeigt es sich, daß es mit der Billigkeit (Wohlfeilheit) des Unternehmens nicht weit her sein müsse. Schon vor einigen Monaten hatten wir Gelegenheit, hier in Petersburg den früheren Hauptingenieur desselben, einen Herrn v. L., zu sprechen, dessen Mittheilungen keineswegs erbaulich klangen. Die Baukosten, wurde uns versichert, übersteigen das Dreifache der angesetzten Summen u. s. w. Was uns damals einigermaßen Uebertreibung dünken mochte, wird jetzt auch von anderer Seite bestätigt. Eine Regierungscommission, an deren Spitze der Generalgouverneur von Odessa steht, ist — allerdings auf „Verlangen" des Herrn v. Ungern-Sternberg — beauftragt worden, über die in einer Brochüre aufgedeckten Mißbräuche eine Untersuchung zu führen, und der Bauenminister selbst, General Melnikow, hat sich dieser Tage nach Odessa begeben und seine Reise steht mit dieser Affaire jedenfalls in Beziehung. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß es mir gar nicht in den Sinn kommt, die vollkommenste Uneigennützigkeit und Loyalität des Herrn Unternehmers auch nur irgendwie anzuzweifeln; was ich über die Persönlichkeit desselben gehört, berechtigt mich vielmehr, ihn als einen der edelsten und offenherzigsten Charaktere zu bezeichnen. Dies genügt aber nicht, um vor Abirrungen auf den Weg falscher Principien zu bewahren. „Auch Patroklus ist gestorben," und es unterliegt gar mancher Weltverbesserer, weil er die Heilmittel da sucht, wo sie nicht sind. Die Eisenbahnbauten auf Staatskosten sind an und für sich ein gefährliches Unternehmen;*) kommt dazu noch die Zwangsarbeit, so haben wir die egyptische Sklaverei, wie sie die Bibel schildert, wieder hergestellt, oder, um ein Beispiel in der Gegenwart zu suchen, wir schaffen Fellahs, nachdem wir soeben die Leibeigenschaft aufgehoben. Aber es war jedenfalls gut, daß Rußland die Erfahrung durchmachte; wäre das Unternehmen mit Ersparnissen für die Staatskasse verbunden gewesen, so wären bald die Anforderungen zum Eisenbahnbau an die Regierung von allen Seiten gelangt. Wir hätten Militärbaucolonien erhalten, und bei der ausgesprochenen Hinneigung des Russenthums zum Communismus und der Regierung zur allumfassenden Thätigkeit wäre es schwer abzusehen gewesen, wo dieses Aufgehen der Privatinitiative in der Regierung ein Ende gehabt hätte.

Zeigt sich doch bei den eben im Zuge begriffenen Vorarbeiten für die ersten Wahlen zu den ersten Repräsentativ-Versammlungen, die Rußland je

*) Man lese hierüber namentlich einen Aufsatz des Abgeordneten Michaelis in der „Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft", 1864, zweites Heft.

gehabt, eine solche Lässigkeit, daß man fast versucht wird, sich zu fragen, ob das Verständniß der vom Kaiser gewährten Einrichtungen irgendwie vorhanden sei. Doch nein, wir wollen mit solchen Zweifeln den Gegnern alles Fortschrittes auch nicht ein minutenlanges freudiges Händereiben bereiten. Es geht durch die gesammte russische Bevölkerung ein Zug, der sich namentlich unter dem jetzigen Monarchen zu hoher Blüthe entwickelt und auch ihm gegenüber vollkommen gegründet ist. Dieser Zug heißt: schrankenloses Vertrauen zum Kaiser und zu seinen Handlungen, grenzenloses Mißtrauen gegen die Büreaukratie und Alles, was von ihr kommt. Freilich nun, hätte das politische Leben bereits einige Basis bei uns, so würde die Bevölkerung diesem Mißtrauen dadurch Ausdruck geben, daß sie im gegebenen Falle die Ausführung der Vorbereitungen zu den Kreis- und Landtagswahlen den Behörden aus den Händen zu winden suchte oder doch diese dabei strengstens überwachte. Wie aber die Sachen jetzt liegen, fehlt der großen, überwiegend großen Masse das Verständniß zu solchem Ringen, und es wird voraussichtlich die im Stillen ganz thätige reactionäre Adelspartei, an deren Spitze hier Graf Orlow-Dawydow als Präsident des neugegründeten sogenannten landwirthschaftlichen Clubbs, sich für die erste Session und dadurch vielleicht auch für eine längere Zukunft die Oberhand in den Vertretungskörpern sichern. Ob sie sich dabei mit der ihr allein ebenbürtigen Büreaukratie abfinden oder ihr Opposition machen wird, darüber läßt sich wohl vorläufig nichts sagen. Der Bürger- und der Bauernstand mögen dann zusehen, wie sie mit der adeligen Majorität fertig werden, die, in jeder Beziehung überlegen, sich leicht die Oberhand für lange Zeit durch bindende Reglements u. s. w. sichern wird. Dann erst, wenn sich mit der Zeit auch bei uns ein tiers-état herangebildet haben wird, wird dieser in harten Kämpfen Das wieder rückzuerlangen haben, was er jetzt beim ersten Anlaufe in Folge seiner numerischen Ueberlegenheit bei besserem Verständniß sich so leicht sichern konnte. Aber wie der Einzelne, so wissen auch Nationen nur diejenigen Güter zu schätzen, die sie sich kämpfend errungen, und darum ist dieser Kampf eine culturhistorische Nothwendigkeit, der auch Rußland nicht entgehen kann. Die Wohlthat des Autokraten verliert darum nichts von ihrem Werthe; dieser Werth besteht darin, daß die Möglichkeit jenes Kampfes geboten, daß die Arena zu demselben eröffnet ist. Wir konnten also für heute nur die ersten im Lande selbst kaum merkbaren Vorbereitungen zu dem Beginne jenes Wettkampfes bezeichnen; wir werden diesen hier mit Aufmerksamkeit verfolgen, wenn, wie wir hoffen, dieser „Revue“ und unsern Beziehungen zu derselben langes Leben gegönnt ist.

Ant. E. Horn.

Revue der bildenden Künste.

Akademiejubiläum zu Antwerpen. — Architektenversammlung in Wien. — Künstlerversammlung in Weimar. — Schutz des künstlerischen Eigenthums. — Die Photographen. — Der Düsseldorfer Malkasten. — Kunstförderung in Oesterreich und der Schweiz. — Parteiungen in Neapel. — Der rheinisch-westphälische Kunstverein. — Mißstände des Kunstvereinswesens. — Ausstellung in Berlin und Mecheln. — Restaurirungen in Belgien, Italien und Deutschland. — Neubauten und Bauprojecte. — Denkmäler. — Neue Gemälde. — Vervielfältigungen. — Nekrolog (Hetsch, Lippelt, Castellini, Cardinal von Geissel).

Der September ist der Monat der Versammlungen und der Feste. Auch die Kunst geht dabei nicht leer aus. Zwar findet dies Jahr kein „Künstlerfest" statt, wie sich die Versammlungen der Bildhauer und Maler harmlos zu nennen liebten, sondern nur eine Zusammenkunft der Delegirten zu Weimar: aber die Architekten haben in den ersten Tagen des Monats zu Wien getagt und der Verein für historische Kunst hält in diesem Augenblick seine Sitzungen und seine Bilderschau. Ein Fest aber hat Antwerpen gefeiert, das heute unsre Revue inauguriren möge. Die Metropole der belgischen Kunst feierte das zweihundertjährige Jubiläum der Gründung ihrer Akademie der schönen Künste, ein Institut, auf das Antwerpen mit Recht stolz sein darf, sofern es in seinen Mauern den Sitz der vlämischen Kunst und den Ruhm seiner alten Schule erhalten. Aus diesem Institut sind all die Meister hervorgegangen, deren Werke nicht blos auf Antwerpen, sondern auf ganz Belgien einen ewigen Glanz geworfen. Nicaise de Keyser, der gegenwärtige Director der Akademie, selbst ein bedeutender Künstler, sagte sehr richtig in seiner Rede bei der Enthüllung der Teniersstatue, daß der doppelte Ruhm, dessen sich Antwerpen seit Jahrhunderten erfreue, an die beiden italienischen Städte erinnere,

deren Name unvergänglich in der Geschichte und deren künstlerischer und commerzieller Ruf einst nicht geringer gewesen, als der von Antwerpen: nehmlich Pisa und Venedig. Als im dreizehnten Jahrhundert diese beiden berühmten Republiken ihre Macht im Orient ausgebreitet, erwuchs ihnen der Sinn für die Kunst, und von Pisa rühmt man, daß es der griechischen Kunst eine Wiedergeburt bereitet, an deren Glanz sich die Namen Nicolo Pisano und Arnolfo di Lapo knüpften. Venedig nahm später diese glänzenden Traditionen auf, um sie zu entwickeln und sie auf jene Stufe zu führen, auf der Tizian und Paolo Veronese leuchten. Was Pisa für Italien, war Brügge für Belgien. Wie die edle transalpine Stadt die Wiege der italienischen Kunst wurde, so die vlandrische Hauptstadt die Wiege jener großen Schule, welche die Namen van Eyck, Roger van Brügge und Hemling so berühmt gemacht. Und als ob die Geschichte selbst die Analogie vervollständigen wollte, welche der Gang der italienischen Kunst wie der vlämischen Kunst bietet, so wird Antwerpen, dieses nordische Venedig, zu gleicher Zeit die Erbin des commerziellen Glanzes und des Künstlerruhmes von Brügge. Quintin Matsys eröffnet diese neue Aera. Dann beginnt das große Jahrhundert, dem Rubens seinen Namen gab und in welchem die vlämische Schule nicht minder großen Glanz entfaltete, als die Dogenstadt. Wenn indeß die italienische Kunst von dieser Zeit an allmählich eingeschlafen, so ist nicht das Gleiche mit der vlämischen Kunst der Fall. Antwerpen hat immer die Fahne der vlämischen Schule mit fester Hand emporgehalten. Die unter dem Einfluß von Rubens gebildeten Meister gingen immer noch auf dem Wege, den er ihnen bezeichnet, als ein großer Künstler, auf den die vlämische Schule mit Recht stolz ist, auf den Gedanken kam, in seiner Geburtsstadt ein ähnliches Institut zu gründen, wie in Rom und Paris längst welche bestanden und die Mittelpunkte bildeten, wo nicht nur die Kunst in ihren mannichfachen Zweigen gelehrt würde, sondern auch die Traditionen der Schule sich erhalten könnten. Dieser große Künstler war David Teniers, der Jüngere. Mit seinen Collegen, den Meistern der St. Luccasgilde bat er König Philipp IV. von Spanien um die Genehmigung zur Gründung der Akademie zu Antwerpen und erhielt sie. Die dankbare Stadt, welche die Bedeutung der Akademie in vollem Umfang zu würdigen wußte, vereinigte die Feier des Stiftungsfestes mit der Kirmeß, um die Volksmäßigkeit der Kunst in Belgien zu manifestiren und drückte ihre Dankbarkeit für den Stifter nicht nur durch eine großartige Kunstausstellung, die ja überdies mit der dreijährigen zusammenfiel, sondern durch eine besondere Huldigung aus. Die Gemeindeverwaltung beschloß auf einem der öffentlichen Plätze von Antwerpen diesem Künstler ein Denkmal zu errichten. Die Aufgabe wurde dem gewandten Meisel Ducaju's anvertraut, aber man war schon zu nahe an

den Festen, als daß der Künstler sein Werk hätte ausführen können; die Behörden übertrugen deshalb J. van Arendonk die Modellirung einer allegorischen Statue, welche die Stadt Antwerpen darstellte, wie sie die Büste Teniers' krönt. Die prächtige, stolze, schöne weibliche Gestalt, welche den Kranz auf das Haupt des Künstlers setzt, ist außerordentlich gelungen. Die Bildsäule wird deshalb nicht blos für den Moment gemacht sein, sondern auf einer der öffentlichen Promenaden aufgestellt werden. Die Stadt hat eine Reihe von Festlichkeiten zu Ehren des Jubiläums veranstaltet, die hier zu detailliren zu weit führen würde. Auf die Ausstellung der Kunstwerke werden wir erst in unserer nächsten Revue zu sprechen kommen, da wir sie zugleich mit der Brüsseler ins Auge fassen wollen. — Die Architektenversammlung in Wien war überaus glänzend und zahlreich besucht. Die Sitzungen sowohl, als die Wanderungen durch die sich neu aufbauende Stadt, deren Ringmauern gefallen sind, um einer Zwischenstadt Raum zu machen, boten der Anregung soviel, daß die Künstler sich nicht genug der Wahl dieses Ortes freuen konnten. Unter den Umbauten hat namentlich das Opernhaus sich des allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt. Auch die übrigen theils vollendeten, theils der Vollendung nahen großartigen Gebäude am Opernhaus und Burgring fanden die lebhafteste Anerkennung. Die Ausstellungen zu Ehren der Architekten boten ungemein reichen Stoff und große Anziehungskraft für den Fachmann. Im Polytechnicum waren in zwanzig Sälen die Erzeugnisse des Stifts und Meißels entrollt: vor Allem die Pläne berühmter Gebäude Wiens; ferner durch die Architekturschule in Venedig die Palläste und Kirchen der Meeresstadt in treuer Ausführung mit dem Crayon oder in Farben. Die Pläne des Opernhauses allein nahmen einen ganzen Saal ein; mehre Säle die Arbeiten der Architekturschule der Akademie der bildenden Künste. Die Fabriken, welche mit der Bauhütte in Verbindung stehen, hatten hier wie in ihren eignen Localen Ausstellungen veranstaltet. Die neuen Statuten für die Wanderversammlungen, in denen leider von einer Gemeinschaftlichkeit mit den andern Künsten, Bildhauerei und Malerei, nicht die Rede, wurden en bloc angenommen. Den größten Beifall von den Reden fand die des Dir. Karmarsch über Einheit des Maßes und Gewichtes, für welch ersteres er das Metremaß empfahl und die Architekten durch den Brauch die Regierungen zu zwingen aufforderte. Noch wurde ein Antrag eingebracht, welcher dahin ging, die Regierungen sollten ersucht werden, die Pläne und Zeichnungen jedes in ihrem Lande verstorbenen Architekten zu sammeln und sie im Hochstift zu Frankfurt zu deponiren. Hamburg wurde als nächster Versammlungsort bestimmt. — Die am 3. October in Weimar tagende Künstlerversammlung wird, wie oben schon gesagt, nicht eine allgemeine, sondern nur eine Versammlung von Deputirten der 24 Zweigvereine der deutschen

Kunstgenossenschaft sein, deren Vorort durch Beschluß vom vorigen Jahre in Weimar verblieben ist. Den wichtigsten Punkt der Besprechung wird auch diesmal, wie auf allen Künstlertagen seit Bingen, die Herstellung eines gemeinsamen deutschen Gesetzes zum Schutze des künstlerischen Eigenthums bilden, welches beim Bundestag in Frankfurt noch nicht zum Abschluß gediehen, im Laufe der diesjährigen Verhandlungen aber von dem hiesigen Hauptvorstand der deutschen Kunstgenossenschaft, in Verbindung mit den Vorständen der Localvereine zu Berlin, Dresden, Frankfurt, Wien, Carlsruhe durch Vermittelung der einzelnen Regierungen in erfolgreicher Weise beeinflußt worden. Dr. F. J. Kühns, jurid. Docent in Berlin, hat einen Gesetzentwurf verfaßt, der bereits publicirt ist (Berlin, Schröder), und neuerdings den Historienmaler Feodor Diez, den bisherigen Präsidenten der Künstlerversammlungen veranlaßte, sich in einem Flugblatte an die deutsche Kunstgenossenschaft zu wenden. In den Wiener „Recensionen" ist dagegen wieder eine gewichtige Stimme aufgestanden, welche die Schwächen der Kühns'schen und Diez'schen Deductionen aufzeigt und nachweist, wie weit der Schutz des literarischen Eigenthums von dem des künstlerischen verschieden ist und wie eben das Kunstwerk als solches nur einmal existire; daß der Künstler deshalb bei der Ungewißheit, was sich an sein Werk ins Künftige knüpfen kann, von vorneherein einen Preis bestimmen müsse, bei dem er bestehen könne. Es handle sich also bei dem Künstler nicht wie bei den Schriftstellern darum, ihm den Ertrag eines Werkes überhaupt zu sichern, sondern ihm denselben zu erhöhen. Die Zeitumstände nöthigen den Künstler allerdings, sein Werk häufig zu einem Preise abzugeben, der die Existenz desselben gefährdet; es ist also wünschenswerth und billig, daß ihm für den Fall der Nachbildung ein nachträglicher Gewinn gesichert werde. Diez verirrt sich in seinen Auslassungen bis zu den äußersten Consequenzen, welche selbst in der Nachbildung eines Kunstwerks durch Handwerkerhände eine pecuniäre Schädigung sieht und mit Recht sagt der Verfasser des Aufsatzes in den Recensionen: Wohin würde der Staat kommen, wenn er sich damit befassen wollte, jedem Einzelnen den größten denkbaren Ertrag seiner geistigen Production zu sichern. Dann würde man von dem Componisten verlangen müssen, daß er dem Dichter, dessen Lied er componirt und veröffentlicht, eine Tantième zahlt, und es wäre consequent, die Ewigkeit der Autorwerke zu proclamiren. Nun sind es aber nicht mehr blos die Künstler, welche den Schutz des Gesetzes ansuchen, sondern auch die Photographen, die uns den Beweis, daß sie Künstler sind, trotz Carrière's Vertheidigung, noch schuldig geblieben, verlangen gegen ihre Contrefaiseurs in Schutz genommen zu werden und dazu soll nicht das Gesetz allein, sondern das moralische Gefühl des Publikums vor allem aufgerufen werden. Durch die Massen unerlaubter Photogra-

phieen, sagt der offene Brief der Herren Hanfstängl, Bruckmann ꝛc. ist das Publikum in seinen Anschauungen so irre geführt, daß es größtentheils den Werth einer guten Originalphotographie noch nicht zu beurtheilen vermag; es ist eben dadurch der Begriff zu ferne gerückt, wie sehr das ganze künstlerische Arrangement in innige Verbindung mit gediegener, technischer Ausführung gebracht werden kann, es ist allgemein zu unbekannt, wie viel an der Wahl des Formats, an der Auffassung des schönsten Standpunktes, der malerisch günstigsten Beleuchtung, dem feinen Gefühl der Farbe und des photographischen Tones, an dem tief durchdachten, wahrhaft künstlerischen Verständniß liegt, wie viel dabei die zeichnenden Künste mit thätig sind, wie sehr Perspective, Plastik, Licht und Farbenspiel berücksichtigt werden müssen, um ein Kunstproduct in Photographie zu schaffen; es sei deshalb nöthig, daß dem Kunsthandel und durch diesen dem Publikum das richtige Urtheil über Kunstphotographie im Gegensatz zur ordinären, fabrikmäßigen, nur kurze Zeit dauernden, nur äußerst mangelhaften Copie zergliedert werden! Verfertiger und Verkäufer solcher Falsificate soll — dazu hat sich ein Verein von Kunstverlegern gebildet, an den das Publikum sich anzuschließen aufgefordert wird — an den Pranger der Börse gestellt werden, das heißt, man soll jeden Verkehr mit ihm abbrechen, ihn gerichtlich belangen und in drei der gelesensten Zeitungen öffentlich als Falsificator nennen. Dresden wurde als Centralstelle zur Wahrung des Schutzes gegen unerlaubte Vervielfältigung — vor der Hand — ausersehen und Hans Hanfstängl mit der Geschäftsführung betraut. An Anlaß zur Thätigkeit dürfte es diesem Vereine nicht fehlen; wenn die deutschen Regierungen aber dieses Recht nicht wahren, so dürften die Prozeßkosten kaum die Dauer des Vereins auf lange möglich machen. Die Künstler werden sich der Sache nicht annehmen, sondern mit den Photographen selbst vorher ein Hühnchen pflücken, ehe sie sich für „die Nachahmung der Nachahmung" ins Zeug werfen. Indeß freuen wir uns doch des gemeinschaftlichen Auftretens, das überall auf ein Ringen nach Einheit deutet. Das Genossenschaftliche, das deshalb noch nicht etwas Zunftmäßiges zu sein braucht, hat seine äußerst wohlthätigen Seiten. Der Düsseldorfer Malkasten, der durch innere Zwiste auseinander zu fallen drohte, hat durch den Bau, dessen Grundstein kürzlich gelegt wurde, einen neuen Kitt erhalten und das Stiftungsfest seines sechzehnjährigen Bestehens die getrennten Geister wieder zusammengeführt. Der Malkasten wurde in dem für die Kunst sehr verhängnißvollen Jahre 1848 von Em. Leutze, dem nunmehr nach Amerika übergesiedelten trefflichen Historienmaler gestiftet. Prof. Karl Hübner erfand den Namen und Camphausen führte in launigster Weise seit Beginn die Chronik der zuerst in einem bescheidenen Locale des Jacobi'schen Gartens sich vereinigenden, nun des prächtigen Neubaues harrenden Gesellschaft. Nicht die Düsseldorfer Akademie allein, auch der

Malkasten hat bisher die Traditionen der Düsseldorfer Schule gewahrt und wird sie auch künftig wahren. Und die Organisation dieses kleinen Künstlerstaates von Düsseldorf liegt ebenfalls in seiner Hand. Der Unterstützungsverein, der sich im Malkasten gebildet, hat erst jüngst wieder eine glänzende Ausstellung in Crefeld veranstaltet, die ohne solches Zusammenhalten geradezu eine Unmöglichkeit wäre. — Der Staat läßt sich mehr und mehr herbei, die Kunst zu unterstützen; man sieht endlich ein, welch bedeutender Factor die Kunst im Leben ist und wie durch sie mächtig auf die Massen gewirkt werden kann — allmählich freilich, nicht sprungweise. Oesterreich, das man so lange in allen geistigen Dingen hinter dem übrigen Deutschland zurück glaubte, geht mit glänzendem Beispiel voran. Der österreichische Staatsminister v. Schmerling hat aus dem vom Reichsrath eingesetzten Fonds von 25,000 fl. eine Anzahl von Pensionsbeiträgen für künstlerische Leistungen, ferner neue Aufträge zu Kunstwerken und endlich eine Reihe von Stipendien ertheilt. Auch bei den Sitzungen der Architektenversammlung haben sich die österreichischen Minister eingefunden. Selbst in der der Kunst nicht sonderlich günstigen Schweiz regt sich der Kunstsinn durch zahlreiche Neubauten, welche nöthig geworden, durch die polytechnische Schule in Zürich, an der Semper, Lübke, Vischer lehren, und durch die Wanderausstellungen. Die bilderkaufenden reichen Mäcene sind zwar noch immer nicht zahlreich, aber es werden einerseits vom Bunde Bilder angekauft, vorzüglich solche, welche nationale Stoffe behandeln und von Schweizern sind, und diese Bilder unter den Städten verlooft, welche die Kunstausstellung beherbergt hatten; ein anderes Mittel zum Ankauf haben die Solothurner gefunden, welche im Winter Vorlesungen hielten und aus dem Ertrag Bilder für die städtische Sammlung erwarben. Dadurch wird zwei Bildungszwecken zugleich gedient. Dazu gehört aber ein Gemeinsinn, wie wir ihn wohl nur in einer Republik finden werden. Ein so erfreuliches Bild dieser Gemeinsinn vor uns entfaltet, so unerfreulich sind die Gegensätze, die sich anderwärts reiben und zum Ausbruch gekommen sind. In Neapel ist unter den bildenden Künstlern, die sich in zwei Heerlager theilen, ein heftiger Kampf ausgebrochen. Die einen halten nehmlich fest am Alten, während die andern dem unbedingten Fortschritt huldigen. Das Ministerium ist von Turin aus dagegen eingeschritten; der Zwiespalt ist dadurch aber nicht gelöst, er kann ja auch nur auf ästhetischem Boden und durch die Zeit und Entwickelung gelöst werden. — Zu den heftigsten Scenen kam es in der Generalversammlung des rheinisch-westphälischen Kunstvereins, in dessen Staat allerdings vieles faul sein muß; es scheint sich ebenfalls eine alte und eine jüngere Partei, wie in allen Kunstvereinen gebildet zu haben, und hier wie überall droht eine völlige Umwälzung im Vereinswesen, das, wie wir früher einmal nachwiesen, auf einer Basis aufgebaut ist, die vor dreißig und mehr

Jahren ihre Berechtigung hatte, aber heute eben nicht mehr. Auf neuer Basis muß ein neuer Bau aufgeführt werden. Das unterschiedslose Protegiren der Kunst, wie es von den Kunstvereinen gepflegt wird, taugt heutzutage nicht mehr und während die Wanderausstellungen dieses Jahres wieder eine Masse von Kunstproletariat in ihren Sälen versammeln, ist man in Berlin durch strenges Ausscheiden des Schlechten zu einer zwar numerisch kleineren, aber an Werth größeren Sammlung von Kunstwerken gekommen. Immerhin sind es noch 711 Gemälde, 90 Sculpturwerke und 218 Stiche. Unter den historischen Werken fesselt vor allem Lessing's Huß und Plüddemann's Conradin auf dem Blutgerüste. Aus dem neuesten schleswigschen Kampfe und frührer preußischer Geschichte gaben Camphausen, Kretschmer, Delfs, Händler und Schulz, Bilder aus der heiligen Geschichte Hübner, Hanke, v. Heyden; von Landschaftern zeichnen sich aus die beiden Achenbach, Behrendsen, Bellermann, Hoguet, Kalkreuth, Lenü, Pape, Rollmann, Schirmer, M. Schmidt, Th. Weber, Volz und Zimmermann, als Portraitmaler Biermann, Lauchert, G. Richter, Fr. Hummel, und Genrebildner L. Knaus, Meyer, Meyerheim, Hosemann, Vautier, Borkmann und Stryowski. Soviel auf den ersten Blick. Wir werden auf die bedeutendsten Erscheinungen näher zurückkommen. — Eine Ausstellung seltner Art, welche aber für das Kunstgewerbe und die Archäologie von höchstem Interesse war, fand in diesen Tagen zu Mecheln statt. Es sind Paramente der Kirche, Werke der mittelalterlichen Kunst und der Renaissance, welche von Kirchen, Corporationen und aus Privatsammlungen geliehen wurden. Die größte Sammlung alter Webereien und Stickereien für kirchlichen Gebrauch besaß bis vor Kurzem der Domcapitular Bock in Aachen, von der die eine Hälfte nach England ging, die andre Hälfte dem Museum für Kunst und Industie in Wien einverleibt wurde. Für die Geschichte des Ornaments ist diese Sammlung, wie die Mecheler Ausstellung von unschätzbarem Werthe, denn wir finden in diesen textilen Mustern sehr häufig die ursprünglichen Motive architektonischer Ornamente. Von Ausstellungen moderner Kirchenparamente haben wir früher schon in Würtemberg gehört. Ueberall regt sich, wie wir früher gezeigt, der Drang nach künstlerischer Hebung der Gewerbe; so wird im Industriepalast zu Paris im October eine Ausstellung der Fortschritte der Kunst in der Anwendung auf Gewerbe veranstaltet und ein Verein für die Förderung desselben Zweckes wird gleichzeitig öffentliche Abendvorträge und Conferenzen darüber halten.

Auf dem Felde der Baukunst gedenken wir vor Allem Belgiens, das in allen Sachen der Kunst mit glänzendem Beispiele vorangeht. Die Kammer hatte in den jüngsten Tagen das Bautenbudget für die nächste Finanzperiode berathen, das sich auf nicht weniger als 27,900,645 Fr. beläuft. Die Kammer hat dasselbe ohne erhebliche Debatte und mit Einstimmigkeit

angenommen. Ein glänzendes Beispiel, dürfen wir wohl sagen, gegenüber der Knauserei in unsrem bildungsstolzen Deutschland, wenn es in den Kammern zur Berathung der Kunst kommt. Ein großer Theil des Budgets für Bauten in Belgien fällt auf Restaurationen und man wird nun wohl nach den heftigen Angriffen, von denen wir jüngst sprachen, vorsichtiger mit denselben vorgehen. Wir freuen uns, wenn wir allerwärts hören, daß man die herrlichen Denkmale der Kunst zu erhalten, das heißt vor dem zerstörenden Zahn der Zeit zu schützen strebt, das Restaurationsfieber aber, das nur restaurirt, um seinen eignen Witz zu üben und von sich sprechen zu machen, das müssen wir allen Ernstes verdammen und die öffentliche Kritik dürfte hier mit aller Strenge einschreiten. — In Mailand geschieht ein erster Schritt und man wird endlich dem herrlichen Dome gerecht, indem man ihn von seiner lästigen und verdunkelnden Nachbarschaft befreit, wie man in Köln mit derselben aufgeräumt hat. Auch in Venedig ist man eifrig mit der Wiederherstellung alter Bauten beschäftigt. Die Restauration der Façade der Marcuskirche ist fast vollendet, das Dach des Dogenpalastes ganz renovirt und auch im Innern wieder vielfach restaurirt; am umfassendsten aber gestaltet sich die Renovirung des schönen Renaissancebaues des Antonio Rizzi gegen den Canale di canonica hin. Die Grabeskirche Paolo Veronese's S. Sebastiano wird ebenfalls wieder hergestellt, ebenso die Kirchen St. Maria del Orto, S. Salute, S. Giovanni e Paolo. An der vorletzten ist die Façade, an der letzten die Restauration des Innern fast vollendet. Auch der Fondaco dei Turchi wird einer umfassenden Restauration unterzogen; das Gebäude soll in Zukunft als vaterländisches Museum dienen. Auch eine Reihe von Palästen wurde in letzter Zeit restaurirt, dabei jedoch mehr auf die Nothwendigkeit, als auf das Schönheitsgefühl Rücksicht genommen. In Deutschland hat sich bei der Restaurirung einzelner Dome eine strenge Polemik entwickelt. Der Halberstädter Dom, bekanntlich einer der schönsten gothischen Dome des nördlichen Deutschlands wird seit Jahren auf Kosten der Regierung restaurirt. Die Arbeiten im Innern sollen nun von jenem Reinigungseifer geleitet worden sein, der aus einem alten Denkmal der Baukunst durchaus eine nagelneue Kirche machen will, welche die Weihe des geschichtlichen Lebens verliert; so ist denn, sagt ein Beurtheiler in der Nationalzeitung, der Hauch der Poesie, der sonst die Räume des Domes zu Halberstadt durchwehte, sehr geschwächt worden, der malerische Ton des Sandsteins, den er im Laufe der Jahrhunderte empfangen, unter dem Meißel des Steinmetzen einer glatten und trockenen Nüchternheit gewichen. Denkmäler und Kunstwerke sind von ihrer Stelle gerückt oder ganz entfernt worden. Selbst die alte Kreuzigung, welche ein halbes Jahrtausend über dem Lettner hing, soll in einen Flügel des Querschiffes gehängt werden, nur um die Reinheit der Perspective herzustellen, während gerade dieses

alte Schnitzwerk die Perspective im höchsten Grade malerisch macht, dem Ganzen einen Reiz, wie aus ferner Zeit, verleiht. Die Dome zu Speyer und Worms sind, der erstere mit reichen, der letztere mit kärglicheren Mitteln, beide aber mit großem Verständniß restaurirt; ihnen schließt sich nun auch der Mainzer Dom an. In der Franzosenzeit arg beschädigt, wurde er durch Moller einigermaßen hergestellt, bis das Domcapitel einen Aufruf zu freiwilligen Beiträgen erließ, aus denen dasselbe die Mittel zu seiner Restaurirung schöpfen konnte. Der Stadt- und Dombaumeister Laske übernahm die Leitung. Nach seinen Entwürfen wurden die Kreuzesarme, die Kuppel, der hohe Chor, das Langhaus mit der prachtvollen Architekturmalerei ausgeschmückt, welche die modernen Formen der Veit'schen Bilder zum Heil des Ganzen überstrahlt. Während der Ausmalung des südlichen Seitenschiffes starb der Meister und ihm folgte der Architekt Metternich aus Darmstadt, als Erbauer mehrerer kleinen Kirchen und Kapellen bekannt. Bis jetzt ist Chor und Querschiff gänzlich vollendet und das Langhaus ziemlich weit vorgerückt. Die Bemalung erstreckt sich auf die Architekturtheile, während die Wand- und Pfeilerflächen in ihrem ursprünglichen Material, einem warmen Sandstein, wieder blosgelegt sind. Nur unter jedem Fenster des Mittelschiffes erhalten diese letzteren je ein Bild. Zusammen zwanzig Scenen aus dem Leben Jesu. Das farbige Ornament ist bunt und reich gehalten, wie es der romanische Styl erfordert. Die warmen Sandsteinflächen geben den unteren Theilen eine feste Haltung und Ruhe; oben entfaltet sich ein maßvoller Farbenreichthum und durch das Ganze wird eine anregende würdige Stimmung erzeugt. Während man im Dom von Speyer kaum mehr etwas Altes sieht, bemüht sich im Dom von Mainz das Neue nur, das Alte wieder lebendig zu machen. Den bildlichen Schmuck kann man nicht in gleicher Weise, wie die architektonische Umwandlung rühmen; die Bilder aus dem Leben Jesu stehen dem wahren Wesen der Kunst näher, aber die Bilder in der Kuppel strotzen von Symbolik und zeigen eine ganz dogmatische Auffassung. Im Allgemeinen sind die bei der Restaurirung befolgten Grundsätze jedoch die richtigen und es hat nicht jener Purificationseifer Platz gegriffen, der an anderen Orten (Bamberg z. B.) manches schöne Denkmal entfernt hat, nur weil es der Renaissance angehörte; dem Zopf hat man freilich, und mit Recht, das Todesurtheil gesprochen. — In Hildesheim, wo man eifrig bemüht ist, die reichen Kunstschätze der alten Stadt zu retten, hat man neuerdings beschlossen, den Rittersaal des früheren Domcapitels einer Restauration zu unterziehen und denselben dem Domcapitel zu übergeben. Er ist mit einem großen Deckengemälde und schönen Gobelins geschmückt. — Mit der Domfaçade von Florenz, von der wir zuletzt berichteten, soll es nun doch Ernst werden. Aus den eingereichten und ausgestellten Entwürfen, von denen der beste das

Werk eines Dänen ist, soll einer ausgewählt werden. Man scheint anfangs die Sache aus nationalem Neid hintertreiben gewollt zu haben; es ist indessen ein Schiedsgericht aus sieben Mitgliedern ernannt worden, worunter vier Italiener: Massimo d'Azeglio, Kunstschriftsteller, Dupré, Bildhauer, Bertini, Maler, Malvezzi, Architekt, ein Franzose, Viollet le Duc, und zwei Deutsche, van der Nüll, Architekt in Wien und Ernst Förster in München — wirklich eine Wahl, wie sie zu einem gerechten Urtheil nicht unparteiischer getroffen werden konnte. — Eine deutsche Kirche, die byzantinische Kirche zu Ellwangen in Württemberg hat in diesem Monat ihr 600jähriges Jubiläum unter dem Zustrom einer großen Menge von Katholiken gefeiert. In diesen Monat fällt auch die Einweihungsfeier der Christuskirche in Hannover, von der wir später sprechen werden. — Ehe wir zu den Neubauten übergehen, haben wir des Brandes zu gedenken, der einen Theil des herzoglichen Residenzschlosses in Altenburg zerstörte. Zum Glück ist nur der Dachstuhl und der große Saal der sogenannten Junkerei vom Feuer vernichtet; das Schloß, ein architektonisch, wie historisch merkwürdiger Bau, jedoch erhalten. — Unter den Neubauten sei zuerst der der Kunst und Wissenschaft gewidmeten gedacht. Ein deutscher Künstler ward nach Pesth berufen, der ungarischen Akademie der Wissenschaften einen würdigen Palast zu bauen. Der Gedanke ging von Seczenyi aus, der den Bau dem preußischen Geh. Oberbaurath Stüler übertrug. Die Ungarn wünschten ein Gebäude im gothischen Style; Stüler aber betonte richtig, daß man den Styl aus jener Zeit nehmen müsse, in welcher die Belebung der Wissenschaft begonnen, und so ward die italienische Renaissance gewählt. Durch fünf Pforten gelangt man in den aus Quadersteinen erbauten und durch viele Ornamente geschmückten Pallast. Im Erdgeschoß befinden sich die Säle für die Sectionen; im ersten Stock der Hauptsaal, der mit Frescobildern geschmückt werden soll; im zweiten die Räume für die Bildergallerie. Die äußere Façade wird durch Statuen berühmter Männer der Wissenschaft und Kunst geziert. Den Bau selbst leitete der ungarische Baumeister Skalnitzky. — Endlich soll auch das bisher unvollendet gewesene Universitätsgebäude in Athen ausgebaut werden, das bekanntlich nach den Plänen des Wiener Architekten Hansen aufgeführt wird. Der Bankier Bernardaki in Petersburg hat 140,000 Drachmen gestiftet; Sina ist ihm vor Jahren mit glänzendem Beispiele vorangegangen. — Madrid denkt ebenfalls daran, für seine Schätze an Kunstwerken und literarischen Erzeugnissen ein Nationalmuseum zu gründen. Die Regierung hat eine Summe von 40 Millionen Realen für das die Gemäldesammlung und die Bibliothek umfassende Gebäude ausgeworfen. Eine Concurrenz wurde bereits ausgeschrieben. — Das Fundament der neuen Kunsthalle in Hamburg ist vollendet. Die Aufführung des eigentlichen Gebäudes hat man Londy übertragen, der den

ganzen Bau für 193,000 Mark aufführen muß. Und bei den Kunsthäusern sei gleich eines Invalidenhauses gedacht, das in Paris unter dem Patronate des Kaisers für Künstler und Literaten gebaut werden soll, wo sie, wenn sie alt oder kränklich geworden, gratis oder gegen eine kleine Summe aufgenommen werden. — Während man hier für alte Künstler sorgt, hat man der zu Künstlern sich ausbildenden Jugend einen Pallast in Stuttgart errichtet; das neue Polytechnicum, das nun vollendet ist und in wenigen Tagen eröffnet wird. Oberbaurath Egle hat damit unbedingt den gediegendsten Bau der Residenz geschaffen. Obgleich mit seiner Hauptfronte in einer Straße, macht er doch durch das Zurücktreten in derselben einen imposanten Eindruck; seine Länge beträgt 303 Fuß, seine Höhe bis zum Scheitel der Sternwartekuppel 115 Fuß und bedeckt eine Bodenfläche von 25,000 □Fuß. In seinen drei Stockwerken umfaßt er 25 Lehrzimmer, 20 Sammlungs- und Verwaltungszimmer, Laboratorien, einen Bibliothek- und einen großen Festsaal; die breiten mit Kuppeln überwölbten Gänge liegen in der Mitte. Das Innere ist würdig und reich decorirt; der Festsaal soll erst später mit Statuen und Gemälden geschmückt werden. Der Styl ist, wie jener der Akademie in Pesth, eine freie Behandlung der italienischen Renaissance. Sockel und Parterre sind mit Bossenquadernen einfach aber kräftig gegliedert, die beiden oberen Stockwerke zeigen eine Arcaden- und Pilasterarchitektur, wie bei römischen Amphitheatern. Das Giebelfeld des Mittelbaues ist mit lebensgroßen Figuren in Sandstein — eine Allegorie der Bestimmung des Baus — von Plock gefüllt, während in Medaillons die Köpfe bedeutender württembergischer Künstler und fremder Techniker hervorragen. Am Hauptportal befinden sich zwei weibliche Standbilder, Wissenschaft und Technik. Die Ornamentation ist ungewöhnlich reich, und wenn schwäbische Sparsamkeit gegen diese zu reiche künstlerische Ausschmückung sich aufgelehnt, so ist das bureaukratischer Mißverstand; denn ein Gebäude, in welchem künftige Baumeister herangebildet werden, ist doch mehr als jedes andere berufen, in der Ausführung des Bauwerks ein Muster von gutem Geschmack zu geben und durch die tägliche Anschauung den Sinn des Kunstjüngers heranzubilden. Egle hat darum ganz recht gethan, den Bau so und nicht anders auszuführen. — Für die Kranken endlich des modernen Babel erbaut Napoleon ein neues riesenhaftes Hôtel Dieu, dem eine große Masse von Häusern und Straßen weichen müssen.

In der Plastik überwuchern die Denkmäler die freien Schöpfungen, und es kann nicht fehlen, daß diese octroyirten Aufgaben auf die Schöpferkraft lähmend wirken, während außerdem die Monotonie der Auffassung nach und nach so groß wird, daß wir in einer fremden Stadt uns kaum mehr die Mühe nehmen, einem Denkmal mehr als einen flüchtigen Blick zuzuwerfen, viel weniger nach dem Namen des Gefeierten zu fragen. Wir

müssen indeß die Denkmäler noch immer in den Vordergrund stellen, während wir das nächste Mal von den plastischen Werken freier Erfindung, welche in der Berliner Kunstausstellung sich befinden, zu sprechen uns freuen. Zum Königsdenkmale für München, das nun beschlossene Sache ist, werden jetzt erst die Entwürfe hervortreten, nachdem dies der Fall. Neureuther hat seinen poetisch gedachten Entwurf im Kunstverein ausgestellt, wo er großen Anklang findet; wegen der Kostspieligkeit glaubt man jedoch nicht, daß er ausgeführt werden würde. Eines andern Bayern Denkmal ist jetzt durch die in Jahresfrist eingegangenen Beiträge gesichert, und wie wir in letzter Revue berichteten, hat Knoll in München den Auftrag erhalten, das Modell auszuführen. J. Ph. Palm, der auf Napoleon's Befehl erschossene Buchhändler Nürnbergs, steht auf einen Stamm gestützt, in der Tracht seiner Zeit, die linke Hand aufs Herz gelegt, auf hohem Piedestal. Die Vorderseite trägt den Namen des Märtyrers, die Rückseite seinen Todestag mit Palmen umwunden, während in die beiden Seiten Reliefs eingefügt sind, welche den Abschied und Tod Palm's darstellen. Wir können die Wahl König Ludwig's für das Denkmal in Braunau nur rühmen. — Einem Helden der neueren Kämpfe ist auf dem Jacobi-Kirchhofe in Hamburg ein würdiges Denkmal errichtet worden. Wir meinen das des Majors Jungmann, des Siegers von Eckernförde (1849). Dies Werk des Bildhauers Pfeiffer stellt den Krieger in der Artillerieuniform der Schleswig-Holsteiner, auf einem Hügel sitzend, dar; den Mantel umgeworfen, den Säbel in der Rechten, lehnt er sich über eine Kanone, während zu seinen Füßen Kanonenkugeln liegen. Die größte Portraitähnlichkeit ist angestrebt und erreicht; das Denkmal macht einen überaus würdigen Eindruck durch die tiefe Ruhe, die über dem Ganzen liegt: es ist das Ausruhen des Siegers nach der großen That. — Eines andern Helden Bild aus den jüngern Kriegen ist das des Ban Jelačić, an dessen Ausführung R. v. Fernkorn arbeitet und das den Kroatenfürsten in der Nationaltracht zu Pferde darstellt. Der Metallguß ist beinahe fertig und man ist jetzt mit der Adaptirung des Materials für das Piedestal des großartigen Monuments, das 10,000 Fl. kostet, beschäftigt. Zwei Künstlerdenkmale wurden enthüllt; über ein drittes wird in den nächsten Tagen entschieden. Am 5. September hat die Einweihung des Doppelstandbildes der beiden van Eyck zu Maaseyck stattgefunden. Leopold Wiener, der sich des allgemeinen Beifalls für sein Werk zu erfreuen hatte, wurde vom König von Belgien zum Offizier des Leopoldordens ernannt. — Des Teniersdenkmals wurde oben gedacht. — Das Denkmal für Carstens, das die deutsche Kunstgenossenschaft zu St. Jürgens in Schleswig errichtet, ist durch den Bildhauer Gilli, der einen Marmorblock dazu geschenkt und die Ausschmückung desselben mit dem Reliefbildniß des Altmeisters deutscher Kunst übernimmt, soweit gefördert, daß es im Frühjahr aufgestellt werden kann;

die Delegirten werden zu Weimar nur noch über die Feierlichkeiten zu entscheiden haben. — Einem vlämischen Dichter der neuesten Zeit hat Belgien zu Antwerpen ein Denkmal errichtet: dem Lyriker van Rhswyck. Die Statue stellt den Dichter in ganz modernem Costüm, mit einem von der linken Schulter fallenden Mantel, geschlossenem Rock und breitknotigem Halstuche dar. Auch die Statue des französischen Astronomen Gasparin, welche zu Orange am 11. September enthüllt wurde, stellt denselben in moderner Kleidung, auf einem über den Lehnstuhl geworfenen Mantel sitzend, dar. Unter den Stuhl hat der Künstler, R. Hebert, Aehren auf ein Buch gelegt. Auch das Denkmal endlich, das die Stadt Hereford ihrem Abgeordneten Sir E. C. Lewis errichtete, ist ganz in moderner Kleidung ausgeführt, und es scheint die Ansicht der „Europäischen Modenzeitung" wirklich durchzudringen. Einfacher ist uns bis jetzt noch keine Auffassung vorgekommen: der Verstorbene steht im gewöhnlichen Rocke mit fester Halsbinde, die Arme gekreuzt, als hörte er einer Rede im Parlamente zu, aufrecht auf seinem Postamente. Baron Marochetti ist der Autor dieses nüchternen Werkes. Um so reicher ist die Tracht der Prinz-Albert-Statue, welche in Gegenwart der Königin Victoria zu Berth enthüllt wurde. Der Künstler, Mr. Brodie, stellt den Prince-Consort im Ornat eines Distelordensritters dar, in der Hand eine offene Rolle mit dem Plan des Ausstellungsgebäudes. — Auch Frankreich bevölkert sich mit Denkmälern: der Ausschuß für Errichtung einer Statue des Marschalls Massena in Nizza hat einen Concurs ausgeschrieben; das angenommene Modell wird mit 25,000 Franken, die nächststehenden mit 1000 und 500 Franken honorirt. Die Prüfungsjury wird vom Minister des kais. Hauses ernannt und vom 15. bis 31. December tagen. — Während hier die Denkmalmanie im Steigen begriffen ist, hat ein jonischer Abgeordneter in der griechischen Kammer den Antrag gestellt, alle Monumente englischer Lord-Obercommissäre auf den jonischen Inseln zu zerstören. Wir wollen glauben, daß hier politischer Fanatismus, nicht Kunstvandalismus das Motiv war. — Für die Feldherrnhalle im Wiener Waffenmuseum hat V. Pilz das Thonmodell des Fürsten von Liechtenstein, des Befreiers von Regensburg, vollendet; der Tyroler Gröbner erhielt den Auftrag zur Tilly-Statue und der des Herzogs Karl von Lothringen. — Als statuarischen Schmuckes gedenken wir des an der Thalseite des Münchener Rathhauses aufgestellten, von Knoll modellirten und in Zink gegossenen Standbildes des Herzogs Heinrich des Löwen, des Gründers von München, der in voller Rüstung mit Helm und Schild von seinem hohen Standpunkt herabschaut. — Die obengenannte Akademie in Pesth werden Standbilder aus gebranntem Thon schmücken und zwar Leibnitz von Siemering, Newton von Affinger, Descartes von Wittich, Galilei von Wolf, Rafael von Schievelbein. — Die Nischen des Stuttgarter Polytechnicums

sollen Standbilder von Watt, Kepler, Lavoisier und Dürer füllen, sämmtlich von württembergischen Künstlern. Die neue Börse in Berlin erhält durch Schenkungen reicher Kaufleute einen Statuenschmuck aus Sandstein und Marmor, mit deren Ausführung Siemering und Itzenplitz betraut sind, und unter denen sich die des Mercur und des jetzigen Königs befinden. Der schwäbische Bildhauer Kopf in Rom hat den Auftrag erhalten, die Portraitstatuen des Königs und der Königin von Württemberg in natürlicher Größe und in sitzender Stellung auszuführen, nachdem ihm die Büsten der Fürstenpaare so gut gelungen seien. Rau in Stuttgart, dem wir die ähnlichste Uhlandbüste verdanken, arbeitet an einer Stuttgartia für das an plastischen Kunstwerken so arme Stuttgart.

Die Ausstellungen von Brüssel, Antwerpen und Berlin haben alles Bedeutende, was in den letzten Jahren geschaffen wurde, in sich aufgenommen, so daß die Wanderausstellungen gegenwärtig ein mehr als trauriges Bild darbieten, während man gerade von Berlin einen sehr vortheilhaften ersten Blick mit hinwegnimmt. Das Virtuosenthum, das sich in letzter Zeit so gewaltig in den Vordergrund gedrängt hat und zu einer brillanten Oberflächlichkeit führte, ist den Künstlern selbst nach und nach bedenklich gefährlich geworden und der über der brillanten Technik verloren gegangene Gedanke tritt in den neuesten Schöpfungen wieder berechtigter hervor, namentlich bewährt sich dies in der Genremalerei, die zu großer Geistlosigkeit herabgesunken war. Auch die Historienmalerei hat in den Stoffen — und das will etwas sagen — glücklichere Würfe gethan und mehr solche Momente gewählt, die sich aus sich selbst erklären und nicht erst des die Illustration begleitenden Textes bedürfen. Von Wien aus klagt man dagegen über die Septemberausstellung, daß sie nur jene Farbstücke zeige, von welchen es ganz gleichgültig, ob sie existiren oder nicht, Bilder, die nur noch die gewöhnlichsten Kunsthändlerbedürfnisse befriedigen. Die Schilderung der drei großen Ausstellungen müssen wir uns auf die nächste Revue vorbehalten. In Berlin findet zu gleicher Zeit eine andere und interessante Ausstellung statt, nehmlich die von Cornelius gezeichneten Cartons zu den Fresken der nördlichen Seitenwand des campo santo, ebenso einige Proben der für den Fries der Vorhalle bestimmten Lavamalereien und ein nach den architektonischen Entwürfen höchst kunstvoll gearbeitetes großes Gypsmodell des Domes. Sie finden sämmtlich die größte Anerkennung. — Während Kaulbach wieder in München weilt, nachdem die großen Wandbilder im Treppenhause des Berliner Museums vollendet sind, eine Arbeit, die 16 Jahre in Anspruch nahm, ist Detmers mit dem Brüsseler Wandbilde beschäftigt, von dessen Skizze wir früher sprachen und das die überlebensgroße Figur Friedrich II. darstellt. Man rühmt besonders die sprechende Aehnlichkeit neben der glücklich aufgefaßten Situation. Die nationellen Aufgaben nehmen in

erfreulicher Weise zu. So hat der Gemeinderath von Basel den schweizer Maler C. Boßhardt mit einer Darstellung der Schlacht bei Murten beauftragt. Boßhardt hat bekanntlich schon mehre Heldenthaten, an welchen die Schweiz reich ist, in ergreifender Weise gemalt. Eine etwas schwierigere Aufgabe ist dem russischen Hofmaler Eckmann von der finnländischen Kammer geworden, die Eröffnung des Landtags in einem Gemälde darzustellen. Das 14 Fuß lange und 10 Fuß hohe Bild wird 200 Portraits umfassen. — Die Ausschmückung der Kuppelhalle des Waffenmuseums in Wien geht ungemein rasch ihrer Vollendung entgegen; Prof. Blaas hat nun auch sein drittes Wandgemälde: „Die Schlacht bei Nördlingen", beendigt. Das Gerüst kann nun abgebrochen und der ganze imposante Raum den Blicken enthüllt werden. Die für das Münchener Maximilianeum bestimmten Gemälde haben zum Theil bereits ihre Wanderungen angetreten und werden so dem deutschen Volke bekannt werden, ehe sie an ihrem einstigen Bestimmungsorte ihre unveränderliche Stellung erhalten. So ist Pauwel's treffliche Schöpfung: „Genueser Gesandte werden zur Demüthigung von Ludwig XIV. in Versailles empfangen", gegenwärtig auf der Wanderung begriffen. Ein anderer Weimarer, A. von Ramberg, ist ebenfalls mit der Vollendung eines großen Gemäldes für das Maximilianeum beschäftigt, welches Friedrich II. von Hohenstaufen darstellt, der in Palermo eine orientalische Deputation empfängt. Die beiden genannten Künstler werden die Lutherbilder für die Wartburg malen, welche die Dresdner Tiedgestiftung dem fürstlichen Burgherrn als Dank für seine Unterstützung der Serre'schen Nationallotterie schenken wird. Von dem Director der Weimarer Akademie, Grafen Kalkreuth, wurde eben eine an tiefer poetischer Empfindung reiche Pyrenäenlandschaft in großen Dimensionen vollendet. — Das Werk von Kaspar Scheuren, das in sieben großen Aquarellen den Chor aus der Braut von Messina: „Wohl dem, selig muß ich ihn preisen", so meisterhaft illustrirt, ist für das k. Museum in Berlin angekauft und Scheuren wird nun auch „das eleusinische Fest" in ähnlicher Weise zum Gegenstande eines Cyklus von Aquarellgemälden machen.

Im Bereich der vervielfältigenden Kunst freut es uns, in unserer flüchtig arbeitenden Zeit des ausdauernden Fleißes gedenken zu können, mit dem Prof. Joseph Keller in Düsseldorf den Stich der Madonna della Sedia fördert. Der treffliche Stecher der Disputa erwirbt sich dadurch ein ganz besonderes Verdienst, da die Nachbildungen dieses Gemäldes von Fr. Müller und Steinla nur noch in späten Drucken zu haben sind. Großen Fleißes und innigen Kunstverständnisses darf sich auch Hans Hanfstängl in Dresden rühmen: beide legt er in dem großen Prachtwerke zu Tage, das er eben begonnen und das photographische Nachbildungen der Dresdener Juwelen in großen Blättern bietet: bis jetzt ist die Madonna di S. Sisto,

die heilige Nacht und der Zinsgroschen erschienen, welche sämmtlich den hohen Standpunkt zeigen, auf welchen das Kunstverständniß von Albert und Hanfstängl die Photographie gebracht.

Die Kunst hat im letzten Monat mehre Verluste erlitten. In Kopenhagen starb Prof. G. F. Hetsch, ein Mann, der sich um die Förderung der Kunst in Dänemark große Verdienste erwarb. Es ist der Sohn des ehemaligen Stuttgarter Galeriedirectors Hetsch und kam schon im 22. Jahre nach Kopenhagen, wo er als Lehrer der Architektur und Baumeister eine große Thätigkeit entfaltete. Sein Hauptstreben ging auf die Popularisirung der Kunst; ihm wird deshalb auch der große Aufschwung verdankt, den das Handwerk von der künstlerischen Seite genommen. Der Handwerkerstand ließ ihm zu Ehren eine Medaille prägen. Die Gebäude, die unter seiner Leitung entstanden, sind die jüdische Synagoge, die Freischule für Knaben und die katholische Kirche. Auch durch verschiedene Unterrichtswerke hat er sich große Anerkennung verschafft. Seine Leichenfeierlichkeit war eine der imposantesten, welche Kopenhagen gesehen. Unter dem Donner der Geschütze wurde er in der Marinekirche beigesetzt. — In Hamburg starb der erst 35jährige Bildhauer Lippelt, welcher bei dem Preisausschreiben für das Schillerstandbild Hamburgs den Sieg davontrug, ohne jedoch die Vollendung und Aufstellung des Kunstwerks zu erleben. In Rom starb 73 Jahre alt der bedeutendste Mosaicist Italiens Raffael Castellini, der diese Kunstfertigkeit auf eine nie gekannte Höhe gebracht, so daß seine Bilder aus einer gewissen Entfernung der Miniatur gleichkamen. Er war der Vorsteher der vaticanischen Mosaikfabrik, an der er 55 Jahre lehrte und lernte. Am berühmtesten sind seine Nachbildungen von Guercino's Johannes und Domenichinos Sibylle geworden. Der erstere ist auf der Londoner Ausstellung preisgekrönt und von Napoleon für die Tuilerieen angekauft worden. Zum Schluß haben wir des Todes eines bedeutenden Kunsthistorikers zu gedenken: der zu Köln verstorbene Cardinal von Geissel hat bekanntlich eine vortreffliche Geschichte des Doms von Speyer geschrieben, die sich noch heute einer großen Anerkennung erfreut.

Theaterrevue.

Der Shakespeare-Verein zur Hebung der deutschen Bühne.

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß die Geschichte der Theaterreformen in Deutschland noch keinen einzigen Fall von allgemeiner Theilnahme der Nation für solche Bestrebungen aufzuweisen hat. Ein einziger Fall der Art würde die Wiederkehr oder das Einreißen von Zuständen ausgeschlossen haben, deren Beseitigung nachgerade ein mitleidig belächelter frommer Wunsch wird. Obgleich nun aber aus den wiederholten Versuchen, sie zu beseitigen, bis jetzt nur eine Reihe fehlgeschlagener Hoffnungen, vereitelter Anstrengungen und höchstens da und dort auf kurze Zeit ein vereinzeltes Beispiel des Bessern hervorgegangen ist, so bezeichnet doch jede Erneuerung eines solchen Versuches immerhin einen Schritt weiter zu einem wenn auch fernen, aber gewiß erreichbaren Ziele. Daran zweifeln, hieße an der Nation verzweifeln. Denn wenn die Größe einer Nation auch nicht von ihren Theaterzuständen abhängt, so hängen letztere doch auf das innigste mit dem Geistesleben zusammen, ohne welches keine Nation sich zu wahrhafter Größe emporschwingt. So gewiß aber wir daran glauben, daß ein Tag kommen muß, wo kein deutsches Herz mehr sich zu dem bittern Ausruf Lessing's gedrängt fühlt, daß „wir Deutsche noch keine Nation sind", so gewiß glauben wir auch, daß das Bemühen „den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen" nicht immer blos ein „gutherziger Einfall" bleiben wird. Mag einstweilen jedes dahin gerichtete Bemühen nur ein Tropfen sein, wenn der Tropfen nur immerfort herabfällt, so wird er endlich den Stein doch höhlen, selbst einen so harten Stein des Anstoßes, wie ihn gegenwärtig das deutsche Theater allem guten Geschmack bietet.

Bei so bescheidener Perspective kommen wir sicher nicht in Gefahr, die Wirksamkeit des in Dresden gegründeten „Shakespeare-Vereins zur Hebung der deutschen Bühne" irgendwie zu überschätzen. Aber man wird aus solchem Gesichtspunkte diesem Vereine doch eine Bedeutung zuerkennen müssen, die wohl geeignet ist, das Interesse aller aufrichtigen Theaterfreunde in Anspruch zu nehmen. Grund genug für uns, in unserer „Theaterrevue"

schon den ersten Lebenszeichen desselben die eingehendste Aufmerksamkeit zu widmen und über seine Fortschritte regelmäßig zu berichten.

Die erste Generalversammlung des Shakespearevereins fand zu Dresden am 24. und 25. September d. J. statt. Die von der Versammlung definitiv festgestellten Vereinsstatuten lauten:

§ 1. Der Verein stellt sich die Aufgabe: 1) Die Production dramatischer und musikalischer Bühnenwerke zu heben und zu fördern, sowie 2) dahin zu wirken, daß das Theater seine Bestimmung als Kunstanstalt erfülle.

§ 2. Mitglieder des Vereins können nicht nur dramatische Schriftsteller, Tonsetzer, Dramaturgen, Vorstände und Mitglieder der Bühnen, sondern überhaupt alle Personen sein, welche Interesse für die Zwecke des Vereins haben; dem Ermessen des Vorstandes (s. § 4) bleibt es überlassen, in einzelnen Fällen sich anmeldende Mitglieder abfällig zu bescheiden.

§ 3. Die Mitgliedschaft wird durch dem Vorstande zu gebende Erklärung des Beitritts und Zahlung eines Jahresbeitrages von Zwei Thalern erworben. Die Mitgliederbeiträge werden bei Entsendung der Jahresmitgliedkarte durch Postvorschuß entnommen. Nichtannahme der Karte gilt als Austritt aus dem Vereine.

§ 4. Der die Geschäfte des Vereins leitende und ihn nach außen vertretende Vorstand des Vereins besteht aus neun Mitgliedern, von denen wenigstens fünf am Stammsitze des Vereins ihren Wohnort haben müssen. Fünf Vorstandsmitglieder werden von der Generalversammlung gewählt, die übrigen vier von den gewählten Vorstandsmitgliedern cooptirt. Der Stammsitz des Vereins ist Dresden. Der Vorstand wird durch relative Stimmenmehrheit der in der Generalversammlung (s. § 6) anwesenden Vereinsmitglieder auf drei Jahre gewählt. Wiederwahl des Ausscheidenden ist gestattet.

§ 5. Die am Stammsitze des Vereins (s. § 4) nicht wohnenden Mitglieder gründen Filiale mit Separatvorständen, welche letztere mit dem § 4 gedachten Hauptvorstande behufs Verwirklichung der Vereinszwecke zu correspondiren haben.

§ 6. Alle Jahre findet eine Generalversammlung aller Vereinsmitglieder statt, die vom Hauptvorstande auszuschreiben ist. Die Wahl des Ortes ist dem Vorstande überlassen.

Bei der Ernennung des Vereinsvorstandes wurden in Gemäßheit des § 4 der Statuten von der Generalversammlung fünf Mitglieder durch Abgabe von Stimmzetteln gewählt: Dr. Feodor Wehl, Dr. Wilhelm Wolfsohn, Prof. Hermann Hettner, Otto Banck und Adv. Edmund Judeich. Die Ernannten cooptirten ihrerseits zu Vorstandsmitgliedern: Dr. H. Köster, Baron G. v. Putlitz, Heinrich Marr und Kapellmeister Dr. Julius Rietz.

Die Beschlüsse der ersten Generalversammlung, die unter den gegebenen Verhältnissen nur als eine constituirende und vorbereitende zu betrachten war, kamen, wie es in der Natur der Sache lag, nicht über Ernennung

von Commissionen hinaus, welchen die erörterten Hauptfragen und Anträge überwiesen wurden — zur Abfassung der betreffenden Entwürfe, Vorschläge u. s. w., und zwar in Anknüpfung an folgende Gegenstände der Tagesordnung: I. Einführung der Tantième für dramatische und musikalische Bühnenwerke. II. Gründung eines Central-Lese-Comités zur Prüfung und Beförderung von Bühnenwerken. III. Die Presse in ihrem Verhalten zur Bühne und die Mißstände der Tageskritik. IV. Anregungen zu einem allgemeinen Theatergesetz.

Aus dem Gang der Debatten bei dieser ersten Generalversammlung, aus öffentlichen Urtheilen und privaten Meinungsäußerungen über die ersten Schritte des kaum gegründeten Vereins haben wir Anlaß zu Betrachtung vielseitiger Verhältnisse gewonnen, die wir unsern Lesern vorzuführen nicht ermangeln werden. Für heute beschränken wir uns darauf, als Aktenstücke zur Gründungsgeschichte des Vereins, aus denen die Stimmung, die Motive und Zielpunkte seiner Gründer am klarsten ersichtlich sind, die einleitenden Vorträge resp. Referate der Mitglieder des Gründungscomités über die betreffenden Gegenstände der Tagesordnung hier ihrem Wortlaute nach mitzutheilen:

I.

Rede zur Eröffnung der ersten Generalversammlung des Shakespeare-Vereins zu Dresden,

gehalten von Dr. Wilhelm Wolffohn.

(Nach stenographischer Nachschrift.)

Hochgeehrte Versammlung!

Für das Gründungscomité des Shakespeare-Vereins, das mich zu seinem Vorsitzenden ernannt hat, in dessen Auftrag und in dessen Namen richte ich das erste Wort an Sie: das Wort freudiger Begrüßung und herzlichen Willkommens. Ich rufe es Allen zu, die an dieser Stunde theilnehmen: auch denen, die unsere Berathungen diesmal nur aus der Ferne mit ihren freundlichen Wünschen, mit ihrem redlichen, opferfähigen Willen begleiten; vor Allem aber Ihnen, die Sie hier erschienen sind, eine kleine Gemeinde im Dienst einer großen Sache. Ja, eine große Sache ist es, die uns hier zusammenführt, für die Sie mitrathen und mithelfen sollen; eine gute, eine edle Sache, die aber nur zu oft von denen, die sie schützen sollten, verlassen, von denen, die ihr dienen sollten, tausendfältig mißbraucht und herabgewürdigt, die nur zu oft auch von ihren Getreuesten, von den Besten, die für sie gekämpft und gerungen, hoffnungslos aufgegeben und

ihrem Schicksale überlassen ward. Allein die Sache an sich, die Sache der dramatischen Kunst, sie kann sich selbst nicht verlassen und verlieren; sie wird durch keinen Mißbrauch entstellt, durch keine Herabwürdigung entwerthet. Die Sache selbst ist es, die nicht zum Schweigen gebracht wird durch den gedankenlosen Lärm der Tagesmeinung, nicht durch das sinnliche Drängen der Massen, nicht durch die Warnungszeichen der Erfolglosigkeit, nicht durch die Abschreckungen der Muthlosen, nicht durch die Lehren pessimistischer Erfahrung. Die Sache ist es, die fort und fort für sich selbst redet, und ihr lautes Zeugniß hallt wieder von einer Zeit zur andern, von Ort zu Ort, von Geschlecht zu Geschlecht, und mahnt an die hohe Sendung, zu welcher sie berufen ward in dem Leben aller Völker, ganz besonders aber in dem edelsten Aufschwunge des deutschen Geisteslebens. Sie mahnt daran durch Alles, was sie Unzerstörbares geschaffen, durch ihre unvergänglichen Wirkungen, die sich noch immer an Tausenden und Tausenden vollziehen; durch ihre heilige Arbeit an der sittlichen Läuterung der Menschennatur, durch ihre Förderung menschlicher Selbsterkenntniß, durch ihre Aufhellung der verborgensten Räthsel des Menschenseins, durch ihre Offenbarung göttlichen Waltens und göttlicher Gerechtigkeit in den Geschicken der Einzelnen, wie der Völker. Und damit an so erhabener Sendung keine Generation irre werde — die Stätten, welche zur Pflege der dramatischen Kunst bestimmt sind, mögen noch so sehr verfallen und verwildern — sind die glorreichsten Träger dieser Sendung, die wahrhaften Helden und Propheten dieser Kunst in der Anschauung aller Nationen auf eine Höhe gestellt, von der ihre leuchtende Erscheinung den Irrenden ein ewiger Leitstern, den im Kampf für das Gute Ermatteten und Entmuthigten eine ewige Verheißung bleibt. Auch unsere Generation glaubt an diese Verheißung; auch unserer Zeit ist dieser Leitstern nicht untergegangen. Und wer erschreckt von dem betäubenden Wettstreit materieller Interessen, in die Klage einstimmt, daß es unserer Zeit an Begeisterung für die idealen Güter der Menschheit fehle, der nenne uns eine Epoche, in welcher die Verehrung gerade derjenigen, die ihr Volk mit geistigem Besitzthum, mit idealem Gut, mit Werken künstlerischer Größe und Schönheit bereicherten, in welcher, sage ich, die Verehrung dieser Geister zu einem so allgemeinen, über die Schranken der Nationalität hinausgehenden, zu einem so weltumfassenden und weltbewegenden Cultus geworden wäre, wie in der unsern. Wenn irgendwo die idealen Interessen von den materiellen verdrängt wurden, an einer Stelle verdrängt wurden, wo dem Geiste allein die Herrschaft gebührt; wenn irgendwo das Ueberwuchern materieller Erwerb- und Genußsucht mit dem Hereinbrechen einer vollständigen Barbarei droht, oder, was ich für ein noch größeres Unglück halte, mit der ganzen Misère einer der Wahrheit und Natur abschwörenden Halbbildung; wenn auf irgend einem Kunstgebiete un-

sere Gegenwart ein Bild traurigen Verfalls und erschreckender Verwilderung zeigt, so ist es die Stätte, die sicher, wie keine andere, der Erhebung des Volksgemüthes, der Pflege des Schönheitsgefühls, dem Erwecken idealer Begeisterung gewidmet sein sollte, so ist es die Pflanzstätte, die Heimath der dramatischen Kunst: die Bühne. Nun, und gerade an die Großthaten, welche auf diesem Kunstgebiete vollbracht wurden, an die Erfüllung des idealsten Berufes der Bühne hat unsere Zeit einen Cultus des Genius geknüpft, eine feierliche Huldigung, ein Anerkenntniß seiner Macht und Herrschaft, das in patriotischem, nationalem zugleich wie in allgemein menschlichem Ausdruck der Begeisterung ohne Beispiel ist. Noch ist der Nachhall der Jubelfeier Schillers, welche durch die ganze Welt rauschte, nicht verklungen. Und wenn auch nicht gleich rauschend, wenn auch nicht mit gleichem Festglanz, wenn auch nicht mit gleich jubelvoller Betheiligung aller Volksklassen — vielleicht weil hier die individuelle sowohl, wie die Zeitbeziehung nicht so nahe lag — doch in welchem Lande, das nur ein Strahl der Cultur getroffen, in welchem Kreise, wo die Prophetenstimme eines Dichters jemals hingedrungen, wäre die dreihundertjährige Geburtsfeier Shakespeare's ohne Zeichen begeisterter Theilnahme vorübergegangen? Begeisterung aber, die kein bloßer Festrausch ist, feiert auch im Genius nicht die auserwählte Persönlichkeit, sondern die gemeinsame Sache, die er trug, die ihn getragen; sie bewundert in seinen Schöpfungen nicht den Inhalt *seines* Lebens, sondern den Inhalt der Kunst, die sein Leben erfüllte, und keine höhern Ehren vermag sie ihm zu bringen, als indem sie die Kunst, in der sein Geist so Großes wirkte, in seinem Geiste ehrt, sie fördert, sie schützt in allen ihren reinen und selbstlosen Vertretern.

In einer solchen Weise den Cultus des Genius zu bethätigen, drängte es denn auch die Stimmung, welche in den an den Interessen der Kunst zunächst Betheiligten in den Jubeltagen zu Ehren Schiller's und Shakespeare's einen erneuten und festlich erhöhten Aufschwung erhielt. Am Schillertage wurde vorerst nur zu einem bescheidenen Asyl der Grund gelegt, welches den mit den Mühen des Lebens, mit Noth und Entbehrung ringenden treuen Jüngern der deutschen Muse und denen, die mit ihrem Schicksal auf's engste verbunden sind, Schutz, Zuflucht, Ermunterung gewähren sollte. Wenn wir jetzt sehen, zu welchem imponirenden Bau von den großartigsten Verhältnissen jenes ursprünglich so bescheiden angelegte Asyl empor gewachsen ist, so können wir uns eines freudigen Stolzes nicht erwehren, daß es unsere liebe, schöne Stadt, daß es das kunstsinnige Dresden war, wo die Grundlegung dieses Baues und seine spätere glänzende Erweiterung angeregt, vorbereitet, vollendet ward. Stolz, sage ich, wenn in die Freude, in das überströmende Dankgefühl über das Gelingen eines so segensreichen Werkes sich Stolz mischen darf, und wäre es der wohlgerechtfertigte, edle Stolz auf

den vaterländischen oder auf den zur Heimath gewordenen Boden. Hier in Dresden war es auch, wo beim Herannahen des Shakespearetages ein begeisterter Zuruf, durch eine gleiche, nur auf unmittelbarere Kunstzwecke hinwirkende That das Andenken Shakespeare's zu feiern, wo dieser Zuruf begeisterte Wiederholung und tief sympathischen Anklang fand in einem Kreise von Männern, die ein Band literarischer und künstlerischer Geselligkeit verbindet.

Wir, auf deren Einladung Sie hier mit so theilnahmsvoller Bereitwilligkeit erschienen sind, wir wurden von demselben Kreise berufen, einen Verein zu constituiren, der sich die Verwirklichung jenes Gedankens zur Aufgabe macht. Wir folgten diesem Rufe; wir versuchten es die erste Hand zu legen an ein Werk, das auch ein Werk des Schutzes und der Rettung werden soll. Wir wollen jetzt in Gemeinschaft mit Ihnen versuchen, den Grund zu legen zu einem Baue, der auch ein Asyl werden soll, ein Asyl nicht für die Jünger allein der deutschen Muse — o, daß ich es mit tiefer Beschämung sagen muß! — für die deutsche Muse selbst.

Warum aber, einmal zugegeben, daß für die dramatische Muse in Deutschland in der That solche Mißverhältnisse bestehen, warum ein Unternehmen zur Wahrung ihrer Interessen unter die Auspicien des britischen Dichters stellen, warum eine so rein nationale Sache an den Namen eines fremden Dichters knüpfen? Diese Frage, abgesehen davon, daß sie eine ganz äußerliche ist und statt mit der Sache, mit dem Namen unseres Vereines sich beschäftigt, zeigt, gelindestens gesagt, eine solche Ahnungslosigkeit in Bezug auf den Zusammenhang dieses Namens mit dieser Sache, ein solches Verkennen der Bedeutung Shakespeares gerade für die dramatische Poesie *Deutschlands*, daß es mir so wenig hätte beikommen können, sie hier öffentlich zu beantworten, als sie sich mir selbst auch nur einen Augenblick im Stillen aufgedrängt hätte. Sie ist aber von so verschiedenen Seiten an uns gerichtet worden — als Ausdruck der Verwunderung, der Mißbilligung, der Abmahnung, als Grund der Weigerung, unserm Vereine beizutreten, daß ich es für meine Pflicht halte, sie hier nicht zu übergehen und die Beziehungen klar zu machen, welche Shakespeare zu unserem Vereine hat. Ich will nicht darauf hinweisen, daß in den Dichtungen Shakespeares das Ideal jener dramatischen Poesie, die eine Blüthe der gesammten neuern Bildung ist, seine vollste und höchste Verwirklichung gefunden hat — einer dramatischen Poesie, die Leben und Geschichte insofern aus einer dem antiken Drama entgegengesetzten Anschauung auffaßt, als sie nicht den Gott *außer* uns, sondern den Gott *in* uns zum Lenker der dramatischen Geschicke, zur Bedingung der im Drama entwickelten Handlung macht, als sie den *Schicksalssternen in unserer Brust*, nicht denen *über* uns die entscheidende Lösung der im Drama vorgeführten Kämpfe überläßt. Ich will

nicht darauf hinweisen, daß, wenn in Dingen der Kunst und des Geschmackes, wie unser großer Lessing sagt, selbst die Religion als Religion nichts beweisen sollte, noch weniger der Patriotismus darin maßgebend sein darf. Es für undeutsch halten, wenn der Deutsche an die vollkommenste Verkörperung eines Kunstideals sein eignes Ideal anknüpft, weil jenes einen nicht deutschen Namen trägt und nicht in deutscher Sprache sich offenbarte, das kann auch nur ein engherziger Patriotismus. Und mehr noch: es ist ein schädlicher Patriotismus; denn er will dem eignen Volke die allgemeinen Segnungen der Kunst verkümmern, die wie die allgemeinen Segnungen der Sonne sich nicht auf ein umschriebenes Fleckchen Erde bannen lassen. Wollte man diesem engherzigen Patriotismus auch nur das geringste Recht einräumen, wir müßten den ganzen Boden verlassen, auf dem unsere Schönheitslehre steht, denn es ist der Boden des Hellenismus; wir müßten für die poetische Anregung unserer Jugend sogar der Kaiserchronik und dem Heinrich von Veldeke noch einen Vorzug vor Homer und Virgil geben — wovor uns der gütige Himmel und der gesunde Verstand der deutschen Schulmänner bewahren möge. Aber erinnern will ich an den Mann, welcher die Herrschaft der dramatischen Muse in Deutschland zuerst und so fest begründete, daß wir in ihm den geistigen Urheber all ihrer spätern Macht und Größe erkennen; an den Mann, der ihr zuerst im Reiche des deutschen Geistes ihr heimisches Gebiet eroberte, ihr weites, herrliches, fruchtbares Gebiet; an den einzigen Mann, welcher zuerst in Deutschland gezeigt hat, was mit den Mitteln der Bühne für die höchsten Zwecke der Menschheit zu erreichen ist; an den Mann, welcher die Blüthe seines wissenschaftlichen und künstlerischen Strebens dieser Stätte deutscher Kunst vor allen anderen zu Gute kommen ließ. Brauche ich ihn noch zu nennen? Welcher Deutsche nennt ihn nicht mit Ehrfurcht, mit Liebe und Bewunderung? Gotthold Ephraim Lessing. Nun, welchen Namen setzte Lessing auf sein Banner, als er den siegreichen Kampf führte für die Erhebung der deutschen Muse? den Namen Shakespeare's. Erinnern will ich an den unsterblichen Sänger, den wir als unsern Altmeister feiern, dem sein erhabener Freund zurief, daß er uns „vom falschem Regelzwange zur Wahrheit und Natur zurückgeführt," an Goethe. Wer war sein leuchtendes Vorbild? An wessen Hand kräftigte er sich in jener Verfahrungsart, wie er sie selbst bezeichnet, das innerste Leben hervorzukehren? In wessen dichterischer Werkstätte lauschte er den Offenbarungen des Weltgeistes? Shakespeare, Shakespeare und kein Ende! Und der größte Dichter der deutschen Bühne, der wie kein Anderer ein Seher der Weltgeschichte, ihr Weltgericht verkündete, der, wie kein Anderer seinen eigenen Ausspruch bewahrheitete, daß die Breter die Welt bedeuten: Schiller, als er sich im heiligen Zorne gegen den Opferdienst der Aftermuse auf ihren „zertrümmerten

Altären" wandte — wen nennt er, als Führer des deutschen Geistes in das Heiligthum der Künste? Den Briten! Auf der Spur des Briten, sagt er, sei der deutsche Genius dem höhern Ruhme nachgeschritten. Und er selbst, an wen lehnt er sich theoretisch oder gestaltend, mittelbar oder unmittelbar? An Shakespeare. Also mit dem Namen Shakespeare's auf unserer Fahne schwingen wir das Banner Lessing's, Goethe's und Schiller's. Wohlan denn, sammeln wir uns um diese Fahne zu einem neuen Kampfe gegen den Opferdienst der Aftermuse, zu einem wenn auch in seinen Anfängen noch so stillen, noch so langsamen, aber unablässigen Wirken für die Erhebung der dramatischen Kunst Deutschlands aus der Erniedrigung, in welche sie immer tiefer und tiefer versinkt durch die Vereinsamung und Schutzlosigkeit der bessern Production, durch die Entwöhnung des Publikums von den höhern Zwecken der Bühne, durch die Abhängigkeit oder durch die kunstfremde Beflissenheit ihrer meisten Leiter, durch die Eigensucht und Verrohung der Mehrzahl ihrer darstellenden Kräfte. Erwarten Sie nicht von mir, daß ich Ihnen ein Bild dieser Erniedrigung hier vor die Augen stelle, vor die Seele rufe. Wer nicht das traurige Bild dieser Erniedrigung in seinem Geiste mit hergebracht, der verstand unsern Ruf nicht, der hörte nicht, daß es ein Hülferuf war; der ist ein Fremder in unserm Kreise, der hat keinen Theil an unserer Sorge, der hat keinen Theil an unsern Wünschen, der kann keinen Theil haben an unserm Streben. Wir aber, die das Gemeingefühl der immer mehr und mehr sich häufenden Mißstände der deutschen Bühne vereinigte, und sei unsere Schaar auch noch so klein, wir wollen eine Stätte gründen, und sei sie auch noch so unscheinbar, auf der wir unermüdet das deutsche Publikum daran mahnen, daß die Bühne keine Anstalt sei für das gedankenlose Vergnügen; die deutschen Bühnenleiter daran mahnen, daß sie eine höhere Aufgabe zu erfüllen haben, als diesem gedankenlosen Vergnügen zu fröhnen; die deutschen Dichter daran mahnen, was sie der Bühne schulden, aber auch was die Bühne den Dichtern schuldet; daß sie nicht abzulohnen sind, wie arme Handlanger, während diejenigen, welche die Arbeit des Geistes zu sinnlichem Genusse bringen, sich in alle Vortheile der Eignerschaft setzen; den deutschen Schauspieler daran mahnen, wie tief Shakespeare, der mit ihm den ausübenden Bühnenberuf theilte, die Entweihung durch das Handwerk empfand, wie er die Glücksgöttin verklagte — um nur eines seiner rührendsten Sonette anzuführen — daß sie

„Nichts Bessres ihm zum Leben lieh,
Als feiles Brod, das feile Sitten giebt" —

aber daß die Entsühnung, die Shakespeare erfleht, für den Schauspieler zu erreichen ist durch die ganze Weihe seiner Kunst, durch aufrichtige und reine Hingebung an sie. Wir wollen einen Herd gründen, an welchem

die Production der Gegenwart theilnehmende Beachtung und Aufmerksamkeit finde; aber der Fälschung des öffentlichen Urtheils mit allen moralischen Mitteln entgegenwirken, und uns unter das unantastbare Gesetz stellen, welches Lessing als Kunstrichter proklamirt: „Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper, höhnisch gegen den Prahler, und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher.“ Schrecken wir vor der Strenge dieser Vorschrift nicht zurück und scheuen wir uns nicht, uns zu ihr zu bekennen. Schämen wir uns nicht, wenn unser Anfang auch noch so schwach ist, ermatten wir nicht, wenn unser Vorschreiten noch so mühselig ist, verzweifeln wir nicht, wenn unsre Erfolge sich noch so langsam erweisen. Früher oder später, sie werden nicht fehlen; in naher oder in ferner Zukunft, uns selbst oder Denen, die nach uns kommen — sie werden nicht ausbleiben. Und wenn man uns entgegenhält, daß wir Idealisten sind, daß wir draußen stehen, d. h. außerhalb der zwingenden Bühnenverhältnisse, wie es wohl schon geschehen ist — immerhin, wir wollen Idealisten sein, Idealisten in dem Sinne, in welchem ich einmal den Idealismus Schillers dem der Romantiker entgegensetzte: Idealisten der Freiheit, nicht der Willkür, Idealisten der Vernunft, nicht Idealisten der Phantasie, Idealisten der Wahrheit und Wirklichkeit, nicht Idealisten der Illusion. Und daß wir draußen stehen, auch das lassen wir uns nicht umsonst gesagt sein. Bleiben wir draußen, d. h. vertauschen wir den künstlerischen Standpunkt mit keinem bureaukratischen irgend welcher Art.

So wollen wir denn vertrauensvoll, doch ohne uns die unabsehbaren Schwierigkeiten zu verhehlen, ohne Ueberschwänglichkeit, ohne Ungeduld ruhig und besonnen, bescheiden und bedächtig an unser geräuschloses Werk gehen und uns dabei des Segens versichern, den Schiller auch jeder Einzelbeschäftigung zuerkennt —

„Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der großen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.“

II.

Ueber die Einführung der Tantième.

Vortrag von Otto Banck.*)

Geehrte Anwesende!

Der geschätzte Redner, Hr. Dr. Wolfsohn, hat die Zwecke und die Entstehung unseres Vereines bereits auseinandergesetzt.

Es versteht sich, daß wir das Erringen eines allgemeinen deutschen Theatergesetzes für die wünschenswertheste Grundlage zu allen übrigen Reformen halten. Doch dies ist etwas, das wir für den Augenblick nicht durch eine Vereinbarung mit den Intendanzen und Bühnenvorständen, denen wir mit Vertrauen entgegentreten, allein erreichen können.

Meine Herren, lassen Sie uns daher zunächst eine Frage in Angriff nehmen, die wir ohne die Beihülfe des deutschen Bundestages mit den geschätzten Theaterdirectionen, Theaterdichtern und Componisten als den einen ersten praktischen Schritt zu vollenden im Stande sind.

Es ist die Einführung eines Tantièmegesetzes bei sämmtlichen vaterländischen Bühnen. Und es sei nicht vergessen, daß ein solcher durchaus sittlicher, von der Nationalehre und menschlichen Gerechtigkeit geforderter Act nach seiner siegreichen Vollendung nicht verfehlen kann, eine bedeutende moralische Rückwirkung auf mancherlei Zustände unseres gesunkenen Theaterwesens auszuüben. Der Fortschritt zum Guten nach irgend einer Seite hin kann das Feld zu allgemeinen Verbesserungen nur fruchtbarer machen und die Geister, die es zu bebauen haben, ermuthigen.

Eine beträchtliche Anzahl zugegangener Zuschriften, Anfragen und Vorschläge, theils von Autoren, Bühnenmitgliedern oder Vorständen, bekunden, daß es wünschenswerth ist, über das angeschlagene Thema in specieller Weise zu sprechen. Es dürften dadurch manche Debatten erspart, manche Zweifel gehoben werden; doch möge Niemand im Nachfolgenden die Anmaßungen zu erkennen glauben, für sich allein den rechten Weg und sein letztes Resultat bezeichnen zu wollen. Ein solches kann alle Theorie, soviel Nachdenken und Erfahrung ihr auch zu Gebote stehe, nur im Bunde mit einem praktischen Organisiren der Angelegenheit bestimmen.

Es gereicht der Klärung dieser Angelegenheit gewiß zum Vortheil, meine Herren, daß man dabei schon vorhandene Erfahrung benutzen und auch die Stimmen Anderer reden lassen kann.

---

*) Die hier ausgesprochenen Gedanken findet der Leser noch weiter ausgeführt in dem von uns bereits erwähnten demnächst erscheinenden Werke Otto Banck's „Wanderungen durch drei Kunstgebiete" (Leipzig, Dürer's Buchhandlung).
D. Red.

Bekanntlich verdankt man in Deutschland die erste Einführung der Tantième an den Berliner königlichen Bühnen und am Burgtheater zu Wien den Herren von Küstner und Holbein, den früheren Leitern dieser Institute.

Der erstere erwähnte in seinem dramaturgischen, von tüchtigen praktischen Ideen und Wohlwollen für die Sache erfüllten Schriften: Wie sich schon lange vor seiner Einrichtung der Tantièmezahlung die deutschen dramatischen Dichter und Componisten und mit allem Grund, in Klagen darüber erschöpft hätten, daß ihnen entweder kein Honorar oder ein sehr geringes für ihre den Bühnen gelieferten Werke zu Theil würde. Das erstere war früher in Ansehung aller gedruckten Stücke der Fall, ja, so manche der kleinen Bühnen wußten sich (und dies geschieht noch heute und wird nicht immer geahndet) auf irgend eine kühne Weise Manuscipte zu verschaffen und brachten sie ohne alle Entschädigung zur Aufführung. Wurde aber auch für die ungedruckten Werke ein Honorar gezahlt, so klagte man über den geringen Betrag, den die meisten Bühnen leisteten. Auch dieser Uebelstand findet noch immer häufig genug statt. Alle Producenten waren von der Willkür der Directionen abhängig und sind es in den meisten Fällen noch jetzt. So stand und steht das geistige Eigenthum ohne geordneten allgemein durchgeführten Schutz da; denn es ist im Resultat für die Betheiligten gleichbedeutend, ob Gesetzlosigkeit oder die Misère der Verhältnisse jenes geistige Eigenthum für eine unangemessene Entschädigung in fremde Hände liefert.

Allerdings besitzen wir längst, und auch dafür war Herr von Küstner bemüht, ein Bundestagsgesetz, welches den Raub an jenem Eigenthum bei Strafe verbietet und eine legale Einigung darüber vorschreibt, ja sogar die Erben jenes Eigenthums in ihren Anrechten sichert. Hierdurch ist nun zwar, um es kaufmännisch auszudrücken, dem Handelsverkehr ein fester Boden gegeben; doch um den Geschäftserfolg selbst zu vereinfachen und zu garantiren, fehlt uns noch eine allgemeine Grundlage und Norm der Taxation, die jedes willkürliche Feilschen und Markten überflüssig macht. Dem geistigen Kapital muß es gestattet werden, sich je nach seiner Lebensfähigkeit und Kraft für seinen Eigner zu rentiren, und das kann begreiflicher Weise nur durch Procente beim jedesmaligen Umsatz jenes Kapitals geschehen. Dies ist der Sinn der Tantième.

In Frankreich ist der Schutz der Geisteswerke schon seit zweiundsiebzig Jahren rechtlich begründet.

Nachdem am 10. März 1844 in Berlin durch Küstner's Energie die Tantième festgestellt war, wurden am 20. April 1847 daran noch einige Abänderungen zu weiterer Geltung getroffen, und da nur wenigen Theilen des Publikums und auch nicht allen Autoren diese gesetzlichen Bestimmungen bekannt sein dürften, so theile ich hier die Hauptpunkte mit. Sie werden

zugleich einen Anhalt bilden, um näher über den wichtigen Gegenstand nachzudenken.

Diese Hauptpunkte lauten:

Wenn ein Stück den Abend ganz ausfüllt, erhält der Verfasser 10 Procent Tantième. Wenn ein Stück den größeren Theil des Abends ausfüllt, somit als Hauptstück zu betrachten ist, zu dem nur noch ein Vor- und Nachspiel zu geben ist, so wird für das Hauptstück 6, und für das Vor- oder Nachspiel 3 Procent bezahlt. Werden an einem Abend zwei Stücke gegeben, wovon jedes ungefähr die Hälfte des Abends ausfüllt, und keines als Vor- und Nachspiel zu betrachten ist, so fallen auf jedes der beiden Stücke 4½ Procent. Werden endlich drei (kleine) Stücke an einem Abend gegeben, so wird jedes derselben mit 3 Procent honorirt.

Was die im Opern- und Schauspielhause zu gebenden musikalischen Werke anlangt, so erhält der Componist unverkürzt den ganzen Antheil je nach den obigen Bestimmungen, wogegen es allein seine Sache bleibt, sich mit dem Verfasser des Textes privatim abzufinden.

Es bleibt lediglich der Wahl der Autoren überlassen, ob sie eine Honorarzahlung, wie früher, oder die Tantième in Anspruch nehmen wollen. Die Tantième oder der Autorenantheil wird von der Bruttoeinnahme mit Inbegriff des Abonnementsbetrages von jeder Vorstellung eines neuen Originalwerks, sei es gedruckt oder nicht, sei es Schauspiel oder Oper in vorerwähnter Weise dem Dichter und Componisten auf seine Lebenszeit und nach seinem Tode der etwa vorhandenen Wittwe und ehelichen Descendenz desselben, auf die Zeit von zehn Jahren vom Todestage an, zugesichert.

Dies sind die wesentlichsten jener Bestimmungen. Allgemein war der Anklang, den die Tantième in Deutschland, das heißt bei den Bühnenproducenten, fand; nicht so bei den Theatern, von welchen nur München bald nachfolgte. Aber auch Anfeindungen traten gegen die neue Einrichtung auf, und ich will Herrn von Küstner selbst reden lassen, da er aus Erfahrung spricht. Er sagt unter anderm sehr richtig: Die Tantième kann und wird nie Talente erzeugen, die vorhandenen aber soll sie aufmuntern und veranlassen, sich für die Bühne auszubilden, was dem Deutschen schwerer zu werden scheint als dem Franzosen. Dies bewähren so manche mit vielem Geist und tiefem Gefühl geschriebene Dramen, die aber im Bau der Handlung, in der Anordnung der Scenen, in der Einheit und gedrängten Abrundung, welche ein Drama erfordert, verfehlt sind und ungeachtet ihrer Vorzüge keinen Eindruck bei der Darstellung machen. Wird die besagte Ausbildung mehr und mehr erlangt, so ist ein wichtiger Zweck, für die Tantième erreicht, so wie denn auch ein gleich wichtiger Zweck, die Belohnung des dramatischen Dichters, dadurch erlangt ist.

Es hat ferner die Tantième in Betreff der Abwägung des Gewinnes für den Producenten vielfache Angriffe erlitten. Es wurde getadelt, daß Manche dadurch einen größeren Gewinn als Andere gezogen, welche einen höheren Kunstwerth für ihre Werke beanspruchen. Man hat hierbei außer Acht gelassen, daß die Tantième kein Maßstab, kein Kriterium für den inneren Kunstwerth des dargestellten Werkes ist und sein kann. Der Gewinn durch die Tantième hängt von dem Erfolge des Stücks und der Anzahl der Wiederholungen desselben ab.

Diese dramatische Wirksamkeit, welche jenen Erfolg bestimmt, sollte allerdings im höheren Sinne des Worts keinem Drama fehlen. Nun kann es aber Stücke von größerem Kunstwerth und minderer Wirksamkeit und ebenso Stücke von minderem Werth und größerer Wirksamkeit geben. Letztere werden dem Verfasser durch die Tantième mehr einbringen, als die ersteren. Erschienen z. B. heute Stücke von Kotzebue neben manchen klassischen Stücken, wie Iphigenie, Tasso, Nathan, so würden sich allerdings Goethe und Lessing dabei schlechter stehen als der Erstgenannte

Will man die Tantième wegen dieser ihrer Wirkung bedenklich finden, so nenne man ein anderes Mittel, um die Schätzung der Stücke zu bewirken und ihren Verfassern größere Vortheile dadurch zuzuwenden. Der Areopag von Kunstrichtern, welcher dies zur Zufriedenheit der Autoren, ja aller dabei Betheiligten ausführen kann, muß erst noch erschaffen werden. Bis dahin wird, um den Producenten ein besseres Loos zu sichern, die Tantième das vorzüglichste Mittel bleiben, wofür es auch von den praktischen Franzosen immer gehalten worden ist.

Die Kosten, welche den Bühnen durch die Tantième bereitet werden, sind im Verhältniß zu den übrigen Ausgaben sehr gering, — denn in Berlin werden durchschnittlich jährlich nur 5—6000 Thaler gezahlt, in Wien und München, wo die Oper noch nicht im Tantièmegesetz mit inbegriffen ist, zahlt man im erstern Ort 6000, im letztern kaum 3000 Thaler.

Wenn der Natur der Sache nach zu erwarten ist, daß sich die Theaterdichter und Componisten zuerst für die Einführung der Tantième erheben, so hegen wir auch die wohlbegründete Hoffnung auf ein humanes Entgegenkommen von Seite der einflußreichen Hofbühnen-Directionen.

Das erstere kann nur durch einen festen Zusammenschluß der dramatischen Schriftsteller und Componisten erzielt werden, und wenn sich davon auch einige wegen Halbheit, Willensschwäche, Mangel an Einsicht ausschließen werden, so genügt doch ein Kern der besseren Kräfte, sobald sie sich männlich verpflichten, ihre Productionen stets nur gegen Tantième abzugeben. Eine solche geschlossene Gruppe muß durch ihr Beispiel eine moralische Druckkraft ausüben; sie wird laut und in der Stille unterstützt werden von allen tüchtigeren, gebildeten Intendanzen, Schauspielern, Sängern und

Theaterregisseuren, die Ehrgefühl und Gerechtigkeitssinn besitzen; ebenso von allen namhaften oder nach gutem Ruf trachtenden Kritikern und Zeitungsredactionen, und so könnte es mit Hilfe der größeren, besonders politischen Presse, mit einem Wort mit Hilfe der öffentlichen Meinung, welche die höchste sittliche Macht ausübt, nicht fehlen, daß in kurzer Zeit der Bund der deutschen Hoftheater, der Autoren und Tondichter so gut wie geschlossen ist, und keine Bühne mehr die durch alle mögliche alberne Motive schlecht maskirte Hartnäckigkeit zur Schau tragen mag, eine ehrenvolle und rechtliche Tantièmeeinrichtung zu verweigern. Der Einzelne ist schwach, die Gesammtheit stark; die Erkenntniß dieser Wahrheit hat Staaten gebildet und zum Segen geführt. Darum wappne man sich mit ihr auch in dieser Sache und schließe sich brüderlich und ohne Kleinlichkeit aneinander. Den einheitlich gefundenen Beschluß stelle man als geistiges Panier an die Spitze und dränge mit der ganzen Macht der Corporation besonnen, doch unaufhaltsam vorwärts: auf diese Weise wird das alte Invalidencarré des Indifferentismus und bösen Willens siegreich gesprengt.

Man sichere also die Poeten und Tondichter, damit der Gerechtigkeitssinn unsers sonst so gebildeten und anständig denkenden Zeitgeistes nicht länger tief beschämt wird von ihrer Lage: Diejenigen zu sein, welche den geringsten Lohn von ihren Werken ernten.

Wäre man bei uns dem Beispiele Frankreichs gefolgt, das man sonst so bereitwillig nachahmt, so hätten wir, auch bei einiger Langsamkeit in der Nachahmung, doch schon seit einem halben Jahrhundert den praktisch geordneten Schutz des geistigen Eigenthums, und es würde in Deutschland die das ganze Volk und sein öffentliches Rechtsleben treffende Demüthigung nicht nothwendig gewesen sein, für so viele große Talente der Musik und Poesie, welche das Publikum erhoben, ihm glückliche Stunden bereitet und geistiges Fortschreiten gegeben haben, aus mildthätigen Händen die Begräbnißkosten zu sammeln, oder das Elend ihrer verarmten Familien durch Almosen zu lindern.

Die Tantième wird mit dazu beitragen, diese Mißstände zu verbessern.

Im Allgemeinen möchte festzuhalten sein, daß es in Deutschland etwa zweiundvierzig Theater giebt, von denen man einen Autorenantheil fordern kann. Fünfzehn davon sind Hofbühnen und diese genießen alle eine mehr oder minder hohe Subvention. Die übrigen sind Stadttheater, von denen freilich nur elf unterstützt und einige sogar noch belastet werden; doch die Tantième wird für keins derselben der Lasten schwerste sein.

Es bleibt jetzt noch übrig, meine Herren, zu untersuchen, welche Modifikationen sich für die allgemeine Tantièmeeinführung am besten empfehlen würden.

Sehr mannigfach sind scheinbar die verschiedenen Arten, wie sich die Tantièmeeinrichtung vorschlagen und reguliren ließe. Doch wir werden bald sehen, daß dieser Anschein täuscht und zum Unpraktischen sehr leicht verleiten kann. Als oberster Grundsatz wird sich herausstellen: je mehr Gesetze und Specialbestimmungen, je schwieriger; je weniger Gesetze, je haltbarer, praktischer bewährt sich die Institution.

Es seien hier mancherlei Meinungen und Vorschläge besprochen, die mir oft von namhafter Seite kund gethan worden sind oder die sich von selbst aus der Sache ergeben.

Die Frage ist eine doppelte, nämlich: wie soll in Bezug auf die verschiedenen Theater — und wie soll in Bezug auf die verschiedenen Schöpfungen die Tantième festgestellt werden?

In Hinsicht der ersten Frage möchte ich es von vornherein als etwas Selbstverständliches betrachtet wissen, daß keineswegs jede Bühne den Autorenantheil für Dichter und Componisten nach gleichen Procenten berechnen kann. Es läßt sich darüber nur etwas Gerechtes normiren, indem man die sehr verschiedenen Mittel und mehr oder weniger günstigen oder ungünstigen Lebensverhältnisse der einzelnen Theater ins Auge faßt. Wo die pecuniären Belastungen des Instituts gering, ja wo vielleicht gar keine vorhanden, die Subvention oder der Jahresetat aber sehr hoch sind, da kann die Procentenabgabe verhältnißmäßig eine viel bedeutendere sein als bei entgegengesetzten Zuständen, und es würde einem sachkundigen Comité nicht schwer werden, im friedlichen Verein mit offenen ehrenwerthen Bühnendirectionen hier das richtige Durchschnittsmaß zu treffen. Es scheint mir besser, daß es lieber ein wenig zu niedrig als ein wenig zu hoch angenommen werde, weil den Theatern jeder nur scheinbar begründete Vorwand benommen werden muß, sich über eine neue Last zu beklagen und ihretwegen alten oder fremden Stücken vor neuen den Vorzug zu geben. Natürlich sind dabei unter alten Stücken nicht klassische Werke zu verstehen, deren häufigeres Erscheinen auf den Brettern man nur segnen könnte; sondern werthlose, handwerksmäßige und sogenannte bühnengerechte Machwerke aus früheren Epochen. Ich will deswegen auch schweigen zu dem zum Theil niedrigen Ansatz der bis jetzt bestehenden Tantièmen. Wie wenig sie den Theateretat bedrücken, wurde schon durch Beispiele erwähnt.

Der andere fragliche Punkt: wie die einzelnen Gattungen der Werke verhältnißmäßig honorirt, oder ob sie alle mit einem Maß gemessen werden sollen ist viel complicirter.

Es muß nämlich im Grunde als ein an sich ganz berechtigtes Begehren anerkannt werden, daß man das geistig bedeutendere Werk auch materiell bedeutender honorirt wünschen möchte, und so zwar, daß nicht sowohl

der Werth des Werkes von der Summe der Tantième, sondern der einzelne Procentsatz der Tantième von dem Werthe des Werkes bestimmt würde.

Das klingt sehr angenehm und wäre ideal gerecht; wie wünschenswerth, wenn es sich ohne ein häßliches Gefolge von Verwickelungen und bedenklichen Consequenzen durchführen ließe!

Dem Gerechtigkeitsgefühle, das nicht blos in den dabei betheiligten Personen, das auch im Publikum lebt, käme es also darauf an, zu bestimmen: man möchte wahrhaft poetische Werke, sowohl literarische als musikalische, mit höheren Tantièmesätzen entschädigen als gewöhnliche Leistungen. Doch wie dies formiren?

Man könnte höchstens, um summarisch ohne Anstoß durchzukommen, zu solcher Begünstigung das Trauerspiel und die große Oper hervorheben; denn wollte man, was eigentlich gerecht wäre, auch das ernste poetische Drama, das feinere Lustspiel und die Spieloper von edlerem Styl hinzufügen — welche Jury sollte das Urtheil hierfür sprechen? wer sollte entscheiden, wo die feine Komödie aufhört und das gemeine routinirte Conversations- und Intriguenstück anfängt? Wer könnte feststellen, daß diese oder jene Oper nur die leichte, werthlose Fabrikarbeit eines kecken Leiermanns sei? Und giebt es nicht wirklich Tragödien und große heroische Opern genug, die diesen Gattungsbegriff zwar ihrer äußern Form nach beanspruchen können, ihrem Gehalte nach aber auf der untersten Stufe der Schöpfungskraft stehen? Bezeichnet denn überhaupt die Wahl der Gattung mit genügender Durchschnittlichkeit den Werth des individuellen Werkes?

Wäre es nicht vielleicht vortheilhafter, bei den Werken von niederm Rang anzufangen und nur dadurch eine theilweise Abstufung zuwege zu bringen, daß man die Posse, die Parodie, das Vaudeville mit geringeren Tantièmeprocenten ansetzte?

Meine Herren, nur für den ersten Augenblick scheint dies zweckmäßig; doch es wäre gefährlich und nicht einmal immer gerecht. Viele mittelmäßige und schon in ihrem Geschmack nicht eben hochstehende Theater würden dann am liebsten Possen, als die billigsten von den neuen Produktionen, geben, ein Vergnügen, das man im Gegentheil ziemlich theuer machen möchte, um es ihnen ein wenig zu verleiden. Ungerecht, wenigstens unangemessen könnte dieser niedrigere Satz auch in einigen Fällen werden; denn sind nicht z. B. Raimund's Zauberpossen zum Theil wahre, schöpferische Poetenwerke und jeder höchsten Entschädigung werth? Es sei dies nur erwähnt, um noch mehr darauf hinzuweisen, daß die Tantième durchaus sich nicht mit dem Princip verträgt, zugleich ein Gradmesser der geistigen Potenz einer Arbeit zu sein.

Gehen wir nun zu einem andern vermittelnden Vorschlag über, der sich folgendermaßen aussprechen ließe: man einige sich darüber, die Tragödie,

das ernste Schauspiel und die große Oper in ihren ersten fünf Vorstellungen mit höherer Tantième, z. B. 10 statt 5 Procent, zu entschädigen; sind diese Vorstellungen vorüber, treten die gewöhnlichen Sätze ein. Keine Direction würde es zur Umgehung dieses Autorenvortheils möglich machen können, gleich mit der sechsten ersten Vorstellung zu beginnen, um sofort in den billigeren Procentsatz hineinzugerathen.

Allerdings muß ich die Erfahrungen, woraus dieser Wunsch entsprungen sein mag, bestätigen. Es sind die gediegensten Arbeiten, welche die geringere Zahl von Aufführungen zu erleben pflegen, und ich habe gesehen, daß es geistig reich ausgestattete Leistungen guter Verfasser beim besten Willen des Theaters kaum auf vier Abende brachten. Die Autoren würden sich allerdings in einem solchen Fall bei einer gewöhnlichen Tantième schlechter stehen als bei einem jetzt üblichen summarischen Honorar von 15—50 Friedrichsd'ors, je nach den Kräften und dem Brauch der Bühne. Man könnte also den höher strebenden Dichtern und Componisten wohl eine vortheilhaftere Gesetzabfassung in Bezug auf ihren Autorenantheil gönnen.

Gewiß. Aber was gewinnen sie dabei?

Es ist bekannt, daß die Bühnen an und für sich schon geneigt sind, sich am wenigsten gern auf neue Trauerspiele einzulassen, überhaupt auf größere ernste Stücke, bei denen es den Poeten vielleicht um die Poesie wirklich zu thun war. Die große Oper kommt, auch wenn sie neu ist, etwas günstiger und leichter zur Annahme, weil man dabei seine Lust durch Entfaltung eines modernen, luxuriösen Spectakels zu befriedigen vermag. Viele Theater scheuen hierbei keine materielle Kosten, und es gereicht ihrem Gefühl zur Kunstbefriedigung, dem Publikum durch solche Aeußerlichkeiten einen lockenden Köder für die Neugier und Schaulust hingeworfen zu haben. Es ist eine ähnliche glänzende Gimpelfalle wie die, in welche das Ballet umgewandelt zu werden pflegt. Bei Tragödie und Drama lassen sich solche Reizungen nicht anbringen, und in der That haben die Directionen auf diesem Gebiet durch leere Häuser trübe Erfahrungen gemacht. Das Aufsuchen der Gründe führt hier zu weit, die Thatsachen genügen. Leugnen läßt sich aber nicht, daß Trauerspiel und Schauspiel zwar wenig pecuniäre Auslagen fordern, doch aber durch sorgsames Einstudiren viel Zeit und große Beanspruchung der Kräfte verlangen. Würde man nun nicht den im Geldpunkt der Literatur gegenüber sehr empfindsamen Directionen dieses dramatische Genre noch mehr verleiden, wenn man ihnen dafür ein paar Procent Extraverpflichtungen vorschlüge?

Ich glaube, die Folgen dürften mehr in Hindernissen als in Gewinn bestehen.

Und doch ertönen immer wieder neue Stimmen, die eine angemessene Verhältnißmäßigkeit, das heißt also Verschiedenheit in den Ansätzen der Tantième haben möchten.

Betrachten wir in etwas den praktischen Lauf der Dinge, um zu sehn, welche Gründe vorliegen und ob sie stichhaltig sind.

Man beklagt hauptsächlich, daß die Posse, namentlich die locale Gesangsposse, bei der Tantième oft so über Gebühr viel gewinnt, während andere Genres eine nur gar zu dürftige Ernte haben, wie wir dies schon erwähnten. Ich will auch hier einige Beispiele anführen. Die beliebte Localposse „Die Bummler" brachte dem Verfasser allein vom Friedrich-Wilhelmstädter Theater binnen zwei Jahren 3000 Thlr. ein, da das Abkommen getroffen war, von der 1., 10., 20., 30. Vorstellung u. s. f. die Hälfte der Nettoeinnahme und von den weiteren 5 Procent zu zahlen. Unter ähnlichen Bedingungen gewährten „Die Actienbudiker" am Königstädter Theater 3300 Thaler. Dieses Stück wurde 120 Mal aufgeführt, und hieraus ersieht man zur Genüge, wie häufige Wiederholungen solche in die Tagesinteressen einschlagende, an sich aber oft sehr werthlose Arbeiten erleben können. — Es ließen sich aus anderen Orten und Zeitläufen ganz gleichartige Resultate beibringen; hier sei nur noch an die Kleinigkeit auf Wallner's Bühne: „Ein gebildeter Hausknecht" erinnert.

Es ist sehr richtig, daß solche pecuniäre Ergebnisse für das Verdienst derartiger Productionen unverhältnißmäßig sind. Häufig gelingt es Personen, die an und für sich gar kein besonderes dramatisches Talent haben, eine Localposse zu schreiben, welche durch mancherlei günstige Zufälligkeiten, oft auch durch beliebte Komiker ein Cassenstück vom zähesten Leben wird. Die Geschichte der Thatsachen redet hier durch wahrhaft beängstigende Beispiele überlaut.

Würde nun auch eine allgemein durchgeführte Tantièmeeinrichtung nicht einen so günstigen Erlös für die Verfasser gestatten, als sie denselben jetzt durch einen besondern Privataccord mit Stadttheatern erzielen können, die oft ein wahrer Heißhunger nach rentabeln Possen zu größern Opfern veranlaßt, so liegt es doch auf der Hand, daß die Possen- und Vaudevilleschreiber gegen alle übrigen Autoren einen ungerechten Vorsprung fänden.

Wir haben aber schon gesehen, daß die Posse keiner geringeren Tantième aus den dabei angeführten Gründen unterstellt werden darf.

Es bliebe also nur der Ausweg übrig, eine Modification zu suchen, nach welcher den Bühnen allerdings ihre Zahlungspflichten nicht erleichtert, die Einnahmen der Empfänger aber dennoch zu einer verhältnißmäßig angemessenen Quantität verringert würden. Das ginge nur, sobald man beispielsweise stipuliren könnte: bis zur 30. Vorstellung sollen den Verfassern der Possen, Parodien und Vaudevilles die gleichen Tantièmeprocente wie für andere dramatische Arbeiten zugehörig sein; von da ab aber sollen die Theater die Hälfte dieses Gewinns in den Fonds für irgend ein näher zu

bestimmendes wohlthätiges Institut, wie z. B. eine Pensionsanstalt, eine Theaterschule fließen lassen.

Ich zweifle gar nicht, daß sich von einer solchen Vereinbarung Jeder, mit Ausnahme mancher betreffenden Autoren, befriedigt fühlen würde; doch ich zweifle, daß sich derartiges durchführen läßt. Ein solches Gesetz ist gut, so lange die Autoren leben; es fängt aber an hart zu werden, wenn dieselben sterben und eine Familie hinterlassen. Ist der Schöpfer neuer geistiger Kapitalien todt, so kann man es nicht wohl empfehlen, seinen Erben die Zinsen eines glücklicherweise für sie schon vorhandenen Kapitals zu verkürzen, wenn dies gleich zum Besten einer hilfsbedürftigen Angelegenheit geschieht, denn der Hinterbliebenen Wohl zu bedenken, ist selbst oft die hilfsbedürftigste Angelegenheit.

Und noch eins möchte ich zu erwägen geben: Das Possenschreiben wird immer mehr oder weniger eine Geldspeculation sein, die man mit Kunststreben nie verwechseln sollte. Speculationen aber muß man nicht steuern wollen. Wer eine unnatürliche möglichst barocke Handlung mit Perspectiven ins alltägliche Leben zusammenleimen, die Scenen durch einige übelriechende, aber gehörig lärmende Raketen trivialster Witze, Couplets und Tendenzideen ausschmücken und endlich das Ganze mit dem bengalischen Feuer einer albernen Schlußüberraschung beleuchten kann, der ist bei einiger Routine gegenüber vielen Geschmacksansprüchen des heutigen Tages bald zum begehrten Possendichter reif. Er wird seinen industriellen, aber kurz gemessenen Weg allein gehen, stets auf Ausnahmecontracte halten und sein literarisches Schäfchen zu scheeren wissen, so lange das Thier rentabel ist.

Es dürfte nach diesen Erörterungen nicht viele Vorschläge mehr geben, die ich nicht erwähnt, wenigstens ihrer Gattung nach erwähnt hätte. Alles in Allem geht daraus hervor, daß die Tantièmereglements nur summarisch behandelt werden können, wenn man nicht auf fortwährende Bedenklichkeiten und Streitfragen stoßen will. Bemerkt sei noch, daß durchschnittlich blos deutsche Originalwerke für den Autorenantheil geeignet sein können. Uebersetzungen sind am passendsten ein für alle Mal als eine technische Arbeit zu honoriren; eine Ausnahme kann nur stattfinden, wenn zugleich in bedeutender Weise Bearbeitungen, eigne Hinzuthaten oder dichterische Umschmelzungen vorliegen, wie z. B. Schiller's Turandot oder Goethe's irrthümliche Bühnenverbesserung von Romeo und Julie. Hier können Fälle eintreten, die fraglich sind und worüber man sich speciell zu vereinbaren hat. Bearbeitungen älterer Bühnenstücke, die nur eine formelle Zurichtung für den modernen Theatergebrauch anstreben, haben nur ein einmaliges Honorar zu beanspruchen.

Viel peinlicher bleibt vom rechtlichen Standpunkte aus die fremde Oper. Die Musik ist keiner Uebersetzung fähig oder bedürftig, weil sie ihre

eigene immer gleiche Sprache für alle gebildete Nationen der Erde redet. Ihr Werk ist daher auch stets im Auslande wie Inlande ein Originalwerk und sollte, streng genommen, die Rechte eines solchen genießen. Würde Weber's Oberon heute geschrieben und machte in Frankreich Glück, so würden wir unserm Landsmanne gern die Tantième von den dortigen Theatern gönnen, die er auch nach französischen Gesetzen empfinge; dagegen würden wir aber nicht leugnen können, daß einem französischen wie italienischen Componisten bei uns dieselben Ansprüche zustünden. Doch es muß festgehalten werden, daß der Autorenantheil zunächst nur zum Schutze und Vortheil der vaterländischen Production gedacht werden kann. Die Tondichter werden daher in Bezug auf diese Begünstigung immer am natürlichsten auf ihre Heimath angewiesen sein; im Auslande genüge ihnen ein summarisches Honorar.

Ferner mache ich zur Erledigung dieser Frage die Autoren noch darauf aufmerksam, daß der Berliner Usus: an solchen Abenden, an denen mehr als ein Stück gegeben wird, an Procenten in Summa etwas weniger Tantième zu zahlen, als bei Vorstellungen, die durch ein einziges Werk ausgefüllt werden, ganz wohlbegründet ist. Die Theater haben im erstern Fall mehr Mühe, mehr Kosten und Zeitaufwand nöthig, denn verschiedene Stücke beanspruchen mehr Decorationsmittel, mehr Proben, mehr Costüme als ein einziges. Endlich bringen sie auch weniger Einnahme und stiften somit dem Institut nicht den Vortheil wie ein großes beliebtes Stück, denn die Erfahrung lehrt, daß aus verschiedenen Werkchen mosaikartig zusammengestellte Theaterabende für die Casse am wenigsten ausgiebig sind.

Kein Theater, meine Herren, selbst nicht das kleinste, welches auf den Namen eines ehrenwerthen, wirklichen Kunstinstituts Anspruch machen will, darf von der Verpflichtung zur Tantièmeeinrichtung ausgeschlossen werden. Da alle Geld haben, prunkhafte Decorationen, glänzende Costüme, theuere Gastspiele von Tänzerinnen und Sängerinnen und andere effecthaschende, den Geschmack verschlechternde Modeerscheinungen zu bezahlen, so fällt jede Ausrede hinweg, daß sie ohne Fond für die angemessene Honorirung der schaffenden Kräfte seien. Gerade gegen diese haben sie die heiligsten Verpflichtungen. Die Productionen der Gegenwart, mögen sie Mängel haben mancherlei Art, sind es doch immer und immer, durch welche die Theater als Vertreter ihres Zeitgeistes das Bündniß mit dem lebendig pulsirenden Tage aufrecht erhalten müssen. Das Theater und die Darsteller leben zwar indirect von der Theilnahme des Publikums oder von einem fürstlichen Zuschuß, direct aber von der Poesie und Musik, ohne die es keine dramatische Kunst geben würde und die erst jene Theilnahme ins Leben ruft.

III.

Ueber Gründung eines Centrallesecomités.

Vortrag von Prof. H. Hettner.

Indem wir die Sitzung des heutigen Tages mit den Verhandlungen über die Gründung eines Central-Lese-Comités eröffnen, habe ich zur vorläufigen Orientirung über Zweck und Absicht dieses Antrags nur einige wenige Bemerkungen vorauszuschicken.

Ueber das Wünschenswerthe, ja Nothwendige eines Lese-Comités an sich kann kein Zweifel sein. Die Einsicht in diese Nothwendigkeit ist schon alt. Klopstock spricht sie bereits in seiner Gelehrtenrepublik aus, und, was mehr ist, Lessing, bei welchem in Sachen der Bühne gewiß Niemand von mangelnder Sachkenntniß oder von unpraktischer Phantasterei zu sprechen wagen wird, machte es, als er nach Mannheim an die Spitze des dort zu errichtenden Nationaltheaters berufen werden sollte, zur unerläßlichen Bedingung, daß die dortige deutsche Gesellschaft, ein Verein Gelehrter, zur sittlichen und künstlerischen Prüfung der aufzuführenden Dichtungen herbeigezogen werde. An einzelnen großen Bühnen, wie z. B. in Berlin, bestehen solche Lese-Comités. Sollen für die Bühnenleitung nicht blos büreaukratische, sondern in Wahrheit künstlerische Grundsätze und Rücksichten maßgebend sein, so ist dringend zu wünschen, daß an allen größeren Bühnen, welche solche Lese-Comités noch nicht als einen unverbrüchlichen Bestandtheil ihrer Organisation betrachten, ein solches Lese-Comité eingeführt werde.

Nichtsdestoweniger erstreckt sich der Antrag, welchen der Shakespeareverein stellt, weiter. Ueber und neben den Lese-Comités der einzelnen Bühnen möchte er ein allgemeines Central-Lese-Comité begründet wissen, das den einzelnen Lesecomités die Arbeit erleichtert und ihnen die zur Aufführung geeigneten Stücke bezeichnet und empfiehlt.

Es ist klar, was der letzte und höchste Zweck eines solchen allgemeinen Central-Lese-Comités sein würde. Lessing hat ihn ausgesprochen, als er von der sittlichen und künstlerischen Prüfung der aufzuführenden Stücke sprach. Käme es einmal dahin, daß sich die Bühnenvorstände diesem allgemeinen Central-Lese-Comité insoweit unterordneten, daß sie kein Stück aufführten, das nicht vom Comité empfohlen wäre, so hätten wir in der That einen künstlerischen Areopag, mit dessen Wirksamkeit die Läuterung und Reinheit des Repertoirs, deren die Bühne so dringend bedürftig ist, ganz von selbst gegeben wäre. Der Verein würde einer Utopie nachjagen, hielte er dieses letzte und höchste Ziel schon jetzt für erreichbar. Der Verein weiß, daß selbst die besten und größten Bühnen dem Geschmack des Publikums gewisse Zugeständnisse machen, daß sie oft zur Annahme und

Vorführung leichterer und vom künstlerischen Standpunkt sehr zweifelhafter Waare greifen müssen, um sich die Mittel zur Vorführung klassischer Werke zu sichern.

Aber es giebt einen näher liegenden, in seiner Art schwer wiegenden Zweck. Es ist eine unleugbare Thatsache, daß bei der Ueberproductivität, die in der deutschen dramatischen Dichtung und Musik herrscht, von den entscheidenden Bühnenbehörden gar Manches ungelesen bleibt, dem nicht ein bereits fertiger Name oder die zufällige persönliche Verbindung mit einflußreichen Darstellern empfehlend zur Seite steht. Ueberängstliche Theatercensurbedenken, Regieschlendrian, Eigensinn einzelner Darsteller thun das Ihrige, die Hemmnisse, welche Anfängern den Weg auf die Bühne so schwer machen, zu verstärken. Noch immer gilt das Wort Beaumarchais, daß fast mehr Geist dazu gehöre, ein Stück endlich durchzusetzen, als es zu schreiben.

Diesem fühlbaren Mißstande soll das Central-Lese-Comité abhelfen. Es will die Mühe des Lesens und Prüfens auf seine Schultern nehmen. Die Intendanzen und Directionen hätten den Vortheil, daß ihnen von Hause aus aus den massenhaften Productionen des Tages eine engere Auswahl geboten würde; sie hätten aus dem Guten das Beste zu wählen, und die jungen Dichter könnten gewiß sein, daß ihre Manuscripte nicht ungelesen vermodern, daß sie ein nicht von Zufall und Laune Einzelner, sondern von dem Zusammenwirken vieler, von einander unabhängiger, den verschiedensten Richtungen und Ländern angehöriger Richter hervorgegangenes Urtheil fänden.

Die Art der Zusammensetzung eines solchen Central-Lese-Comités ist durch die Natur der Sache vorgeschrieben. Es würde aus zwei Sectionen bestehen, aus einer dichterischen und einer musikalischen. Die Mitglieder der einen wären 1) dramatische Dichter. 2) Dramatische Darsteller und Regisseure. 3) Aesthetische Kritiker; die Mitglieder der andern. 1) Componisten. 2) Opernregisseure und Kapellmeister. 3) Musikalische Kritiker. Die Zahl wäre auf 5 oder 7 oder 9 Mitglieder festzustellen. Grundbedingung aber wäre, daß diese Mitglieder aus dem ganzen weiten Bereich deutscher Zunge gewählt würden. Daß das Comité so ganz unörtlich, ja so zu sagen, so ganz unpersönlich ist, giebt die Bürgschaft möglichster Unbefangenheit und Unparteilichkeit.

Die Wahl der Mitglieder würde zur Hälfte von den Bühnenvorständen, zur Hälfte vom Shakespeareverein zu vollziehen sein.

Ich erlaube mir daher an die Generalversammlung den Antrag zu stellen, diesen Vorschlag zur Begründung eines allgemeinen Central-Lese-Comités in sorgsamste Erwägung zu ziehen.

Auch innerhalb des provisorischen Comités hat man sich nicht verhehlt, daß es gar viele Bedenken gegen die Ausführbarkeit dieses Vorschlags giebt. Und ich selbst gestehe gern, daß auch bei mir viele dieser Bedenken gar schwer in's Gewicht fallen. Aufgabe der jetzt zu eröffnenden Verhandlungen wird es daher sein:

1) die Schwierigkeiten, welche sich der Ausführbarkeit entgegenstellen, scharf in's Auge zu fassen;
2) auf Mittel und Wege zu sinnen, diese Schwierigkeiten hinweg zu räumen.

IV.

Die Presse in ihrem Verhalten zur Bühne.

Vortrag von Dr. Feodor Wehl.

Ein altes Sprichwort sagt: Im Hause des Gehängten spricht man nicht vom Stricke. Der Strick, von dem man in der Kunst nicht gern redet, ist die Kritik, oder um es populärer auszudrücken, das Recensententhum. „Der Kritiker befördert so wenig die schöne Kunst, als der Scharfrichter die Tugend befördert", hat Ludwig Börne gesagt. Goethe spielte diesem Metier noch übler mit, indem er eins seiner Gedichte bekanntlich mit der gut gemeinten Aufforderung schließen läßt: „Schlagt ihn todt den Hund! Es ist ein Recensent!" Man wird uns eingestehen, daß es gerade kein beneidenswerther Stand ist, der sich solche Dinge nachsagen lassen muß, und um so weniger beneidenswerth als er, wenn er sein eigenes Gebaren unparteiisch in's Auge faßt, sich allerdings bekennen muß, daß er nicht ohne Schuld zu der Mißliebigkeit gekommen ist, in der er sich heut zu Tage befindet. Die Theaterkritik ist ein mit Grund ziemlich in Verruf gekommenes Geschäft. Die Lessinge, d. h. die Männer, die Beruf, Bildung und Charakter dazu genug besitzen, sind ziemlich selten gewesen. Die große Mehrzahl der Recensenten besteht aus armen Schächern und Schelmen, d. h. aus Menschen, die nur deswegen recensiren, weil sie kaum im Stande sind, in der Literatur oder überhaupt etwas Anderes zu thun. Ihr Talent und ihre schöpferische Kraft haben meist zu eigener Production nicht ausgereicht und nachdem sie entweder mit einem wissenschaftlichen Werke Schiffbruch gelitten oder mit einem Theaterwerk Fiasko gemacht, haben sie sich verdrossen und erbittert auf die Kritik geworfen, um durch nergelnde Aussetzungen und kleinliche Anfeindungen nun auch Andern die Stimmung und die Lust am Schaffen zu verderben. Die Neigung zu diesem Verderbniß artet leider bei einigen bis zu einer Art Wuth aus und betrübender Weise gerade bei solchen, die immer noch ein besseres Loos verdient hätten und wenn sie Aufmunterung und Unterstützung gefunden, vielleicht mit ihren

Leistungen nicht ganz ohne Erfolg geblieben sein würden. Das Gefühl, daß man sie mit ihrem eigenen literarischen Schaffen rücksichtslos behandelt, sie im Stich gelassen, ihnen bis zu einem gewissen Grade unrecht gethan, verschärft den Stachel, den sie führen. Nur Wenige, die selbst Theaterstücke geschrieben und damit nicht durchgedrungen, entsagen mit so viel Edelmuth, daß sie Freude an dem Gefallen und dem Ruf von dramatischen Arbeiten haben, die glücklichere Nebenbuhler verfaßt. Die Mehrzahl wirft sich mit Wollust auf die Fehler und Schwächen jener Schöpfungen und beutet sie triumphirend aus. Sie kühlt so zu sagen ihr Müthchen. Diese Recensenten sind es auch, welche im Gegensatz dazu die Schauspieler hätscheln und aus jeder Mittelmäßigkeit darunter einen großen Künstler machen. Der Schauspieler sucht einen solchen Recensenten auf, sagt ihm Freundlichkeiten und Schmeicheleien und legt also einen lindernden Balsam auf schmerzende Wunden entweder der Eitelkeit oder manchmal auch einer wirklich mißhandelten und verstoßenen Begabung. Das macht den Armen zahm, nachsichtig und ruhmredig gegen den Darsteller, aber nicht selten nur noch gehässiger gegen den Autor, der durchgedrungen und so glücklich ist, von diesen Halbgöttern der Bretterwelt gespielt zu werden. Dazu kommt, daß der Schauspieler mit seiner Leistung immer gegenwärtig, auch leiblich vorhanden, der Dichter aber meist abwesend und fern ist. Jenem wird das Urtheil gewissermaßen immer in's Gesicht, diesem hinter dem Rücken gesagt, ein Umstand, der sehr bedeutend in's Gewicht fällt. Man ist unwillkürlich vorsichtig bei dem Urtheil über Einen, der uns heute oder morgen begegnen und zur Verantwortung ziehen kann und ist es minder bei einem Anderen, der viele Meilen von uns entfernt, entweder nur brieflich oder durch eine literarische Entgegnung uns zur Rede zu stellen im Stande ist.

Diese und andere in den Verhältnissen oder in der Natur des Menschen liegenden Uebelstände lasten nicht unwesentlich auf der Kritik, wie sie gewöhnlich ist. Außergewöhnliche Erscheinungen aber sind selten, wie schon gesagt worden. Selten zum Theil auch schon deswegen, weil die kritische Arbeit in der Literatur noch um Vieles schlechter honorirt wird, als jede andere. Und wie schlecht, kann man sich denken, wenn man erwägt, wie gering im Allgemeinen der Lohn für literarische Erzeugnisse in Deutschland zu sein pflegt. Es ist also auch darum kein Wunder, wenn der edlen, taktvollen, kenntnißreichen, wohlwollenden Geister unter den Kritikern nur wenige sind, wenn es nur wenigen Ernst um die Sache ist, nur wenige großen und erhabenen Zielen zustreben, zufrieden damit, bescheiden und gewissermaßen im Dunkeln neben den Lichtgestalten der Kunst einherzuschreiten, um ihnen, wie den Messiassen der Menschheit Palmen und schützende Decken über den Weg zu breiten. Nur wer Genuß am Ge-

lungenen, Freude an dem Strebenden hat, kann der wahre und echte Kritiker sein. Der wahre und echte Kritiker muß sich über dem Kunstwerk vergessen, in Entzücken aufjubeln über das zur Vollendung Gediehene und des Verfehlten mit aufrichtigem Kummer gedenken. Wer Neid am Schönen, wer Schadenfreude am Mißlungenen empfindet, der ist und kann nie ein Kritiker sein.

Wenn die Kritik aber so ausgezeichneter Menschen bedarf, wie man sie nur selten findet, sollte es da nicht fast besser sein, sie ganz abzuschaffen? Wäre die Kunst nicht denkbar ohne Kritik? Ich glaube, man wird sagen müssen: nein! Die Kritik, so mißlich sie auch immer sei, kann nicht entbehrt werden, ja, ich möchte behaupten, wäre sie nicht da, so müßte sie erfunden werden, denn die Kritik mit ihrem ganzen märchenhaften Tausend und Eine Nacht von Uebelständen ist doch eine Nothwendigkeit der Kunst, sie ist, um es prosaischer auszudrücken, der gährende Sauerteig, der das tägliche Brod und die Kuchen zu den Festtagen der Kunst aufgehen und backen hilft.

Die Dichter, die Schauspieler, die Directionen mögen noch so sehr klagen über die Kritik, noch so viel schelten auf sie, sie ist doch — und wie oft gegen ihren Willen! — ihr bester Freund und Förderer. Selbst wenn die Kritik das Böse will, ist sie wie der Goethe'sche Mephistopheles, doch zugleich stets die Kraft, die das Gute schafft. All' ihre Niedrigkeit, ihr Unverstand, ihre Härte, Bosheit, Parteilichkeit, wilde Lust dienen ewig doch nur dazu, das Interesse des Publikums rege zu erhalten und beständig neu auf die Kunst hinzulenken. Freilich bleibt der Geist, aus dem heraus diese Hinlenkung geschieht, nicht ohne Einfluß auf das Volk. Das Volk kann in seinem Interesse zur Kunst entschieden verschlechtert oder verbessert werden. Lasset vor der Nation die Kritik nur Theilnahme für Erbärmlichkeiten, für elende Possenwerke, für dramatischen Blödsinn und müssige Aeußerlichkeiten haben und es wird auf die Länge nicht fehlen können, daß auch die öffentliche Meinung daran Genüge und Gefallen findet. Niemand kann sich der Einsicht verschließen, daß die Tagespresse eine Gewalt ist und daß sie im Reiche der Kunst Regen und Sonnenschein zu machen im Stande ist. Laßt Euern tausend und tausend Lesern jeden Morgen und jeden Abend die nichtsnutzigsten Aussprüche über Euere herrlichsten Meisterwerke vor die Augen bringen, laßt Euern kritischen Gassenjungen jedes dichterische Verdienst beschmutzen und der öffentlichen Moral und Sittlichkeit dadurch ungestraft Hohn sprechen, daß sie diejenigen Werke der Bühne mit Anerkennung und Applaus bedecken, die unseren heiligsten Grundsätzen, unseren ehrbarsten Gebräuchen in's Gesicht schlagen und Ihr werdet nur zu bald erleben, daß man sich in den Schauspielhäusern, diesen Tempeln der Kunst, diesen Stiefschwestern der Kirche nur noch an Gladiatorenstücken, an Zotenspäßen und den wüstesten Kunstproductionen ergötzen wird!

Nicht an Luft, nicht an Empfänglichkeit für das Theater fehlt es unter uns. Die Zuschauerräume vor den öffentlichen Schauplätzen sind mehr als je gefüllt, mehr als je sind sie durchbraust von Händegeklatsch und Beifallsgeschrei — aber nicht ohne Erschrecken kann man sehen, welchen Leistungen das Alles gespendet wird. Der Geschmack unserer Nation schreitet, von einer meist frivolen Kritik geleitet, auf abschüssiger Ebene immer tieferem Verfalle zu. Hier ein Halt! zu gebieten ist dringend an der Zeit und wenn der Shakespeare-Verein die Hebung der Bühne wahrhaft bezwecken will, wird er nicht säumen dürfen, es in die Spalten der deutschen Presse warnend hineinzurufen. Wie Tieck's getreuer Eckard stelle er sich vor den verlockenden Venusberg unserer Zeit, in den schon mancher edle Tannhäuser unserer Dramatik hinabgetaumelt, um dem sinnlosen Zug zu steuern und ihn zu hemmen. Das Recensententhum aber packe er allen Anderen voran, um ihm bessernd in Gewissen und Nieren zu reden. Zu dieser Rede möchte ich hier durch meine Anregung einigen Anlaß gegeben haben. Will man die deutsche Bühne heben, so hebe man neben den andern bestimmenden Faktoren zunächst auch die deutsche Kritik. Die Kunst kann nicht *er*kritisirt, wohl aber *zer*kritisirt werden und vor dieser Zerkritisirung wird man sie nur schützen, wenn man jene zu einem durchaus ehrbaren, achtungswerthen Geschäfte macht.

Wie das zu thun? Diese Frage ist schwer zu beantworten, aber ein guter Wille und rechtschaffener Muth werden, wie ich nicht zweifle, ihre Lösung zu finden im Stande sein. Vielleicht gelangt man in Deutschland einmal dazu, eine aufrichtige, sachkundige Kritik an den Bühnen so fest in Sold zu nehmen, wie Darsteller, Kapellmeister und Garderoben-Inspector. Vor der Hand aber geht mein Antrag dahin:

„Daß der Shakespeare-Verein sich unter anderen Aufgaben auch die zu stellen habe: durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel die Theaterkritik zu reinigen und zu heben, insbesondere auch durch ein gutgeleitetes *Vereinsorgan* und durch Ernennung einer Commission, die sich unausgesetzt und fortlaufend mit dem Gebaren der Kritik zu beschäftigen habe."

V.

Anregungen zu einem allgemeinen Theatergesetz.

Vortrag von Adv. E. Judeich.

(Nach stenographischer Nachschrift.)

Meine Herren!

Eignet sich irgend ein Gegenstand dieser Tagesordnung zur Ueberweisung an eine Commission, so ist es der, über welchen ich hiermit zu

referiren habe. Fürchten Sie nicht, daß ich, der ich als Sachwalter der Bühne ferner stehe, Sie mit weitläuftigen Betrachtungen ermüden werde. Ich beschränke mich auf kurze und rein sachliche Andeutungen. Meiner Ansicht nach hat das Leben und Weben des Theaters innere und äußere Beziehungen. Die letzteren sind meist rechtlicher Natur. Man kommt zunächst auf die Frage: In welcher Weise ist das Concessionswesen des Theaters zu reguliren? Dieses Concessionswesen für das Theater scheint mir auch für ein Theatergesetz der erste und wichtigste Punkt zu sein. Daß darüber noch sehr fabelhafte Meinungen existiren, beweist z. B. unter Anderem das sächsische Gewerbegesetz. Da ist §. 8 die Bestimmung angenommen: Scharfrichter und Theater sind ausgenommen von der Gewerbefreiheit. Wunderliche Zusammenstellung! Man hat sich vorher mit Recht nicht gescheut zu sagen: Die künstlerische und literarische Thätigkeit ist einer besonderen Regulirung unterworfen und fällt unter das Gewerbegesetz. Aber Theaterwesen und Scharfrichterei nimmt man zusammen; diese fallen nicht unter das Gewerbegesetz und werden einer höhern Instanz überwiesen. Meine Herren, das ist am Landtag 1861 durchgegangen! . . . .

Auch im übrigen Deutschland ist es mit dem Concessionswesen nicht viel besser bestellt: es ist der Willkühr anheimgegeben und fordet dringend eine gesetzliche Regelung.

Bei den äußeren Beziehungen des Theaterlebens haben wir sodann die Stellung des Institutes zu seinen Beamten und zu den Schauspielern ins Auge zu fassen. Geehrte Mitglieder unseres Vereins haben uns ausführliche Berichte eingesendet, z. B. Herr Marr, der sich eingehend über das Contractwesen hinsichtlich der Schauspieler und Bühnenvorstände verbreitet. Es scheint mir das ein unendlich wichtiger Punkt für das Theatergesetz zu sein. Eben so das Pensionswesen u. s. w. Zu den äußeren Beziehungen ist ferner die von uns bereits erörterte Tantièmefrage zu rechnen. Ein anderer Gegenstand der sorgfältigsten Aufmerksamkeit wäre die gesetzliche Regelung des Agentenwesens, dessen Mißbräuche und Ausschreitungen ein wahrer Fluch für die gesammten Theaterverhältnisse geworden sind. Schließlich komme ich bei den äußern Theaterbeziehungen noch auf das Kassenwesen, das im Gesetze nicht übergangen werden darf, und auf die Frage: Inwieweit sind z. B. Gemeinden verbunden, ihren Theatern Subventionen zu geben? Inwieweit ist es der Staat als solcher hinsichtlich der großen Theater? Diese Fragen umfassen die äußere Grundlage des Theaters und sind auf das präciseste in der Gesetzgebung zu regeln.

Lassen Sie mich nun noch mit kurzen Worten auch die innere Seite des Theaterwesens berühren. Meine Herren! es ist nicht zu leugnen, daß das Theater jetzt noch nicht im Staatsorganismus die Stelle einnimmt, die ihm gebührt. Die Griechen gaben uns das fast überschwängliche Beispiel, daß

sie das Theater zu einer Sache des Cultus erhoben, was eben in ihrer ganzen Entwickelung lag. Für unsere Verhältnisse wäre ich nun zwar nicht der Meinung, daß man das deutsche Theater irgend einem Cultusminister überweisen sollte — was zu sehr üblen Consequenzen führen würde — wohl aber müssen wir das Theater zu einer Volksbildungsanstalt im besten Sinne des Wortes erheben. Meines Erachtens sollten die Ideen, welche den Staat hinsichtlich der höhern Schulen, der Universitäten leiten, sich auch auf das Theater beziehen. Ich glaube, dann wird die Bedeutung des Theaters im Staatswesen zu richtiger Würdigung und voller Geltung gelangen. Es schließt sich hieran die Reform der Stadttheater, ein Gegenstand von so hoher Wichtigkeit, daß wir die Beschäftigung mit demselben unter uns zur Aufgabe einer besondern Commission zu machen hätten. In erster Reihe wäre hier die Aufmerksamkeit auf das Treiben der Sommertheater zu richten. Was ich ferner in Bezug auf das innere Walten des Theaters hervorheben möchte, ist die Veredelung des Repertoirs. Es ist dies jedoch ein besonderer Gegenstand unserer Tagesordnung, dessen Erörterung und Berathung ich hier nicht vorgreifen will. Endlich sei es mir bei dieser flüchtigen Anregung gestattet, auf die nothwendige Ausbildung des Schauspielerstandes hinzuweisen, mit welcher derselbe auch die rechte Vorbereitung und Weihe für seinen bedeutsamen Beruf erhalte. Wenn der Schauspieler Menschendarsteller sein soll, ein Bildner im edelsten Sinn, so muß er auch intellectuell und künstlerisch sich aller Mittel versichern, die ihn befähigen, den ganzen Menschen darzustellen. Er soll das verkörperte Wort des Dichters sein, das wandelnde Standbild der Geschichte, und ich möchte fast sagen — erlauben Sie mir das Wortspiel: Historia vitae magistra — et histrio magister. Mit diesem Punkte gelangen wir zur Frage der Theaterschulen, die ebenfalls in die Theatergesetzgebung gehören.

Mein praktischer Vorschlag geht dahin, daß wir eine Commission von neun Mitgliedern ernennen, die zum Theil aus Theaterintendanten, zum Theil aus dramatischen Autoren und zum Theil aus dramatischen Darstellern bestehen soll: also drei Intendanten, drei Autoren und drei Schauspielern, daß diese Commission noch Juristen und Sachverständige beiziehe, und der nächsten Generalversammlung einen Theatergesetzentwurf vorlege.

Vermischte Mittheilungen.

Einkünfte englischer Schulmänner.

Daß gelehrte Bildung nicht da, wo sie die weiteste Verbreitung gefunden hat, auch am meisten in Achtung steht und am besten bezahlt wird, ist eine alte Erfahrung. Einen neuen Beleg dazu liefert uns der officielle Bericht einer von der britischen Königin ernannten Commission, an deren Spitze Lord Clarendon stand und welche niedergesetzt war, um die Zustände von neun alten Schulen (Gymnasien und Alumnaten) zu untersuchen. Manchem deutschen Gelehrten wird es wie ein Märchen aus Tausend und Einer Nacht vorkommen, wenn er hört, daß der Rector einer gelehrten Schule in England (der Rector zu Eton) eine jährliche Einnahme von 4572 Pfund Sterling oder von 30,480 Thlrn. Preuß. Courant bezieht. Freilich steht der Inhaber dieser Stelle auch in England in dieser Hinsicht einzig da, aber wir finden, wenn wir in obenerwähntem Bericht weiter nachsehen, auch die übrigen Stellen mit Einkünften bedacht, welche uns in Erstaunen setzen. So bezieht der zweite Lehrer in Eton 2200 Pfund oder 14,666 Thlr. Pr., der Rector von Winchester 20,000 Thlr., sein erster Untergebener 9333—10,000 Thlr. In Rugby fließen dem Rector jährlich 19,713, dem zweiten Lehrer 10,780 Thlr. zu. Am geringsten stellen sich in Bezug auf die Einnahmen die Rectorstelle zu Shrewsbury (13,333 Thlr.), zu Harrow (8000 Thlr.), und bei den Londoner Schulen Westminster (7820 Thlr.), Charterhouse (7333 Thlr.), Merchant Tailors (6662 Thlr.), und St. Pauls (6000 Thlr. und die Rente von zwei Häusern). In Preußen, wo verhältnißmäßig die Rectorenstellen noch am reichlichsten dotirt sind, betragen die Gehalte außer freier Wohnung 900—2600 Thlr., und dabei nähern sich bei weitem die meisten mehr dem Minimal- als dem Maximalsatze. Viel ungünstiger noch als in Preußen sind diese Stellen in Sachsen und in Thüringen situirt. Freilich bezahlt auch ein Zögling in Eton jährlich 1000—1400 Thlr. und in Rugby immer noch 600 Thlr. für Unterhalt und Unterricht, Summen, die man in Deutschland für die Erziehung der Kinder zu bezahlen theils nicht gewohnt, theils auch nicht in der Lage ist. Allerdings ergiebt sich daraus der Uebelstand, daß eine um-

fassendere Bildung nur für einzelne bevorrechtete Klassen gewährt wird, während der bei weitem größte Theil der heranwachsenden Jugend in Schulanstalten gebildet wird, mit denen selbst unsere bescheidensten Dorfschulen getrost in die Schranken treten können. Dagegen rechnet man in England besser als bei uns, man sieht ein, daß man bei Gehalten von Gelehrten die lange Zeit in Anrechnung bringen muß, welche der Studirende bis zu seiner vollständigen Ausbildung braucht, sowie das Capital, welches er zur Erlangung derselben aufwenden muß.

Während in Deutschland ein junger Mann, der sich der Handlung gewidmet, mit 19 Jahren gewöhnlich schon soviel verdient, daß er anständig davon leben kann, verläßt der Studirende ungefähr im 23.—24. Lebensjahre die Universität, muß dann 1—2 Jahre umsonst arbeiten und findet dann endlich eine Anstellung, die ihn pecuniär auf dieselbe Stufe mit dem Commis im 19. Jahre stellt, die ihn also noch nicht einmal befähigt, eine Familie zu ernähren. Solche Verhältnisse lassen es als ein Opfer erscheinen, wenn sich Männer einem gelehrten Berufe widmen, und das ist zu beklagen, denn gerade die deutsche Gelehrsamkeit ist es, welche uns die meiste Achtung des Auslandes erwirbt. Gelegentliche Hinweisungen auf die Verhältnisse in anderen Ländern dürften daher nicht verloren sein. ϱ.

Ein japanesisches Urtheil über Europa.

Schon oft haben Satyriker und Humoristen, welche die Eigenthümlichkeiten unserer Sitten und Gebräuche von einem anderen Standpunkte aus betrachteten, als sie von der Gesammtmasse der europäischen Bevölkerung aufgefaßt wurden, zu dem Mittel gegriffen, reisenden „Barbaren" das in den Mund zu legen, was sie selbst zu sagen sich gedrungen fühlten. Wir erinnern nur an die „Lettres persanes", welche ihrer Zeit das meiste Aufsehen erregten und zu vielen anderen ähnlichen Schriften Veranlassung gaben. Neuerdings aber haben wir ein wirklich echtes japanesisches Urtheil über europäische Zustände erhalten, indem die japanesischen Gesandten, welche vergangenes Jahr Europa durchreisten, ihre „Reiseeindrücke" veröffentlichen. Ihr Buch erscheint in Lieferungen bei dem Verlagsbuchhändler Fou-Joh zu Yeddo. Da es unsern Lesern jedenfalls interessant sein wird, zu erfahren, was für Eindrücke jene Herren in ihre Heimath mit hinwegnahmen, so wollen wir einige Stellen ihres Reiseberichtes, wie sie von der „Revue germanique" mitgetheilt werden, hier Platz finden lassen:

„Die Menschen im Occident," sagen nämlich die erlauchten Reisenden, „gleichen sich untereinander dermaßen, daß es ziemlich schwierig ist, sie von einander zu unterscheiden. Sie tragen alle dasselbe Costüm und bedienen sich gleicher Waffen. Aber man muß sagen, daß die Franzosen in Europa

als diejenigen angesehen werden, welche sich am geschmackvollsten kleiden und in der Führung der Waffen hervorragen.

„Den öffentlichen Feierlichkeiten fehlt es an Feierlichkeit in den europäischen Ländern, und die Ehrfurchtsbezeigungen, welche man vornehmen Personen erweist, sind weit weniger ehrerbietig als die, welche bei uns Männern von hohem Range erwiesen werden. Man grüßt den Monarchen, wie man einen Mann aus dem Volke grüßt, man nimmt den Hut vor ihm ab und das ist Alles.

„Kein Vorhang benahm uns den Anblick der Monarchen, wenn uns diese Audienz gaben und — ein höchst merkwürdiger Umstand — die Frau des Monarchen trug keinen Schleier und saß zur Seite ihres Gemahls.

„Die großen Herren sind sehr herablassend und nachsichtig, zu nachsichtig sogar, denn sie erlaubten uns zu essen und zu trinken, soviel wir wollten und mehr als unserer hohen Würde eigentlich angemessen war. Aber die Männer und Frauen aus den niederen Ständen sind weniger höflich; denn mehr als einmal gaben sie uns zu verstehen, daß sie uns nicht für schön hielten.

„Es giebt in diesen Ländern sehr schöne Frauen, und die Kaiserin der Franzosen ist vor allen anderen schön. Sie gehen auf dieselbe Weise wie die Männer und um größer zu erscheinen, tragen sie hohe Hüte. Wir haben bemerkt, daß selbst die vornehmsten Damen den Tanz leidenschaftlich liebten. Man sieht sie in den Salons sich auf den Arm der Männer stützen und es geschieht nicht selten, daß sie auf der Straße und bei hellem, lichtem Tage im Spazierengehen den Männern den Arm geben, welche sie begleiten. Aber wir glauben, daß es in solchen Fällen die Ehemänner derselben sind.

„Im Allgemeinen genießen die Frauen eine zu große Freiheit, und die Frauen von hohem Stande kleiden sich durchaus wie die von geringerem Range. Wir können uns nicht verhehlen, daß ihr Costüm, zumal des Abends, nicht immer schicklich ist. Mit Ausnahme der Holländerinnen gleicht keine Frau in Europa den Französinnen an Schönheit und Geist.

„Die Männer sind steif in ihrer Haltung, sie sind stolz und manchmal hart. Sie tragen keine Waffen und unterlassen es meistens, sich mit den unterscheidenden Zeichen ihres Ranges zu schmücken.

„Es scheint, daß Jedermann die Kaffeehäuser besucht, und selbst die größten Würdenträger nehmen keinen Anstoß daran, in's Theater zu gehen. Wir selbst sind hineingegangen und bedauern, nicht Alles verstanden zu haben, was man dort sprach. Wir haben bemerkt, daß die meisten Zuschauer mit Lorgnons versehen waren und daß sie dieselben sehr häufig nach uns richteten.

„Die Kaufleute sind zu stolz, und die, welche im Detail verkaufen, nehmen eine verdrießliche Miene an, wenn man die Waaren, die sie einem anbieten, mit Aufmerksamkeit prüft.

„Einen unangenehmen Eindruck hat uns der Anblick der großen Fleischmassen gemacht, welche man in den Städten auslegt. Das Fleisch ist manchmal eine sehr gesunde Nahrung, aber warum bietet man sie beständig den Blicken der Vorübergehenden dar?

„In Paris und London geht man sehr schnell, ebensoschnell wie bei uns, wenn eine Feuersbrunst ausgebrochen ist. Die Häuser sind zu hoch und werden ohne Zweifel beim ersten Erdbeben einstürzen; aber man sagt, sie seien feuerfest." ρ.

Englische und französische Colonien.

Die Colonien, welche Altengland besitzt, haben 145 Millionen Einwohner und einen Gesammtflächeninhalt von mehr als 190,000 geographischen Meilen, also 34 mal mehr Flächeninhalt als die britischen Inseln, 16 mal mehr als Deutschland und 20 mal mehr als Frankreich. Auf Indien kommen 135,653,244 Einwohner und 40,940 □Meilen. Auf die nordamerikanischen Colonien kommen 3,305,872 Einwohner und 20,445 Meilen, in welcher Ziffer die ungeheuren Territorien der Hudson-Bai und des Redriver nicht inbegriffen sind, auf Westindien 1,081,687 Einwohner und 4165 □Meilen. Australien endlich und Neuseeland haben 1,333,000 Einwohner und 121,500 □Meilen. Die Einkünfte aus diesen ungeheuren Districten betrugen im Jahre 1861 mehr als 1410 Millionen Francs, wovon 7632 % auf Indien kommen.

Die Einfuhr aller dieser Colonien (die von Gibraltar und Hongkong ausgenommen) betrug im Jahre 1861 2345 Millionen, wovon 5040 % aus englischen Producten bestanden. Die Ausfuhr betrug in demselben Jahre 2157 Millionen. Die Schifffahrt der Colonien hat zur Ausfuhr wie zur Einfuhr 22,849,461 Tonnen in Bewegung gesetzt.

Neben diesen ungeheuren Ziffern stellt sich der französische Theil als sehr bescheiden heraus. Die Colonien Martinique, Guadeloup, Guyania, Réunion, Senegal, Pondichéry, Chandernagor, Mayotte, St. Pierre und Miquelon hatten 1861 nur 835,941 Einwohner, also eine 174 mal geringere Bevölkerung als die der englischen Colonien. Die Handelsbewegung ist durch 3506 Schiffe bei der Einfuhr und durch 3546 bei der Ausfuhr bewirkt worden, sie repräsentirte ungefähr 302 Millionen, eine Summe, die 15 mal geringer als der finanzielle Umsatz Englands mit seinen Colonien ist.

Wir geben obige Ziffern nach einer Notiz der „Revue germanique", müssen ihr aber die Bemerkung anfügen, daß darin die englische Capcolonie und die größte französische Colonie Algerien vergessen worden ist und daß somit das Verhältniß zwischen beiden Ländern sich ein wenig anders herausstellt, als es von genannter Revue angegeben wird. ρ.

Ein seltner Künstler

ist dieser Tage zu Rheims gestorben. Derselbe hieß Albert Heinrich Ricard und war Glöckner an der Kirche St. Remi zu Rheims. Da ihm das gewöhnliche Läuten zu handwerksmäßig erschien, so versuchte er es, die Glocke als förmliches Instrument zu benützen. Er brach Glasflaschen am Boden ab, hing an das Innere derselben statt der Klöppel Metallnägel, so daß er eine Scala herstellte und läutete auf diese Weise jede beliebige Melodie. Dieses System brachte er nun im Einverständniß mit seinen Obern bei den Glocken von St. Remi in Anwendung und entzückte von Stund an seine Zuhörer bei allen festlichen Gelegenheiten durch sein eben so bewunderungswürdiges wie rührendes Glockenspiel. ρ.

Die Jubelfeier der vor 25 Jahren erfolgten Organisation des k. sächs. stenographischen Instituts zu Dresden

am 3. October 1864.

Da die Einrichtung und das Wirken des k. stenographischen Instituts für die Verbreitung und Entwickelung der Gabelsberger'schen Stenographie nicht nur in Sachsen, sondern in ganz Deutschland, ja über dessen Grenzen hinaus, von großer Bedeutung gewesen ist, so konnte es nicht fehlen, daß zu dem Jubeltage überallher telegraphische Depeschen — selbst aus St. Petersburg von Schülern des Dr. Zeibig — und Glückwünschungsschreiben für das Institut einliefen, die einen neuen Beleg dafür lieferten, in welcher Achtung diese Anstalt, die im gegenwärtigen Augenblicke den höchsten Ehrenplatz einnimmt, welcher von den deutschen Kunstgenossen jemals einer stenographischen Körperschaft eingeräumt worden ist, in allen stenographischen Kreisen steht. Die speciellen Nachrichten über die Geschichte des Instituts und über die Mitglieder desselben und deren Wirken finden sich in Nr. 10 des Correspondenzblattes des Instituts, die als Festschrift veröffentlicht worden ist. Eine nicht minder interessante bei dieser festlichen Gelegenheit erfolgte Veröffentlichung dieser Anstalt ist der Catalog ihrer Bibliothek, der reichsten in ihrer Art, ein Führer für Jeden, der sich mit dem reichhaltigen

Schriftthum der Stenographie überhaupt bekannt machen will. Die Jubelfeier selbst fand am 3. October auf dem Belvedère der Brühl'schen Terrasse statt und begann Abends mit einem Actus, in welchem der Vorstand des Instituts, Geh. Regierungsrath Häpe einen kurzen geschichtlichen Ueberblick über das Entstehen und Wirken der von ihm seit Ende des Jahres 1854 musterhaft geleiteten Anstalt gab. Dem folgte ein Festmahl, an welches sich gegen 10 Uhr ein Ball schloß. Es ist hier nicht der Raum, aller der Toaste zu gedenken, welche zu Ehren des Tages erfolgten. Hervorheben aber wollen wir einen Trinkspruch von so zu sagen internationalem Interesse: nämlich einen in französischer Sprache, den ein Franzose auf die Deutschen und deren Gastlichkeit in wissenschaftlichem Sinne ausbrachte. Der Sprecher, Herr Dr. Delaunay, Advocat und Redacteur-Stenograph des Senats, war eigens, um sich über die stenographischen Zustände in Deutschland zu unterrichten, nach Dresden gekommen. G.

Aufhetzung der Bauern in Südwest-Rußland.

Die „St. Petersburger Zeitung" macht auf die wiederholten Versuche aufmerksam, die Bauern in vielen Gegenden des russischen Reiches durch Entstellung des Reglements vom 19. Februar 1861 irrezuleiten und aufzuhetzen, und theilt als Beispiel folgenden Fall mit:

In den Kreisen Kanew, Wassilkow, Swenigorodka und vielleicht noch in einigen andern hatte sich im Volke das Gerücht verbreitet, daß der Kirchenvorsteher im Dorfe Romaschki (Kreis Wassilkow) auf dem Sterbebette den Eingepfarrten erklärt habe, daß die Bauern von jeder Zahlung für das ihnen überlassene Land längst befreit seien, das Allerhöchste Reskript hierüber aber von den Geistlichen geheim gehalten und in den Kirchen aufbewahrt werde, worauf er auch noch den Ort angegeben, wo es sich befinden sollte.

Bald darauf erzählte man denn auch, daß man sich eine Abschrift dieses Reskripts verschaffen könne. Viele Dorfschaften erwarben sich dieselbe für große Summen Geldes, indem sie 10 Rbl. und mehr dafür bezahlten, und bewahrten sie als ein Geheimniß der Gemeinde bei einer der zuverlässigsten Personen auf. Auch der Flecken Schandorowka (Kreis Kanew) verschaffte sich eine derartige Abschrift, und dem unablässigen Bemühen des Ortsgeistlichen, der von allen diesen Gerüchten gehört hatte, gelang es endlich, diese Abschrift zu Gesicht zu bekommen. Sie enthält aber nichts Anderes als den Schluß des Allerhöchsten Manifestes vom 19. Februar (Seite 7), der mit einem Nebensatze begann und in welchem nur ein Wort verändert war. In dem Manifest nämlich heißt es, nachdem der Vordersatz:

„Aber der allgemeine gesunde Sinn trug kein Bedenken anzuerkennen“ vorausgegangen, in einem der Nachsätze: „daß es jeder Gerechtigkeit zuwider sein werde, Land von den Gutsbesitzern zur Nutznießung zu erhalten, ohne dafür eine entsprechende Leistung zu übernehmen.“ Dieser letzte Satz „ohne dafür u. s. w.“ war ausgelassen und statt dessen der vorangehende Satz in folgender Weise umgeändert worden: „von den Gutsbesitzern Land und Lehen (d. h. gutsherrliches Land) zur Nutznießung zu erhalten.“ Aus dem hieraus entstandenen Gallimathias und besonders auf Grund des Wortes „Lehen“ konstruirten sich nun die Bauern in ihrer Einfalt den Sinn des oben angedeuteten Gerüchts.

Außerdem folgte in der Abschrift ein Aufruf des Bischofs von Witebsk und Polozk an die Geistlichen seiner Diözese, den aus dem Manifest vom 19. Februar 1861 für die Geistlichen sich ergebenden Pflichten strenge nachzukommen. Diesen Aufruf erklärten sich die Bauern dahin, daß die Geistlichen angewiesen wären, in allen Stücken die Sache der Bauern zu vertreten und nichts vor ihnen zu verheimlichen.

Aus Allem ergiebt sich, daß der ganze Betrug vielleicht nur die Spekulation einiger des Schreibens kundiger Menschen war, die denn auch ihren Zweck vollständig erreicht hatten. In Schandorowka gelang es dem Geistlichen, die Bauern von ihrem Irrthum zu überzeugen, ob er aber bereits auch an den andern Orten verschwunden, ist sehr die Frage.

Wir bemerken unsererseits, daß hier abermals ein schlagender Beweis vorliegt, wie unendlich nothwendig es ist, für die Bildung des Volkes Sorge zu tragen.

Dresden, Druck von C. Blochmann u. Sohn.

Macbethplätze in Schottland.

Von Dr. Richard Andree.

Empfindsame Seelen haben auf Werther's Grabe ihren Thränen freien Lauf gelassen; man hat in Böhmen den Ort gezeigt, wo getreu nach des schwedischen Hauptmanns Bericht Max Piccolomini seine Heldenseele ausgehaucht und im guten Glauben an die Wahrheit der Thatsachen noch einmal all die süßen Scenen aus Wallenstein im Geiste vorüberziehen lassen. Was thut es auch dem gläubigen Gemüthe, daß unter den Knochen der 11,000 Jungfrauen in der Ursulakirche zu Köln, die von den Hunnen erschlagen wurden, sich nach der Meinung der Anatomen viele Männer- und selbst Thierknochen befinden! Die Wirkung bleibt dieselbe. Wozu die zersetzende historische und naturwissenschaftliche Kritik? Der Gläubige erbaut sich einmal daran, ob echt, ob unecht — ihm gilt es gleich. Die Beispiele ließen sich mehren und, wollte man alle Reliquien der Kirche aufzählen, die Analyse an viele Alterthumsmuseen legen, bis in's Unendliche fortsetzen.

Und bei allen civilisirten und halbcivilisirten Völkern finden wir dasselbe. Entspringt doch der Reliquiencultus aus dem ganz natürlichen Gefühle, noch etwas Irdisches, Greifbares von untergegangenen, einst hervorragenden Personen zu besitzen, an das die Erinnerung anknüpfen kann. Und wer einmal darin befangen ist, der betrachtet das Schwert, mit dem Schinderhannes hingerichtet wurde, wenn auch nicht mit dem gleichen Gefühl, so doch mit dem gleichen Interesse, wie den Marschallsstab eines berühmten Feldherrn. Bei unsern „teutonischen Vettern" jenseit des Canals ist die Reliquienhascherei, die Sucht die

Stellen zu zeigen, „die ein großer Mann betrat", in noch weit höherem Grade rege, als bei allen Völkern des Continentes. Wie manches unechte Stück wanderte für schweres britisches Gold nach dem glücklichen Albion hinüber, um dort neben echtem zu prunken, wie rührend zeigt man die Plätze in Schottland, wo einst die Heldenfiguren aus Walter Scott's Romanen gehaust! Und liegt diesen auch oft eine geschichtliche Person zu Grunde, so knüpft sich doch das Besuchen der Orte, wo diese geweilt, zunächst an die Romanfigur, denn erst hierdurch wurden diese Stellen dem Volke bekannter.

Macbeth vor Allem ist erst durch und seit Shakespeare bekannter geworden. Die Akten, welche seine Geschichte aufklären sollen, sind noch lange nicht geschlossen; nur soviel steht fest, daß er bei weitem nicht so schrecklich war, wie ihn uns der große Dichter vorführt. Sein eigener Vater war vom König Malcolm ermordet worden und so erschlug er wieder aus Blutrache — wie Einige meinen, im offenen Zweikampfe — dessen Sohn, König Duncan, im Jahre 1039. Dann bestieg Macbeth den Thron und regierte zur Zufriedenheit des Volkes. Aber Duncan's Familie ruhete nicht. Die immer noch mächtigen Glieder derselben verbanden sich mit Siward, dem dänischen Earl von Northumberland, sowie mit Macduff, dem Maormor von Fife, und zogen im Jahre 1054 mit einem großen Heere gegen ihn aus. Bei Dunsinane Hill war das Zusammentreffen, in dem Macbeth unterlag. Geschlagen und von vielen seiner Anhänger verlassen, entfloh er nach dem Norden Schottlands, wo er sich noch zwei Jahre lang gegen die Uebermacht hielt, bis er am 5. December 1056 im siebzehnten Jahre seiner Regierung in einem Gefechte bei Lumschanan in Aberdeenshire fiel. Seine Frau, Lady Gruoch, die in der Tragödie eine so hervorragende Rolle einnimmt, war aus königlichem Blute. Auch ihren Großvater, König Kenneth IV., ihren Bruder und ihren ersten Mann, den Maormor von Moray, hatte König Malcolm ermordet, umsomehr Grund für Macbeth, an dessen Sohn Duncan die Blutrache auszuüben.

Das sind in kurzen Zügen die geschichtlichen Verhältnisse. Aber das Volk hält an der Macbethgestalt fest, die ihm Shakespeare so nahe geführt, und wallfahrtet nach den Orten, die im Drama als Schauplatz der gräßlichen Thaten aufgeführt werden. Ich folgte im verflossenen

Sommer auch dem allgemeinen Zuge und betrat all diese Plätze mit dem gemischten Gefühle des Zweifels an der Echtheit und der Verehrung für den großen Briten, der von uns Deutschen doch besser verstanden wird und uns näher steht als seinen eigenen Landsleuten.

Da, wo die schottischen Hochlande so recht eigentlich beginnen, am „mouth of the highlands", wo der freundliche Bergstrom Tay über abgerundete Kiesel durch waldige Bergkuppen hinrauscht, liegt das idyllische Städtchen Dunkeld von etwa 1000 Einwohnern. Ich halte es für den lieblichsten Platz in ganz Schottland, und nur mit schwerem Herzen konnte ich mich von diesem Orte trennen, um die wüsten Glens (Bergthäler) und zerrissenen Küsten zu durchwandern, die allerdings eine großartigere, aber lange nicht so ansprechende Scenerie aufzuweisen haben. Dunkeld ist in mehr als einer Beziehung ein interessanter Punkt. Hier ist die Grenze zwischen der schottischen und gaelischen Sprache, oder eigentlich der erste verlorene Außenposten der letzteren. Denn unaufhaltsam dringt das angelsächsische Element gegen das keltische vor, das sich bereits in die Berge des Nordwestens und auf die wüsten Hebriden geflüchtet hat, um auch von dort verjagt zu werden und unrettbar unterzugehen. Ohne Literatur, ohne alle gebildeten Vertreter verfällt es immer mehr; nur wenige alte Leute sprechen nur gaelisch, die Jugend ist schon zweisprachig. In den Kirchen und Schulen Dunkelds wird bereits nur in englischer Sprache gepredigt und gelehrt, so daß es mir schwer ward, noch Leute aufzufinden, welche „die Sprache Ossian's" redeten. Grund und Boden bei Dunkeld bis weit hinauf in den Norden gehört dem Herzoge von Atholl, der in der That als ein Herr „Kannitverstan" uns erscheint, denn fragst du: wem gehört jener Wald, jenes Feld, jene Ruine? stets erhältst du zur Antwort: dem Herzog von Atholl. Jene schönen Parks, die sich am Tay hinziehen, aus denen uns die epheuumkränzten Ruinen einer alten gothischen Kathedrale entgegenblicken, sie gehören dem Herzoge. Die düsteren Tannenwaldungen dort, aus denen Hirsche und Rehe auf die nahen Felder heraustreten, um zu äsen, sie sind sein Eigenthum so gut wie die reizenden, forellenreichen Lochs — Seen — die von Bergen eingeschlossen, der Umgebung von Dunkeld einen so lieblichen Anstrich verleihen. Dem armen gaelischen Pächter, der in jener elenden, aus rohen Steinen aufgeführten,

mit Stroh gedeckten Hütte wohnt, blieb nichts. Der Grund und Boden gehört hohen Lords. So verfolgt uns der ungeheure Abstand zwischen Reich und Arm, dies große sociale Uebel Britanniens, bis in diese friedlichen Hochlande.

Eine luftige, schön geschwungene Brücke führt über den Tay. Wir überschreiten sie und stehen nun am Fuße des weitberühmten Birnamhügels. Zwar nennt man ihn „Hügel", doch ist er ein ganz anständiger Berg von 1580 Fuß Höhe, der durch seine vereinzelte Lage und mächtig aufsteigende Masse weithin sichtbar wird. Aber der Berg ist kahl, erfüllt sind die Worte der „Erscheinung", die einst prophezeite:

Macbeth wird nie besiegt, bis einst hinan
Der große Birnams Wald zum Dunsinan
Feindlich emporsteigt.

Der Wald ist ausgewandert, an seiner Stelle stehen junge Lärchensprößlinge, Lärchen, die kaum seit hundert Jahren erst in Schottland von Tyrol aus eingeführt wurden. Die Grunddecke der Vegetation bilden Haidekräuter. Da steht neben unserer gewöhnlichen Haide die schöne Moorhaide mit ihren blaßrothen an den Gipfel gestellten Glocken und die schottische Haide mit ihren tiefpurpurrothen, fast violetten Blüthen, die ganze Strecken des nackten Gesteines mit einem brennenden Teppich überkleiden. Zwischen die Haidekräuter stellen sich Farrn, die in Schottland mit seltener Ueppigkeit gedeihen. Vor Allem der hohe kräftige Adlerfarrn und das nordische Blechnum, eine schlanke graziöse Form, die bei uns in Deutschland sehr selten ist. Der Weg zum Gipfel, der in einer Stunde zurückgelegt werden kann, ist sehr bequem und wird — in Schottland ein Wunder — ohne Führer zurückgelegt. Denn alle Schönheiten der Natur oder denkwürdige Orte, an die man in anderen Ländern frei herantreten kann, sind hier nur für Geld zu sehen. Wo eine schöne Aussicht ist, wo ein romantisches Thal, ein Wasserfall den Besucher anlockt, wird gleich ein Zaun mit Schloß und Riegel errichtet und ein „Keeper" stürzt schillingswüthig über den arglosen Fremdling her, führt ihn hastig zur Sehenswürdigkeit und treibt ihn ebenso schnell wieder zurück. Jeder Fleck ist hier eingezäunt, nirgends kann man seinen Fuß frei hinsetzen als auf die Landstraße, und Gesetztafeln, die stets beginnen: „Smoking prohibited, no dogs admitted"

oder „Trespassers will be prosecuted“ stören im Verein mit den zudringlichen Führern überall den Genuß.

Ein Schieferhaufen bildet die Spitze des Birnamhügels, auf der die jungen Lärchen langsam heranwachsen. Als fremdes Nadelholz werden sie einst die Stelle des berühmten sagenhaften Tannenwaldes einnehmen, von dem die letzten Reste in Dunkeld zu allerlei kleinen Holzwaaren verarbeitet wurden, die der Besucher des Birnam sich zum Andenken mitnimmt. Die Aussicht vom Gipfel ist eine prächtige. Nach Westen zu treten hohe Berge auf; im Osten rauscht zu unseren Füßen der Tay hin, liegen die freundlichen Häuser Dunkelds; im Norden dehnt sich das weite Moor von Dalnacardoch aus und im Süden schweift der Blick bis in die Landschaft von Perth.

Perth können wir als den Ausgangspunkt für einen zweiten mit der Geschichte Macbeth's verknüpften Ort benutzen. Die Stadt liegt am Einflusse des Tay in die Tayföhrde, die Fluth tritt bis an die Brücken heran und schön bewaldete Berge umschließen die Landschaft. Wie die Edinburger darauf stolz sind, die Lage ihrer Stadt mit der von Athen vergleichen zu können, so stellen die Perther ihren Fluß neben die Tiber und nehmen für ihre Stadt und die 25,000 Einwohner das stolze Wort: „Rom des Nordens“ an. Perth soll sehr alt sein, doch ist sein Anblick jetzt sehr modern, gar nicht verschieden von dem anderer englischen und schottischen Städte. Eine steinerne Statue Walter Scott's, der einen Roman, „Das hübsche Mädchen von Perth“ schrieb, ist so ziemlich neben einigen von der Eroberung Sebastopols herstammenden Kanonen das einzige Auffallende in den Straßen der kleinen Stadt. „Saxon flannel shirts“ an den Ladenfenstern und der hier und da unter den drei Federn angebrachte deutsche Wahlspruch des Prinzen von Wales: „Ich dien'“ erinnerten an die liebe Heimath. Beinahe hätte ich mich in heraldischer Beziehung in Perth noch geirrt, denn ich glaubte an allen Enden und Ecken den deutschen Doppelaar zu finden; aber das Gotteslamm im Mittelschild und der Wahlspruch: „pro rege, grege et lege“ darunter bewiesen mir, daß ich es mit dem Wappen der guten Stadt zu thun hatte.

Um nach Glamis Castle zu gelangen fährt man von Perth aus etwa anderthalb Stunden nach Nordosten zu. Die Landschaft ist

einfach, gut bebaut, meist flach, bis sich zur Rechten endlich die berühmten Dunsinan-Hügel erheben, wo Macbeth zuerst seinen Feinden unterlag; hier stand einst sein Schloß und hier empfing er die niederschmetternde Nachricht des Boten:

„Als ich den Wachtdienst auf dem Hügel that, —
Ich schau nach Birnam zu, und, sieh, mir däucht,
Der Wald fängt an zu gehn."

Doch der Zug braust weiter und hält endlich bei der Station Glamis. Es war ein nebliger Morgen, als ich mich dem alten Thanensitze nahete; trübe Wolken hingen an den düstern Kiefern, die sich aus dem sandigen Boden erheben und den Platz umschatteten, an dem angeblich König Duncan ermordet worden war.

Vor dem Eingange, der zum Park des alten Schlosses führt, steht eine kleine Schenke, in der ich zunächst einkehrte. Die Schwelle von »Glamis inn« war, wie dies bei den meisten schottischen Gasthäusern der Fall ist, blau angestrichen, zum Zeichen, daß Gäste willkommen sind. Drinnen war es sehr sauber. Deutsche Lithographien hingen an den Wänden, Gipsfiguren, allerhand Nippes und Porzellantassen mit Inschriften, wie »for a good girl« standen auf dem Sims des Kamins. Alles genau wie bei uns in kleinen bürgerlichen Verhältnissen.

Ich trat meine Wanderung durch den Park an. Schöne Laubholzgruppen, prächtig gewachsene einzelne Eichen, die sich düster von dem sorgfältig gehaltenen Rasen abhoben, wechselten mit dunklen Tannenwaldungen. Beinahe eine halbe Stunde dauerte der Weg bis mir endlich das alte Schloß mit der imponirenden Menge seiner kleinen Thürme und Erker entgegenleuchtete. Von dem Hauptstock ziehen sich im rechten Winkel verschiedene kurze Flügel nach den vier Weltgegenden hin, runde Thürme stoßen an eckige, zinnengekrönte Gebäude und auf den spitzen Dächern wechselt Schottlands Distel mit der Lilie der Stuarts und dem Löwen der Strathmore ab. Diese alte schottische Burgenarchitectur erinnert lebhaft an die Häuser in der Highstreet Edinburgs und Glamis Castle stammt auch wie diese aus dem sechzehnten Jahrhundert. So wie das Schloß heute vor uns steht, erbaute es Earl Patrik von Strathmore im Jahre 1578; er selbst mit seiner Perrücke ist als Büste über dem Haupteingange angebracht. Die Verzierungen an den

Fenstern und die vielen Wappen an der Außenseite stammen aus der Renaissanceperiode — aber schwerlich reicht ein Theil des Schlosses in die Zeiten Macbeths zurück.

Der Besitzer dieses schönen, charakteristischen Baues ist der Earl von Strathmore, der als redendes Wappen — sein Familiennamе ist Lyon — einen blauen Löwen führt, der denn auch verschwenderisch als Zierrath hier überall angebracht ist. Die mächtigen gewölbten Räume des Erdgeschosses können wohl ein hohes Alter beanspruchen, aber „der Than von Glamis" sah sie nie. Jetzt dienen sie als Jagdhalle und eine schöne Sammlung alter Rüstungen und mächtiger Hirschgeweihe ziert die Wände. Die oberen Stockwerke bestehen aus einem Labyrinthe von Schlafzimmern; eins reiht sich an das andere und überall stehen Himmelbetten, alle vollständig hergerichtet, die der Liebhaberei eines früheren Grafen von Strathmore, jede Nacht des Jahres in einem anderen Bette zu schlafen, ihre Entstehung verdanken. Da wird auch das Bett gezeigt, in dem einst Walter Scott in seiner Jugend schlief und endlich das kleine Zimmer, in dem Duncan ermordet wurde. „Dies ist das Bett, in dem ihn Macbeth überfiel", erklärt die in schwarze Seide gekleidete Führerin und gläubig betasten die edlen Briten die Vorhänge desselben, übersehen dabei aber, daß darauf das welfische Wappen angebracht ist, daß es also höchstens in die Zeit der George zurückreicht! Aber der Glaube macht ja selig.

Um neue Erinnerungen an Macbeth zu finden, müssen wir unseren Weg weiter nordwärts fortsetzen und die Eisenbahn von Aberdeen nach Inverneß benutzen, wo wir denn durch die Haide von Forres, nach Cawdor Castle und Inverneß kommen, nach jenen Orten im Nordosten Schottlands, wo Macbeths tragisches Geschick erfüllt wurde.

Nairn ist ein freundlicher kleiner Küstenort, mit sauberen Straßen und niedrigen strohgedeckten Häusern. Nördlich von dem ungefähr 4000 Einwohner zählenden Städtchen dehnt sich die Morayföhrde aus, jener schöne Meerbusen, der tief in den nordöstlichen Theil Schottlands einschneidet. Man blickt weit über die blaue von Möven überschwärmte Fläche nach Norden hin, wo sich die rothen Klippen des Gestades von Sutherland prächtig von der weißen Brandung, die sie umspült, abheben. Im

Süden Nairns zieht sich zwischen den Flüssen Findhorn und Nairn, die beide dem deutschen Ocean zueilen, eine ungemein fruchtbare Landschaft hin. Herrliche Weizenfelder, saftige Wiesen und kleine Waldbestände erfreuen das Auge, und muntere, durch felsige Thäler dahinrauschende Bäche geben der Scenerie eine angenehme Abwechselung. In dieser Umgebung erblicken wir zwischen hohen, uralten Bäumen das altersgraue Schloß Cawdor. Einige Stunden östlich von diesem dehnt sich die wilde Haide von Forres aus, wo Shakespeare die Hexen erscheinen läßt, und hier tönte es Macbeth wahrschauend entgegen:

„Heil Dir, Macbeth, Heil, Heil Dir, Than von Cawdor!"

Macbeth wurde Than von Cawdor; doch nimmt dies Schloß in seiner wahren Geschichte keine hervorragende Rolle ein und erst die spätere Sage hat den Mord Duncans in diese düstern Mauern verlegt. Und wie sieben Städte darum stritten, dem blinden Sänger der Ilias das Dasein gegeben zu haben, so streiten drei Orte in Schottland der Mordplatz König Duncans zu sein. Neben Glamis noch Cawdor und Inverneß. Aber die Geschichte erkennt keinem von den dreien die traurige Ehre zu und nennt uns das Dorf Bothgowan bei Elgin als den muthmaßlichen Sterbeplatz.

Auch Cawdor ist in demselben Style erbaut wie Glamis. Augenscheinlich stammt es aus verschiedenen Bauperioden; die ältesten Theile reichen aber kaum über das fünfzehnte Jahrhundert hinaus, jüngere, aber stylgerecht angelegte, tragen Jahreszahlen aus dem vorigen Jahrhundert. Durch eine in Ketten hängende Zugbrücke gelangt man in den Vorhof, in dem einige verrostete Drehbassen uns ehrwürdig, aber unschuldig anblicken. Vor uns liegt der massige Hauptstock des Gebäudes, ein viereckiger, thurmartiger Bau, der oben von vier kleinen spitzdachigen Thürmen flankirt ist. Durch düstere Wölbungen, lange Hallen und breite Treppen gelangt man in die inneren Gemächer, in denen viele unbedeutende, mit der Geschichte und Sage des Schlosses vererbte Reliquien vorgezeigt werden. Auch Duncans Sterbezimmer wird gezeigt, aber an Macbeth erinnert nichts — keine bildliche Darstellung aus der großartigen Tragödie. Wie sehr wären hier Kaulbachs herrliche Bilder am Platze! Aber statt dessen finden wir schöne flämische

Gobelins, welche Scenen aus dem Don Quixote darstellen. Gewiß ist der traurige Ritter aus der Mancha hier nicht glücklich angebracht und der bildlich dargestellte Kampf mit den Windmühlen, die Erkennungsscene mit Dulcinea von Toboso zwingen uns unwillkürlich in diesen Hallen ein Lächeln ab.

Als besondere Merkwürdigkeit werden noch einige steinerne, mit Sculpturen bedeckte Kaminsimse gezeigt. Die »fire-side« spielt bekanntlich in England und Schlottland eine große Rolle und wenn sie auch, da man an ihr auf der einen Seite bratet, auf der anderen friert, lange nicht so praktisch, wie ein guter deutscher Ofen ist, so verwendet man doch auf ihre Verzierung große Sorgfalt. Die Sculpturen an den Kaminen in Cawdor Castle zeichnen sich nun weniger durch die künstlerische Behandlung, als durch die Art der auf denselben angebrachten Bildhauerarbeiten aus. Es sind scherzhafte Thierfiguren, die in arabeskenartig verschlungenen Laubgewinden umherklettern; da sieht man grotesk gestaltete Tukane, Affen, die auf Schalmeien blasen, Ziegenböcke mit Fischleibern, Katzen, die Geigen spielen und derlei Ausgeburten der Phantasie des Steinmetzen. Die schüchtern angebrachte Zahl 1510 sollte auf die Zeit der Entstehung dieses Kaminsimses hindeuten: da ich aber unter den Fratzen auch einen Fuchs fand, der gemüthlich eine Pfeife Tabak raucht, so erlaubte ich mir mit Bezugnahme auf Tiedemanns Geschichte des Tabaks bescheidene Zweifel über die Richtigkeit der angegebenen Jahreszahl auszusprechen. Bekanntlich wurde das Rauchen erst zur Zeit der Königin Elisabeth durch Sir Walter Raleigh in England eingeführt.

Noch habe ich Inverneß zu erwähnen, wohin Shakespeare einen großen Theil seiner Handlung verlegt. Durch das Moor von Culloden, wo im Jahre 1745 der letzte Stuart Englands Kriegern unterlag und die Sache seiner Dynastie auf ewig verloren ging, gelangen wir von Nairn aus nach der mächtig aufblühenden Kapitale der Hochlande. Inverneß ist eine eigenthümliche Stadt, in der gaelisches und angelsächsisches Element vielfach gemischt ist und die dadurch, daß hier Eisenbahn, Meer und caledonischer Kanal zusammentreffen, einer bedeutenden Zukunft entgegengeht. Hier stand einst Macbeths festes Schloß — doch

keine Spur ist mehr von ihm übrig geblieben und Gebäude modernen Ursprungs bedecken jetzt den Platz des Schlosses, von dem Duncan vor seiner letzten Nacht sagte:

Dies Schloß hat eine angenehme Lage;
Gastlich umfängt die lichte, milde Luft
Die heitern Sinne.

In der That ist auch Inverneß der Punkt in Schottlands Hochlanden, der sich durch herrliche Umgebung vor vielen andern auszeichnet.

Die Hauptmomente der Geschichte der Verwaltung in Rußland.

Von Dr. Alexander Brückner.

In der Verwaltungsgeschichte Rußlands ist in der neuesten Zeit ein bedeutender Wendepunkt eingetreten. Am 1. Januar 1864 wurde die Einführung von Provinzialinstitutionen angekündigt, welche in der Zukunft Rußlands eine hervorragende Rolle spielen und für die Administration von entscheidender Wichtigkeit sein werden. Entsprechend dem Geiste der Zeit ist die Regierung geneigt, die verschiedenen Kreise der Gesellschaft mehr zur Mitthätigkeit bei der Verwaltung herbeizuziehen, als dies bisher der Fall sein konnte. Der Gegensatz zwischen Staat und Gesellschaft, zwischen Büreaukratie und Publikum, der, wie überall in den letzten Jahrhunderten, so auch in Rußland sehr energisch zum Ausdruck gekommen ist, wird allmählich durch Selbstverwaltung ausgeglichen werden. Der politische Dilettantismus wird einer gesteigerten Theilnahme an politischen Fragen von Seiten der Massen weichen müssen, die vollkommene Passivität wird aufhören, das in mancher Beziehung fast feindliche Verhalten zum Staate ein freundlicheres werden. Es wird Zeit, daß man Reife und Mündigkeit erlange und mit mehr Bewußtsein und Sachkenntniß als bisher den öffentlichen Dingen folge. Wenn Aristoteles mit seiner Bezeichnung des Menschen als „politisches Thier" Recht haben soll, so bedarf es dazu vor Allem, daß der Mensch eingeweiht sei in die öffentlichen Angelegenheiten. Bisher haben Polizei und Censur, Büreaukratie und Militair systematisch dafür gesorgt, daß der „beschränkte Unterthanenverstand" nicht an den complicirten Staatsmechanismus hinanreiche; es war „Ruhe die erste Bürgerpflicht", und so kam es denn, daß oft genug der Staat, wie ein neuerer Schriftsteller

bemerkt, uns überall als Ungeheuer zähneblökend entgegentrat, so daß uns nichts übrig blieb, als entweder ihm auf den Rücken zu springen und sich von ihm parasitisch zu nähren, oder die Defensive gegen ihn zu ergreifen. Man merkte den Staat nur an den Opfern, welche er heischte. — Jetzt wird alles dies allmählich anders, besser; und in dieser Richtung wird für Rußland ohne Zweifel mit Einführung der Provinzialinstitutionen ein bedeutender Schritt vorwärts geschehen sein.

In dem Augenblicke aber, wo ein solcher Wendepunkt eintritt, mag es um so lohnender sein, den zurückgelegten Weg zu betrachten, das Gebiet der Verwaltungsgeschichte zu überschauen und die mancherlei Formen der Administration, welche sich im Laufe der Jahrhunderte entwickelten, ins Auge zu fassen. Es ist klar, daß die Geschichte der Verwaltung in der allgemeinen geschichtlichen Entwickelung eine unberechenbar bedeutende Stellung einnimmt. Von den administrativen Formen findet sich Jeder ohne Ausnahme berührt; sie betreffen das Größte wie das Kleinste, die Fragen der auswärtigen Politik ebensogut, wie manche Angelegenheit des Familienlebens, rechtliche so gut wie wirthschaftliche Verhältnisse, den Cultus des Geistes so gut wie das leibliche Wohl und Wehe. Von der Zweckmäßigkeit der polizeilichen Institute wird zum Theil der Grad des Wohlbefindens der Massen bestimmt. Jedes Zuviel und Zuwenig in dieser Thätigkeit des Staates bringt die wesentlichsten Veränderungen in dem Schicksale der Staatsangehörigen hervor.

Je mehr die Massen in den letzten Zeiten Gegenstand der historischen Betrachtung geworden sind, desto lebhafter kommt dem Forschenden die Bedeutung der Verwaltungsgeschichte zum Bewußtsein. Werke wie Eichhorns „Deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte", Tocqueville's „l'ancien régime et la révolution", Gneist's „Verfassungs- und Verwaltungsrecht Englands" haben für die Geschichte der betreffenden Länder mehr geleistet, als viele Monographieen über diplomatische Verhandlungen, Feldzüge und sonstige „Haupt- und Staatsactionen".

Die Geschichte Rußlands war lange Zeit nur mehr ein Epos zur Verherrlichung einer langen Reihe von Fürsten und Machthabern, als gelte es in der Geschichtsschreibung nur eine Gallerie berühmter Männer zu schaffen. Das biographische Interesse herrschte vor, das socialphysiologische machte sich fast gar nicht geltend. Wohl klagten einzelne Stim-

men, es sei ein Uebelstand, daß es keine Geschichte des russischen Volkes gebe, sondern nur eine des russischen Staats; aber es war nicht leicht diesem Uebelstande abzuhelfen. Das Material zu einer Geschichte des Volks war noch wenig zugänglich; man hat eben erst in den letzten Zeiten begonnen die Massen als Hauptobject der Geschichtsforschung zu betrachten. Es ist darum als ein bahnbrechender Fortschritt anzusehen, wenn in Rußland während der letzten Jahre bedeutende rechtshistorische Untersuchungen angestellt wurden. Das Material für solche Forschungen ist in reicher Fülle in den gedruckten Sammlungen von Geschäftspapieren vorhanden. Die Herausgabe der vollständigen Gesetzsammlung, die Publication der archäologischen Commission, der Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer Rußlands und unzählige kleinere gedruckte Actensammlungen ermöglichen ein eingehendes monographisches Studium einzelner Fragen der Rechspflege, der Administration, des Finanzwesens, der socialen und politischen Zustände überhaupt. In diesen bändereichen Sammlungen sind Schätze zu heben, deren Ausbeutung kaum begonnen hat und auch dadurch erschwert wird, daß bei der großen Menge unverarbeiteten Materials ein sehr empfindlicher Mangel an Vorarbeiten und Einzeluntersuchungen herrscht. Das rohe Material liegt kraus und bunt durcheinander und bei manchen Studien gilt es die Methode zu schaffen, um diesen Wust von Stoff zu ordnen, aus diesen Millionen einzelner Thatsachen ein Prinzip heraus zu lesen und das todte Material zum Leben zu bringen.

Um so größere Aufmerksamkeit verdient das kürzlich erschienene rechtshistorische Werk: „Statthalter, Wojewoden und Gouverneure. Von Iwan Andrejewsky“*). Es ist ein sehr erwünschter Beitrag zur Geschichte Rußlands und hat bei der nahen Beziehung, in welcher der Inhalt desselben zu den Reformen der Gegenwart steht, nicht nur ein wissenschaftliches, sondern auch ein publicistisches Interesse.

Der Verfasser hat an dem vorliegenden Buche eine Reihe von Jahren hindurch gearbeitet. Während dieses Zeitraumes erschienen mehrere Werke, welche zum Theil verwandte Gegenstände behandelten und von

*) О намѣстникахъ, воеводахъ, и губернаторахъ. Сочин. Ивана Андреевскаго. St. Petersburg, 1864.

den namhaftesten Juristen Rußlands herrühren. Schon 1844 erschienen Kawelin's „Hauptgrundzüge des Rechtsverfahrens in Rußland"; 1855 gab Kalatschow eine Untersuchung „über die Wojewoden von Jusar und die Kreis- und Municipalverwaltung bis zur Zeit Peters des Großen" heraus; 1856 veröffentlichte Tschitscherin seine „Localverwaltung Rußlands im siebzehnten Jahrhundert"; 1859 erschienen Newolin's „Geschichte der Civilgesetzgebung in Rußland", eine Monographie über die „Entwickelung der Verwaltung in Rußland von Iwan III. bis zu Peter dem Großen", ferner ein dickleibiger Band von Dmitrijew: „Geschichte der Gerichtsinstanzen und des Civilrechtsverfahrens in Rußland", endlich von Slamatinski „Historische Skizze der Gouvernementsverwaltung von den ersten Reformen Peters des Großen bis zur Verordnung über die Gouvernements im Jahre 1775."

Daß diese bedeutenden Arbeiten, vieler andern kleineren Untersuchungen nicht zu gedenken, in die letzten Jahre fallen, zeugt davon, daß es nicht blos des rohen Materials dazu bedurfte — es war zum Theil auch schon früher erschienen — sondern auch einer gewissen Geistesrichtung und wissenschaftlichen Reife, welche erst in den letzten Jahren hat erworben werden können.

Der Verfasser des vorliegenden Buches hat sowohl das rohe in den Actensammlungen vorhandene Material, als auch die für das Gebäude einer Rechtsgeschichte Rußlands bereits zugehauenen Bausteine in ausgedehntem Maße benutzt und sich zur besonderen Aufgabe gemacht, den Geschäftskreis der Verwaltungsbeamten, je nach den verschiedenen Functionen geordnet, möglichst vollständig darzustellen. Mit juristischer Klarheit und Schärfe hat er die Unterschiede der einzelnen Perioden der Verwaltung hervorgehoben und gewissermaßen das ganze Gebiet der russischen Geschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Verwaltungsfragen, durchwandert.

Ohne es unternehmen zu wollen das vorliegende Werk Punkt für Punkt einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen, bezwecken wir in Folgendem an der Hand der Schrift des Herrn Andrejewsky die Hauptmomente der Verwaltungsgeschichte in Rußland uns zu vergegenwärtigen. Es ist das historische Interesse, welches uns vor Allem zu diesem Referat veranlaßt. Eine Recension des Werkes als eines rechtswissen-

schaftlichen mag Fachmännern überlassen bleiben. Aber eben weil wir auf das Historische des Stoffes ein besonderes Gewicht legen, mag uns eine beiläufige Bemerkung gestattet sein, welche die Quellenkunde angeht. Der Verfasser hat, wie uns scheinen will, eine Art Quellen nicht hinreichend benutzt, welche für seinen Zweck nicht unbedeutendes Material enthalten. Wir meinen die Berichte der Zeitgenossen. Seit frühen Zeiten bereits haben unzählige Reisende in Rußland, vorzüglich Diplomaten, aber auch Kaufleute, Naturforscher, Touristen Berichte über Rußland veröffentlicht, welche ungemein viel Licht über die russischen Verhältnisse in den verschiedenen Perioden verbreiten. Man weiß, wie viel anziehendes Detail für die Geschichte Europas während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts man den Berichten der venetianischen Gesandten verdankt, welche sowohl die zeitgenössischen Staatsmänner als auch die Geschichtsforscher der Neuzeit durch ihre Beobachtungs- und Darstellungsgabe in Erstaunen setzen. Ebenso verdient bei der Geschichte Rußlands die lange Reihe solcher Berichte von Ausländern Berücksichtigung. Wenn auch manche Notiz in der Erzählungen eines Herberstein, Mayerberg, Perry, Weber u. A. wohl der Berichtigung bedarf, so ist doch jedenfalls die Bedeutung einer mit Energie ausgesprochenen subjectiven Ansicht nicht zu unterschätzen. Bei Durchsicht der Geschäftspapiere, der Correspondenzen zwischen der Regierung und ihren Beamten bedarf es einer kunstreichen Interpretation, um den auf die Bevölkerung von den Verwaltungsorganen ausgeübten Druck in seinem ganzen Umfange zu erkennen. Es gilt, auf dieses Material gestützt, ein Urtheil zu fällen über die bestehenden Verhältnisse und Mißverhältnisse, wobei natürlich die bereits früher von den ausländischen Reisenden ausgesprochenen Urtheile Beachtung verdienen. In diesen Berichten finden wir sehr drastische Schilderungen der Beziehungen zwischen den Beamten und den verschiedenen Schichten der Gesellschaft, Erzählungen von den Mißhandlungen der Bauern durch die Wojewoden, von den Uebergriffen der Handelsagenten des Zaren, von der eigenmächtigen und gewaltsamen Satrapenwirthschaft, die besonders in den entfernteren Provinzen den Massen das Leben erschwerte*).

*) Auch ist uns aufgefallen, daß der Verfasser ein Buch nicht erwähnt, welches in der neuern Geschichtsliteratur mit Recht ungewöhnliche Aufmerksamkeit

Der Verfasser behandelt seinen Stoff in drei Abschnitten. Er spricht zuerst von den Statthaltern, sodann von den Wojewoden, endlich von den Gouverneuren. Das ganze Gebiet der russischen Geschichte wird hierdurch in drei Theile zerlegt, insofern als das Institut der Statthalter bis gegen das Ende der sechzehnten Jahrhunderts in Kraft bleibt, die Wojewoden im sechzehnten, siebzehnten und zum Theil auch noch im achtzehnten Jahrhundert als Hauptträger der Verwaltung gelten können, bis endlich während des achtzehnten Jahrhunderts die Gouverneure an ihre Stelle treten. Jedes dieser Institute charakterisirt den betreffenden Zeitraum in der russischen Geschichte.

Der mittelalterliche Staat in Rußland hat wie der im Westen auch einen patriarchalischen Charakter. Das privatrechtliche Moment herrscht vor. Die frühesten Fürsten regieren nach dem Rechte der Eroberung. Mit einem Gefolge waren sie gekommen, und dieses Gefolge mußte sich für berechtigt halten zur Theilnahme an der Herrschaft. Freunde und Verwandte des Fürsten erhielten die bedeutendsten Stellen. Die Verwaltung der Städte in militairischer und finanzieller Beziehung fiel ihnen zu und wurde von ihnen zum eigenen Vortheil ausgebeutet. Diese Statthalter sahen das ihnen übertragene Amt, die Stadt oder das Gebiet ihrer Wirksamkeit als eine gesetzlich ihnen zukommende Einnahmequelle an, und zum Theil in diesem Sinne wurden diese Stellen vergeben. Bisweilen war die Menge der zu erhebenden Einnahmen von dem Fürsten festgesetzt, bisweilen der Willkür der Statthalter überlassen, so daß nicht selten Conflicte zwischen den Interessen der Statthalter und denen der Regierten entstanden, indem Letztere, der Habgier der Satrapen preisgegeben, die größte Gefahr für ihre wirthschaftliche Existenz liefen. Da nun diese Aemter als Belohnung für geleistete Dienste, gewissermaßen als Sinecuren, aber nur auf den kurzen Zeitraum von

---

erregt hat und gerade in Bezug auf Verwaltungsgeschichte besonders reichhaltig ist. Wir meinen das bekannte Buch Blum's „Johann Jakob Sievers", in welchem überaus anziehendes Detail aus dem Geschäftsleben des achtzehnten Jahrhunderts mitgetheilt wird, und das namentlich über die Functionen eines Gouverneurs lehrreiches Material bietet. Das Werk wird natürlich Herrn A. ebensogut bekannt sein, als vielen deutschen Gelehrten, welche diesen Beitrag zur innern Geschichte Rußlands mit großer Freude begrüßten, und deßhalb vermißten wir unter den reichlich gespendeten Citaten den Titel dieses Buches nur ungern.

etwa drei Jahren verliehen wurden, so läßt sich denken, wie rücksichtslos diese Beamten die ihnen zugemessene Zeit ausbeuteten, um die Staatsangehörigen zu plagen und zu schinden, sie wie einen Schwamm auszusaugen. Es war etwa wie mit den spanischen Vicekönigen in Amerika noch am Anfange unsers Jahrhunderts, deren Habgier und Grausamkeit die blühendsten Länderstrecken in Wüsten verwandelte, wenn ihnen nur irgend ein Vortheil daraus erwuchs. In Rußland gab es an manchen Orten zwei Statthalter und noch mehr, und diese wirthschafteten so gewissenlos, daß die Klagen über diese Blutsauger nie verstummten. Es kamen Fälle vor, daß einzelne Gebiete völlig verarmten und sich mit Klagen und Bittschriften an den Fürsten wandten, ohne damit eine Besserung ihrer Lage zu erreichen. Mehr Agenten für des Zaren Vortheil, als gewissenhafte Verwalter des Volkswohls, erlaubten sie sich z. B. in Strafsachen maßlose fiscalische Uebergriffe. Das System der Geldstrafen gab Gelegenheit zu Bestechungen der Statthalter, und dieses benutzend bedrückten Letztere die Bevölkerung so sehr, daß z. B. die Bürger von Rostow, von ihrem Statthalter gepeinigt, auseinanderliefen. Die finanziellen Befugnisse zum Vortheil des Staatsschatzes und zu ihrem eigenen Unterhalte wurden von den Statthaltern viel gewissenhafter ausgeübt, als die polizeilichen und richterlichen.

Die Statthalter beschützten die Grenzen gegen auswärtige Feinde, führten bisweilen Krieg, verhandelten als diplomatische Agenten mit den Vertretern anderer Staaten und vollzogen besondere Aufträge des Fürsten in dessen Familienangelegenheiten. Für Volksaufklärung sorgten damals mehr die Vertreter der Kirche, welche u. A. auch ausländische Aerzte unterhielt. Die Gesundheits- und Sicherheitspolizei war einerseits sehr wenig entwickelt, andererseits mehr in den Händen der einzelnen Städte und Gemeinden, als in den Händen der Vertreter der Centralgewalt. Selbst die Ausübung der Gerichtsbarkeit war in manchen Fällen den einzelnen Gemeinden anheimgestellt, wiewohl die Statthalter befugt waren in Criminalsachen selbstständig zu verfahren, die Angeklagten zu verhaften und sie gerichtlich zu verfolgen. Es galt wohl die Annahme, daß die Statthalter für die Vollziehung der Todesstrafe der Zustimmung des Fürsten bedurften; indessen kamen Fälle willkürlicher Hinrichtungen aus eigener Machtvollkommenheit des Statthalters vor.

Wenn auch, namentlich in der früheren Zeit, eine Coalition zwischen den Fürsten und ihren Statthaltern sich darstellt, so waren später die Ersteren nicht selten bemüht, das Volk vor der Willkür der Letzteren zu schützen. Namentlich der Zar Iwan III. zeigte dieses Streben: er hat auf die Klage der Bürger einer Stadt den Statthalter derselben vor Gericht gestellt; doch entzog sich dieser dem Proceß durch die Flucht. Das Ministerverantwortlichkeitsgesetz der neueren Zeit war damals kaum noch im Keime vorhanden.

Seit dem vierzehnten Jahrhundert etwa sanken das Ansehen und die Macht der Statthalter besonders dadurch, daß Privilegien ertheilt wurden, kraft deren man von der Gerichtsbarkeit des Statthalters befreit war. Auch früher schon waren Geistliche und die Unterthanen der geistlichen Anstalten der Gerichtsbarkeit des Statthalters nicht unterworfen; je gewaltsamer das Statthalterregiment wurde, desto größer wurden die Anstrengungen, sich ihrer Macht zu entziehen; ganze Gemeinden erhielten bisweilen solche Privilegien. So untergrub die Regierung selbst das Ansehen ihrer eigenen Organe; sie sanken zu inhaltleeren Formen herab. In einer Chronik des sechzehnten Jahrhunderts wird geklagt, die Statthalter hätten ihr Ansehen verloren, weil sie schlecht gewesen seien, die Städte verödet hätten; aus Hirten seien sie Wölfe geworden, hätten gepreßt, gedrückt, gesogen u. s. f.

Es trat ein neues System ein, das der Wojewoden.

Die Wojewoden haben Vieles mit dem Statthalter gemein, sind aber mehr als Beamte im eigentlichen Sinne zu bezeichnen, abhängiger von der Centralgewalt in Moskau, als die Statthalter von ihren Fürsten, gebundener an die Instructionen, welche sie von Moskau erhielten. Der Begriff der Polizei kommt zur Entwickelung, die Regierung gewinnt allmählich das Bewußtsein ihrer Pflichten gegenüber dem Volkswohl, deshalb denkt sie an eine Controle über ihre Beamten. Sie sucht Ordnung und Leben in die Administration zu bringen, ohne indessen diesen Zweck zu erreichen. Die Controle über die Beamten bleibt schwach; der Staat ist den vielen Aufgaben, die er sich gestellt, nicht gewachsen.

Es war eine Möglichkeit, bei dem Verfall der Statthalterwürde die Selbstverwaltung weiter zu entwickeln, zum Princip zu erheben, das

Wahlsystem bei Besetzung der Beamtenstellen einzuführen. Einerseits aber konnte den Machthabern eine solche Selbständigkeit der einzelnen Gemeinden nicht zusagen, andererseits war gerade die Revolutionsperiode am Ende des sechzehnten und am Anfange des siebzehnten Jahrhunderts einer solchen Entwickelung sehr ungünstig. Der Stamm des Rurik war zu Ende, der Herrschaft Boris Godunow's folgte das Auftreten mehrerer Usurpatoren. Von der einen Seite drohten die Schweden, von der andern die Polen Rußlands Selbstständigkeit zu vernichten. In einer Zeit, wo im Innern die Parteien im Bürgerkriege einander gegenüberstanden, wo der Staat in Gefahr war, zu einer eroberten Provinz herabzusinken, bedurfte man einer centralen Gewalt, und diese erschien, getragen von der Dynastie Romanow. In diese Zeit fällt die Entwickelung des Wojewodenamtes.

Dreierlei Begriffe wurden zu verschiedenen Perioden mit dem Titel „Wojewode" verbunden. Bis zum sechzehnten Jahrhundert hießen die Heerführer so; das Amt eines Wojewoden war ein rein militärisches. Nur in den Grenzgebieten, im Verhältniß zum Auslande, in Kriegszeiten als Feldherren übten sie ihre Macht aus. So hatten noch unter Iwan IV. um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts die Wojewoden vorwiegend militärische Bedeutung. Es galt, die Eroberungen im Osten zu behaupten, in unaufhörlichem Grenzkriege die neu erworbenen Länderstrecken zu schützen und zugleich in diesen Gegenden selbst Ordnung und Gehorsam aufrecht zu erhalten. So regierten denn diese militärischen Wojewoden zuerst über die eroberten Völkerstämme, von denen die Steuern oft mit bewaffneter Hand eingetrieben werden mußten. Allmählich kam die Sitte auf, auch in andere Gegenden Wojewoden zu schicken, und so wurde die Verwaltung centralisirter.

Die Moskauischen Zaren, als Vertreter der modernen Staatsidee, bekämpften die Ansicht, daß die Großen des Reichs ein Recht hätten, an der Regierung Theil zu nehmen. Sie, wie etwa Ludwig XI., Ferdinand der Katholische oder Heinrich VII. Tudor, welche wohl die „Magier" ihrer Zeit genannt wurden, trachteten danach, solche Vorrechte des höchsten Adels zu vernichten. Es entsprach diesem Streben, wenn die Fürsten ihre Beamten in größere Abhängigkeit von sich zu stellen suchten.

Doch geschah dieser Uebergang sehr allmählich. Auch das Wojewodenamt wurde als Auszeichnung oder als Lohn für geleistete Dienste verliehen und häufig als Sinecure betrachtet. Man erzählt folgende charakteristische Episode aus der Zeit des Zaren Alexei Michailowitsch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Edelmann bat um eine Wojewodenstelle. Der Zar ließ Erkundigungen einziehen, ob es nicht eine Stadt gebe, die noch keinen Wojewoden habe und für einen solchen 5—600 Rubel abwerfen könnte. Man bezeichnete Kostroma als als einen solchen Ort, wohin denn der Zar den Edelmann auch abschickte, und zwar mit dem Bemerken, daß er nach seiner Rückkehr die Mittel haben werde, ein Dorf zu kaufen. Jener reiste an seinen Posten ab, kehrte nach der bestimmten Zeit zurück und berichtete, er habe nur 400 Rubel erworben. Nachdem der Zar erfahren, daß der Wojewode Niemandem zu nahe getreten und sich keine Erpressungen erlaubt habe, verlieh er ihm einen andern einträglicheren Posten. Dieses Beispiel zeigt, wie fern den Regierenden jener Zeit der Gedanke lag, daß der Staat um der Gesellschaft willen da sei, nicht umgekehrt. Die Aristokratie genoß noch Vorrechte in Bezug auf die Besetzung dieser höchsten Verwaltungsstellen, und dieses beweist u. A. auch der Umstand, daß im Jahre 1698 ein Minderjähriger zum Wojewoden in Nertschinsk ernannt und sein Oheim als Vormund über ihn eingesetzt wurde. Einem Gesetze des Jahres 1661 zufolge sollten bei Besetzung der Wojewodenstellen besonders Diejenigen berücksichtigt werden, welche im Kriege verwundet worden waren oder in Kriegsgefangenschaft geschmachtet hatten. Daß man aber auch nach Möglichkeit den Uebergriffen der Wojewoden steuern wollte, zeigt eine Verordnung vom Jahre 1672, der zufolge es verboten war, Edelleute zu Wojewoden in solchen Gegenden zu ernennen, wo sie selbst Besitzungen hatten. Während die Statthalter de jure ihr Amt zu Erpressungen gebrauchten, haben die Wojewoden das ihrige zu ihrem eigenen Vortheil gemißbraucht. Ihnen steht die Centralgewalt viel strenger gegenüber als den Statthaltern.

Einen tiefen Einblick in das Verwaltungssystem jener Zeit gestatten die an die Wojewoden gegebenen Instructionen, deren eine große Zahl erhalten ist. Jedesmal, wenn ein Wojewode an seinen Bestimmungsort abreiste, um seinen Posten anzutreten, erhielt er sehr genau ausgearbeitete

Verhaltungsregeln auf den Weg. Mehr oder minder ausführlich wird in diesen Instructionen das ganze Gebiet seiner Thätigkeit Punkt für Punkt durchgegangen. Oft werden für bestimmte einzelne Fälle Vorschriften ertheilt, und wenn auch diese Actenstücke, sowohl dem Inhalte als der Form nach, einander sehr ähnlich sehen, ja sogar alle nach einem gewissen Schema angefertigt zu sein scheinen, so bieten sie doch je nach den verschiedenen Localitäten, Persönlichkeiten und Vorkommnissen eine große Mannichfaltigkeit dar und können als eine reiche Fundgrube für die innere Geschichte Rußlands gelten. Der Ton, in welchem der Zar die Wojewoden anredet, ist herrisch, streng. Fast bei jedem Befehl werden für den Unterlassungsfall harte Strafen angedroht. Bisweilen regnet es Scheltworte. Hat der Wojewode sich Unredlichkeiten zu Schulden kommen lassen, so wird er „Dieb", „Schelm", „Taugenichts" u. dergl. geschimpft. Besonders streng rügt die Centralgewalt in Moskau die Bestechlichkeit der Wojewoden, obgleich dieses Uebel durchaus an der Tagesordnung gewesen zu sein scheint. Die Steuererhebung, Polizei und Justiz boten dem Wojewoden vielfach Gelegenheit, den Staatsangehörigen gefällig zu sein. Die an der Zollgrenze angestellten Wojewoden haben einen ungeheuren Schmuggel gestattet. Daß sie bei solchen Vortheilen der Unterthanen nicht leer ausgingen, versteht sich von selbst. Die Ausländer, welche in Rußland reisten, haben von der maßlosen Habsucht der Wojewoden sehr lebhafte Schilderungen entworfen und daraus können wir die Ueberzeugung gewinnen, daß die Verderbtheit des Beamtenstandes in Rußland ältern Datums ist, als man meint, wenn man allen solchen Jammer, wie bisweilen geschieht, Peters des Großen Neuerungen zuschreibt.

Es war natürlich, daß das Publikum durch Geschenke die Gunst der Wojewoden zu gewinnen suchte; die Anforderungen der Zaren an den Seckel ihrer Unterthanen waren mitunter so unverhältnißmäßig groß, daß man jedes Mittel freudig begrüßen mußte, um die Staatslasten zu erleichtern. Die Finanzplackereien kannten keine Grenzen. Im siebzehnten Jahrhundert blühten die Handels- und Industrieregalien des Zaren, aus denen dem Publikum überaus große Nachtheile erwuchsen. Nicht nur, daß den Privatleuten viele Einnahmequellen verstopft waren: sie mußten viele Waaren sehr theuer bezahlen. Die Concurrenz

ward ausgeschlossen und geschraubte Monopolpreise füllten den Schatz des Zaren auf Kosten des Volkswohlstandes. Ueberall hatte der Zar Waarenlager; sein Verkaufsrecht, die Macht seines großen Kapitals, das große Heer seiner Beamten, welche die finanziellen und commerciellen Vortheile des Zaren wahrzunehmen hatten — alles dieses lastete schwer auf dem allgemeinen Güterleben.

Bei solchen Verhältnissen war sehr viel dabei zu gewinnen, wenn man die Wojewoden, die Hauptagenten des Zaren, durch Bestechung bei guter Laune erhielt. Solchen Coalitionen zwischen Wojewoden und Publikum gegen den Vortheil des Zaren war um so mehr Thor und Thür geöffnet, je größer die erheischten Opfer waren, je tiefere Wunden die Plusmachereien der Regierung dem Volksvermögen schlugen. Es ist daher sehr natürlich, wenn, wie wir aus den Correspondenzen zwischen Wojewoden und Regierung ersehen, die Letztere in steter Besorgniß war, von ihren Wojewoden hintergangen zu werden. Wie leicht konnte, zumal in den entfernteren Gegenden, der Wojewode in engem Bündniß mit den Unterthanen gegen den Zaren sogar rebelliren! Ein ausländischer Reisender bemerkt ausdrücklich: die Regierung habe nicht gewünscht, daß die Wojewoden sich mit dem Volke befreundeten, und dieses war wohl der Hauptgrund, die Dienstzeit der Wojewoden nur auf 2—3 Jahre zu beschränken, nach welchem Zeitraum sie von ihrer Verwaltung Rechenschaft ablegen mußten. Es war wie bei der Verwaltung der spanischen Colonieen in Amerika, deren Vicekönige ebenfalls nur wenige Jahre herrschten und danach Rechenschaft ablegten, um vor der Versuchung bewahrt zu werden, ein selbständiges Reich zu gründen. Der stete Wechsel der Wojewoden machte die Verwaltung natürlich um Vieles complicirter. Der neue Wojewode revidirte die Vorräthe an Waffen, Lebensmitteln und Waaren, welche der Vorgänger verwaltet hatte. Bisweilen führte er auch die gerichtliche Untersuchung gegen diesen, der in den meisten Fällen Einiges auf dem Gewissen hatte. Zahllose Klagen von Seiten der ausgesogenen Bevölkerung zeugen von der unsauberen Wirthschaft der Wojewoden. So klagen die Einwohner von Schuja im Jahre 1662, der Wojewode Tregubow bedrücke sie und erhebe Steuern ohne Maß, umgebe sich mit Verleumdern und Intriguanten, stelle den

Gemeindevorständen, sowie allen Wahlbeamten nach, sauge die Kaufleute aus u. dergl.

Bisweilen nahm der Zar sich der bedrückten Unterthanen an, richtete zwischen ihnen und den Wojewoden und verurtheilte die Letzteren zur Zahlung von Entschädigungssummen an ihre Pflegebefohlenen. Doch haben wir Grund zu vermuthen, daß solche Vergehen weniger strenge gerügt wurden, als wenn die Wojewoden sich Unehrlichkeiten in Bezug auf die Kasse des Zaren erlaubten. Ein Ausländer bemerkt, daß die Regierung in Moskau die Wojewoden nicht energisch verfolge, so daß nur sehr Wenige nach Beendigung ihrer Verwaltung gefoltert und körperlich gezüchtigt wurden.

Die große Ausdehnung ihrer Befugnisse gab den Wojewoden in ähnlicher Weise Gelegenheit zum Despotismus, wie den Intendanten im vorrevolutionären Frankreich. Sie besetzten die meisten Beamtenstellen; auch die gewählten Beamten waren von ihnen abhängig. Sie waren die obersten Kriegsherren in ihrem Bezirk, besichtigten Festungen, Kriegsvorräthe, wachten über die Erfüllung der Dienstpflichten und leiteten im Belagerungsfalle die Vertheidigung der Stadt. Bisweilen wurde ihnen die Führung der diplomatischen Verhandlungen mit dem Auslande aufgetragen; ihnen lag die Pflege der durchreisenden ausländischen Gesandten ob, zu deren Weiterbeförderung sie die von dem Zaren bestimmte Anzahl Pferde und Fuhren zu stellen hatten.

Alle Finanzgeschäfte besorgten die Wojewoden. Sie erhoben die Steuern, überwachten das Accisewesen, welches schon früh ein sehr zahlreiches Personal in Anspruch nahm, verpachteten die Mühlen, Wälder, Güter des Zaren oder bewirthschafteten die Domänen wohl auch selbst. In dem letzteren Falle wurde der Ertrag der Ernte nach Moskau geschickt, z. B. aus Astrachan, wo ausgedehnte Obstgärten dem Zaren gehörten, Trauben, Melonen u. dergl. — Ebenso hatten sie die Staatsausgaben zu bestreiten, die Regierungsgebäude in Stand zu halten, Arbeiter zu miethen, den Beamten ihre Gehalte auszuzahlen, das Heer zu besolden, für das Gefängnißwesen zu sorgen. Größere Summen baares Geld durften sie nicht behalten; sobald sie eine Summe von über 1000 Rubeln beisammen hatten, mußten sie dieselbe nach Moskau senden.

Die polizeilichen Obliegenheiten der Wojewoden waren viel mannichfaltiger als die der Statthalter. Die Regierung fühlte sich nunmehr verpflichtet, für Hebung des Volkswohlstandes zu sorgen. Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts war die Bauernfrage in ein neues Stadium getreten, insofern als die Bauern nicht mehr wie früher von einem Herrn zum andern übergehen durften, womit ein Schritt weiter zur Leibeigenschaft geschehen war. Vor diesem Zeitpunkte hatten die Wojewoden darauf zu sehen, daß die Bauern nur zur festgesetzten Jahreszeit ihre Herren wechselten, um die Letzteren vor dem Verluste ihrer Bauern zu schützen. Später war die Verfolgung der flüchtig gewordenen Bauern ein sehr bedeutender Theil im Geschäftskreise der Wojewoden. Bei der großen Beweglichkeit und Wanderlust der ländlichen Bevölkerung in Rußland, bei dem auf die Bauern ausgeübten Drucke war das Entlaufen derselben eine sehr gewöhnliche Erscheinung. Sehr mannichfaltige polizeiliche Maßregeln mußten im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert in Bezug auf diesen Punkt getroffen werden. Es war eine schwierige Aufgabe, diesem Uebel abzuhelfen.

Außer der Sorge für die Handelsinteressen des Zaren mußten die Wojewoden überhaupt auf Beförderung des Handels und Verkehrs bedacht sein. Sie beaufsichtigten Maß und Gewicht, hatten für die Verkehrsanstalten zu sorgen, errichteten Poststationen, wo man deren bedurfte u. dergl. Gewiß ist, daß die Wojewoden bei den damaligen Verhältnissen dem Handel wenig nützen, aber sehr bedeutend schaden konnten. Daß Letzteres in der That wiederholt der Fall war, zeigt der Haß, den die Industriellen gegen die Wojewoden hegten und auch manche hierauf bezügliche Verordnungen Peters des Großen, welcher bei Androhung der strengsten Strafen allen Beamten jede Bedrängung des Handels verbot.

Auch in Betreff der geistigen und geistlichen Interessen ist die Thätigkeit der Wojewoden eine mannichfaltigere als die der Statthalter. Die Wojewoden hatten in den neu erworbenen Ländern und in den von fremden Völkerstämmen bewohnten Provinzen für Verbreitung des Christenthums zu sorgen. Oft erfolgte eine gewaltsame Bekehrung. Sie beaufsichtigten den Bau von Kirchen und Klöstern, sorgten für Bücher und andere bei dem Gottesdienste unentbehrliche Gegenstände. Die

Armenpflege blieb den Kirchen überlaſſen, aber die Geſundheitspolizei entfaltete ſich in durchaus moderner Weiſe, indem die Wojewoden bei Epidemieen verſchiedene Maßregeln zu treffen hatten, um der Verbreitung der Seuche Schranken zu ſetzen. Die Aufrechterhaltung aller Quarantaineregeln lag ihnen ob. Aus der Apothekerbehörde (Аптекарскій Приказъ) erhielten ſie die nöthigen Arzneimittel.

Die Preisſchwankungen in Folge von Mißwachs, Krieg und Geldverſchlechterung gaben zu theuerungspolizeilichen Maßregeln vielfach Veranlaſſung. Hier offenbart ſich die volle bureaukratiſche Brutalität in ihrem ganzen Umfange, ohne daß damit dem Uebel abgeholfen worden wäre. Man zwang die Korninhaber mit Gewalt, ihre Vorräthe zu Markte zu bringen, beſtimmte feſte Preiſe, legte Kornmagazine an und vertheilte Lebensmittel an die Verhungernden. Bei Brandſchäden hatten die Wojewoden vor Allem auf die Rettung derjenigen Häuſer und Gegenſtände zu ſehen, welche der Krone gehörten.

Die Ausübung der Gerichtsbarkeit fiel nur zum Theil den Wojewoden zu. Für dieſen Zweck ſtanden ihnen beſondere Beamte (die ſog. губные старосты) zur Seite. Dieſe wurden gewählt, waren aber doch den Wojewoden untergeben, welche in vielen Fällen, namentlich bei Civilklagen die Unterſuchung einleiteten und ein Urtheil fällten. Nicht alle Criminalſachen kamen vor das Forum der Wojewoden. Oft mußten dieſe noch Moskau berichten, um von dorther die Entſcheidung einzuholen.

Vergleicht man den Wirkungskreis der Wojewoden mit dem der Statthalter, ſo erſcheint der erſtere mannichfaltiger, vollkommen in Uebereinſtimmung mit der Entfaltung der Staatsidee, in deren Gefolge die Begriffe von Polizei, Adminiſtration größere Bedeutung gewannen. Vergleicht man das Verhältniß der beiden Aemter zur Centralgewalt, ſo erſcheinen die Wojewoden von derſelben viel abhängiger als die Statthalter. Die Pyramide ſpitzt ſich mehr und mehr zu. Der Organismus wird mehr und mehr von Einheitlichkeit durchdrungen. Von einem Mittelpunkte aus ſoll Alles überwacht, geleitet, beglückt werden.

In dieſer Richtung weiter fortgehend, mußte man bei der Gouverneurswürde anlangen, deren Anfang und Entwickelung in das achtzehnte Jahrhundert fällt.

Nicht selten wird Peter der Große als der Schöpfer des bureaukratischen Regiments in Rußland bezeichnet. Er ganz allein soll die Centralisation in der Verwaltung hergestellt und die Selbstverwaltung lahm gelegt haben. Ihm allein wird bisweilen Schuld gegeben, daß die Idee von der Allmacht des Staats, welche im Westen sich entwickelt hatte, gewaltsam den russischen Zuständen aufgedrängt wurde. Ein tieferer Blick in die Geschichte Rußlands während des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts kann Jeden darüber belehren, daß sowohl in der innern als auswärtigen Politik die Richtung, welche Peter der Große mit so ungewöhnlicher Kraft und Begabung verfolgte, bereits vor ihm angebahnt war. Lange vor ihm war das Streben vorhanden, sich dem Westen durch Eroberung zu nähern, Küstenlinien zu gewinnen, Rußland zu europäisiren; lange vor ihm hatte man begonnen, einen kunstreichen bureaukratischen Mechanismus zu construiren. Derselbe mochte allerdings tief in manche sociale Interessen einschneiden, muß aber vielmehr als ein Zeichen der Zeit, wie als das Erzeugniß der Laune eines Einzelnen bezeichnet werden. Hatte der Westen seine „Magier", so mußte Rußland, als an den Hauptepochen der Geschichte Europas Theil nehmend, auch die seinigen erleben. Hier wie dort mußte der Staatsgedanke diese Phase der Vielregiererei, der Volksbeglückung, des „despotisme éclairé" durchmachen. Peter der Große ist der bedeutendste Träger dieser Ideen in Rußland gewesen, aber alleiniger Urheber dieser revolutionairen Bureaukratisirung war er nicht. Der Grund war gelegt, er baute weiter; das Programm der Regierungskunst war in den Hauptzügen bereits entworfen: er arbeitete es weiter aus. Ein Virtuose im Regieren, steht er hoch über seinen Vorgängern, aber sowohl die Zaren als auch die leitenden Persönlichkeiten bei deren Hofe waren gleich ihm Vertreter der modernen Staatsidee.

Allerdings tritt unter Peter dem Großen eine bedeutendere Vielheit der Staatszwecke auf. War früher die Verwaltung vornehmlich auf finanzielle Zwecke gerichtet, so entfaltet sich jetzt mehr und mehr daneben die Polizei. Früher bildet die Verwaltung der Regalien, die Bewirthschaftung der Domainen, die Erhebung der Steuern die Hauptthätigkeit der Regierungsorgane; jetzt kommen die Pflege des Volkswohls auf allen Gebieten und die Rechtspflege zu bedeutenderer Entwickelung. Für

die Lösung dieser Aufgaben bedarf der Staat neuer Organe; die Reformen in der Verwaltung machen einen neuen Apparat erforderlich. Zunächst mußte Peter es für unerläßlich halten, der Localverwaltung, wie sie in den Händen der Wojewoden war, ihre Willkür zu nehmen, die Controle über die Beamten zu schärfen und somit die Interessen des Staats, besonders aber das Volkswohl nachdrücklicher wahrnehmen zu können. Ferner gedachte er die administrative Gewalt nach Möglichkeit von der richterlichen zu trennen, und endlich durch neue polizeiliche Mittel das geistige und leibliche Wohl seiner Unterthanen zu fördern.

Als im Jahre 1708 die Eintheilung des Reiches in acht Gouvernements erfolgte, ward der Wirkungskreis des Gouverneurs nur in den allgemeinsten Umrissen angedeutet. Erst allmählich wurde Alles klarer formulirt, wobei man besonders nach dem Vorbilde Schwedens verfuhr. Die neue Verwaltungsweise hat in der Zeit Peters des Großen mehr den Charakter eines Experiments; man probirt hin und her, ändert Dieses und Jenes: es ist eine Uebergangsperiode. Der ganze neue Verwaltungsorganismus war zu complicirt, als daß man ihn in kurzer Zeit hätte vollendet herstellen können.

In dem neuen Centrum des Reiches, Petersburg, ist mittlerweile ein neues Centralorgan der Verwaltung geschaffen: der Senat und die Collegien, und von diesem Centrum sind dann die neuen Beamten, die Gouverneure abhängig. Mit Klagen gegen die Gouverneure wandte man sich an diese obersten Behörden. Alljährlich mußten die Gouverneure an das Kammercollegium Rechenschaftsberichte über ihre Ausgaben und Einnahmen einsenden. Bei Ablauf der Dienstzeit mußten sie über die ganze Zeit ihrer Wirksamkeit referiren. Ueberhaupt wird mehr geschrieben als früher. So z. B. müssen die Gouverneure über den Stand der Ernte in ihrem Gebiete berichten. Dieses erinnert an die berühmt gewordenen Correspondenzen zwischen Ministern, Intendanten und Unterintendanten im Frankreich des ancien régime, wo die Localbehörden in den Provinzen zugleich als Erkundigungsbureaux für die allwissende Centralgewalt dienen mußten.

Jedem Gouverneur stand ein bedeutendes Personal zur Seite, um zu helfen und zu controliren — ein Vicegouverneur, Gouverneursgehülfen, Landräthe, Unterbeamte — ein ganzes Collegium, in welchem

allerdings die Gouverneure den Vorsitz führten, ohne welches sie aber nichts vernehmen durften.

Die ersten, am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts angestellten Gouverneure waren Militairs und ihre Obliegenheiten auch vorzugsweise militairische. Die Commandanten der Festungen und Städtegarnisonen waren ihnen untergeben, sie hatten die Oberaufsicht über alle Truppen, in manchen Fällen übernahmen sie selbst das Commando. Alle die vielen Geschäfte bei der Rekrutenaushebung leiteten die Gouverneure. Wer einerseits die auf den Staatshaushalt bezügliche Thätigkeit durch die Abschaffung der meisten Handelsregalien sehr wesentlich vereinfacht, so wurden die Geschäfte bei Erhebung der Steuern stets complicirter, indem das Budget immer wuchs und der Staat unaufhörlich auf neue Einnahmequellen durch Steuererhebung bedacht sein mußte. Die Revisionen oder Volkszählungen geschahen zum Theil wenigstens unter der unmittelbaren Leitung des Gouverneurs.

Sehr mannichfaltig wurde die gesundheits-, armen- und sicherheitspolizeiliche Thätigkeit des Gouverneurs. Hatte sich die Wirthschaftspolizei zuerst auf Anlegung von Kornmagazinen für den Nothfall beschränkt, so gedieh sie später zu bedeutenderer Entfaltung. Die Straßen- und Marktpolizei bildete sich aus; namentlich der Verkauf von Lebensmitteln wurde einer strengen Controle unterworfen. Die häufig grassirenden ansteckenden Krankheiten veranlaßten zahllose Reglements und Vorschriften, deren Ausführung den Gouverneuren oblag. War die Armenpflege früher ausschließlich der Kirche und der Privatmildthätigkeit vorbehalten gewesen, so hielt der Staat sich jetzt verpflichtet, die Armenpflege ganz allein in die Hand zu nehmen. Man machte hierin der Kirche und den Privaten nicht bloß erfolgreiche Concurrenz, sondern man suchte auch das Bettelwesen zu beschränken, die Bettler von Profession auszurotten. In einzelnen Fällen trug man den Gouverneure auf, Verarmten Vorschüsse aus Staatsmitteln zu machen, um sie vor gänzlichem Ruin zu bewahren.

Die zahllosen Feuersbrünste in Rußland hatten auch schon vor Peter die Regierung zu Maßregeln veranlaßt, um die Unterthanen davor zu schützen, solchen Unglücksfällen nach Möglichkeit vorzubeugen. Während des achtzehnten Jahrhunderts bildete sich eine Baupolizei aus, welche

vorzüglich auf Feuersgefahr Rücksicht nahm. Man ging soweit, den Unterthanen vorzuschreiben, wie sie mit Feuer möglichst vorsichtig umzugehen hätten.

Die Volksschulen, das Nebeneinanderbestehen verschiedener Confessionen, erforderten ebenfalls verschiedene Maßregeln. Alle sollten zur Arbeit angehalten, zu wirthschaftlicher Thätigkeit, wenn nöthig, gezwungen werden. Die Industriepolizei erreichte schon unter Peter I. bedeutende Entfaltung. Man forderte die Gouverneure auf, die Mittel und Wege anzugeben, welche ihnen zweckdienlich erschienen, um den Gewerbfleiß zu fördern. Die Gouverneure sollten darüber wachen, daß die Gutsherren von ihren Bauern nicht allzugroße Opfer an Frohnden und Anflagen verlangten, was sonst leicht eine Beeinträchtigung der landwirthschaftlichen Productivität zur Folge haben könnte. Bauernschinder wurden verfolgt, weil es dem Staate nachtheilig erscheinen mußte, wenn allzuviele Bauern flüchteten, und die Bevölkerung und somit die Zahl der Steuernden abnahm. Schlecht haushaltende Landwirthe sollten unter Aufsicht gestellt werden. Die Dorfpolizei spielte eine große Rolle und erforderte zahlreiches Personal und eine lange Reihe von Strafbestimmungen für die Zuwiderhandelnden. Auch hierbei mögen mehr staats- als volkswirthschaftliche Motive zu Grunde gelegen haben. Bemerkenswerth ist die handelspolizeiliche Bestimmung, daß es den Gouverneuren untersagt war, am Handel Theil zu nehmen. Dagegen hatten sie über Maß und Gewicht zu wachen, die im Umlauf befindlichen Münzen zu controliren und für Instandhaltung der Land- und Wasserstraßen zu sorgen.

Bei diesem ausgedehnten Wirkungskreise der Gouverneure mußte die Stadt- und Landpolizei in engerem Sinne ebenfalls ihnen obliegen. Sie hatten den Verbrechen durch verschiedene Maßregeln vorzubeugen und für die allgemeine Sicherheit zu sorgen.

Der Wunsch Peters des Großen, die administrative Gewalt von der richterlichen zu trennen, blieb zunächst unerfüllt, indem die Gouverneure vielfach an der Rechtspflege Theil nahmen. Wiederholt ist das Streben wahrnehmbar, ihre Befugnisse auf dem Rechtsgebiete einzuschränken und immer wieder erneuert sich der Einfluß der Gouverneure. Ihnen waren die Gerichtsstellen und Magistrate untergeben; an sie durfte man in manchen Fällen appelliren. Die bis ins achtzehnte Jahrhundert

neben den Gouverneuren bestehenden Wojewoden durften weder zur Galeerenstrafe noch zum Tode verurtheilen; dieses Recht stand den Gouverneuren zu, welche in Criminalfällen die Untersuchung einzuleiten und zu führen hatten.

Katharina II. beabsichtigte mit der Verordnung vom Jahre 1775 endlich das lang erstrebte Ziel zu erreichen: nämlich die Trennung der richterlichen Gewalt von der administrativen, die Trennung der Polizei von der Verwaltung, die Trennung der Civilsachen von den Criminalprocessen durchzusetzen.

Wiederum erschien eine Ausdehnung des Beamtenpersonals erforderlich. Wir finden Generalgouverneure, Gouverneure und Vicegouverneure, daneben für die Hauptstädte St. Petersburg und Moskau Kriegsgouverneure. Alexander I. erklärte wiederholt, die Generalgouverneure seien als Statthalter oder Stellvertreter des Kaisers anzusehen, und hätten namentlich die Thätigkeit der Gouverneure zu controliren. In der Instruction vom Jahre 1853 ist ausdrücklich bemerkt, den Generalgouverneuren liege die Aufsicht über alle Gegenstände der Verwaltung ob, sie hätten über die Vollziehung aller Gesetze zu wachen und Alles zu entfernen, was den Absichten der Regierung nicht entspräche; den Generalgouverneuren seien die Absichten der Regierung genau bekannt, sie besäßen das besondere Vertrauen des Kaisers. Als Hauptträger der administrativen Gewalt hatten sie also die Controle über alle Regierungsangelegenheiten, die Aufsicht über alle Behörden, machten Vorschläge wegen Abänderung mancher Mißstände bei der Administration und Einführung neuer administrativer Organe. Sie vermittelten zwischen den ständischen Interessen des Adels, dem sie angehörten, und den Interessen des Staates, den sie ebenfalls vertraten.

Die Polizei gewann in der spätern Zeit einen neuen Charakter. Hatte die Wirthschaftspolizei früher vielerlei gethan, um Handel, Industrie und Ackerbau nach Reglements zu betreiben, so galt unter Katharina der Grundsatz, daß man, entsprechend jenem Stichwort der Physiokraten „laisser faire, laisser passer" die Hindernisse und Schranken wegzuräumen habe, welche die wirthschaftliche Thätigkeit hemmten. Die Gouverneure hatten in den letzten Jahrzehnten besonders die Aufgabe, die Regierung mit dem nöthigen Material zur Kenntniß des wirthschaftlichen

Lebens in Rußland zu versorgen, und bei klarer Einsicht in die Zustände des Landes, die polizeilichen Maßregeln für Hebung des Volkswohls zu treffen und für diesen Zweck bestimmte Gesichtspunkte zu gewinnen. Besonders inhaltreich über die Auffassung von der Gouverneurswürde ist die hierauf bezügliche Verordnung vom Jahre 1837.

Die Gouverneure hatten das Interesse des Staatshaushaltes wahrzunehmen, das pünktliche Eingehen der Steuern zu überwachen, in der Zeit des Branntweinpachtsystems den Pächtern bei ihren Geschäften Vorschub zu leisten, über die Finanzverwaltung und etwaige darin vorzunehmende Aenderungen Gutachten abzugeben.

Auch in der spätern Zeit hielt es schwer, die Gerichtsbarkeit von dem Wirkungskreise der Gouverneure auszuschließen. In der Verordnung vom Jahre 1775 ist ausdrücklich bemerkt, die Gouverneure seien keine Richter, sie hätten nur die Aufsicht über die Gerichte. Es war ihnen geradezu verboten, sich in das Gerichtsverfahren zu mischen. Größere Theilnahme war ihnen bei Criminalunterſuchungen gestattet. Die Entscheidungen der Gerichtshöfe bedurften ihrer Bestätigung und wurden von ihnen der Bestätigung durch den Senat und den Kaiser unterbreitet.

So vereinigten sich allmählich alle Zweige der Gouvernementsverwaltung in den Händen der Gouverneure. Sie waren die Vorsitzenden in einer Menge von Behörden, regierten, beaufsichtigten, machten Polizei, verwalteten finanziell, controlirten die Civil- und Criminalgerichtshöfe.

Die Regierung hatte somit alle Sorge der Verwaltung auf sich genommen; sie hatte überall die Initiative und hielt sich für fähig, das Volk seinen Zielen näherzuführen, es zu beglücken, zu entwickeln. Dieser Zweck wurde nur sehr unvollkommen, nur mehr äußerlich erreicht.

Zur Mitthätigkeit des Volkes bei der Verwaltung war vor Allem die Befreiung der Massen aus der Leibeigenschaft erforderlich. Das Manifest vom 19. Februar 1861 berief durch die Emancipation der Bauern die Majorität des russischen Volkes zur Theilnahme am öffentlichen Leben. Damit aber wird eine Reform des Verwaltungsystems zur Hauptbedingung. Ein mündig werdendes Volk bedarf anderer Verwalter als der Gouverneure, wie sie in den letzten Zeiten bestanden. Ein neues Princip macht sich geltend. Früher schien es die vorzügliche

Aufgabe zu sein, alle Zweige der Verwaltung in den Händen von Staatsbeamten zu concentriren; jetzt ist Selbstverwaltung die Losung. Die Justizreformen von 1862 scheinen endlich dazu angethan zu sein, die administrative Gewalt von der richterlichen zu trennen, und die am 1. Januar 1864 angekündigten Provinzialinstitutionen werden die Selbstverwaltung auf finanziellem und polizeilichem Gebiete entwickeln. Das Wesen der Verwaltungsorgane der Regierung wird sich ändern, die Gesellschaft schickt sich an, in eine politische Schule zu gehen. Der Staat bleibt kein Geheimdienst mehr. Der Grundsatz: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk" tritt zurück, und das Bewußtsein, daß der Staat um der Gesellschaft willen da sei, in den Vordergrund.

Der Canal von Suez.*)

Von Dr. Georg Ebers.

II.

Eine besonders gefährliche Zeit hatte der Canalbau im italienischen Kriege zu bestehen. Sobald nämlich die englische Regierung die französische Macht ernstlich engagirt sah, schickte sie eine Flotte nach Alexandrien, welche andeuten sollte, daß man gewillt sei, seine Drohungen zur That werden zu lassen, die sich aber sofort zurückzog, als man nach dem unerwartet schnellen Frieden von Villafranca neuen Grund bekam, die französische Macht zu fürchten. Je weniger die britische Regierung einen offenen Widerstand zu leisten wagte, je emsiger begann sie zu intriguiren, als sich Herr Thouvenel im Namen des Kaisers bei der hohen Pforte des gefährdeten Projectes annahm. M. Boulwer, der Vertreter Englands, handelte ganz offen und bemühte sich alle Abende dasjenige zum Bösen zu kehren, was der französische Gesandte am Morgen gut gemacht hatte. Der Divan hielt nicht weniger als 17 Sitzungen, in denen die Suezfrage behandelt wurde, und die damit endeten, daß die Pforte abermals ihre Zustimmung zu dem Lesseps'schen Unternehmen gab.

Hierauf ließ der Vicekönig die finanziellen Angelegenheiten des Unternehmens von bedeutenden französischen Juristen ordnen und überließ der Canal-Gesellschaft die bedeutende Domaine Ouady, welche an das Gosen der Bibel grenzt. Als Said Pascha, nach seiner Reise durch Frankreich und England, im Januar 1863 seinen Geist aufgab, waren die Canalarbeiten der Gesellschaft in so erfreulichem Fortgange, daß sein Nachfolger Ismail nicht zauderte, die Concession seines Vorgängers zu bestätigen und dem Unternehmen neue Garantien zu gewähren. In-

*) S. Nordische Revue II. Heft 1.

deſſen ruhten auch die Engländer nicht und boten Alles auf, um den Sultan zu bewegen, bei ſeiner Anweſenheit in Aegypten ernſtlich gegen den Canalbau aufzutreten; doch ſcheiterten ihre Bemühungen an dem geſunden Sinne des Paſcha und der Wachſamkeit des Herrn von Leſſeps. Endlich erwirkte die engliſche Diplomatie von der Pforte die Note vom 1. Auguſt 1863, welche dazu beſtimmt war, die Compagnie ihrer Arbeiter zu berauben. Die eingeborenen Aegypter ſollten von nun an, unter dem Vorwande, die Zwangsarbeit ſei unmoraliſch und dem Culturzuſtande unſerer Zeit nicht angemeſſen, nicht mehr zu den Canalbauten verwendet werden dürfen, obgleich die Fellahin notoriſch ganz vortrefflich von der Compagnie behandelt und ausreichend beſoldet wurden, obgleich ſich in dem Baureglement folgende, von dem Vicekönige unterſchriebene Artikel befanden:

1. Die Regierung verpflichtet ſich, der Compagnie die nöthigen Arbeitskräfte zu ſtellen;
2. ſie beſtimmt den Arbeitslohn, welcher etwas höher ſein darf, als die Mitte des im übrigen Aegypten gebräuchlichen;
3. die Geſellſchaft darf den Arbeitern keine andere als mäßige Geldſtrafen auferlegen; ſie muß für Aerzte und Hoſpitäler ſorgen, in denen die Kranken gut und koſtenfrei gepflegt werden ꝛc.

Durch dieſe Artikel hatte die ägyptiſche Regierung beſſer für das Wohl ihrer Unterthanen geſorgt, als die Engländer, welche, da ſie die Eiſenbahn von Alexandria nach Suez bauten, das Syſtem der Zwangsarbeit mehr als mißbrauchten, die Fellahin zu Frohnknechten im ſchlimmſten Sinne herabwürdigten und z. B. 10,000 Mann an einem Tage durch ihre ſchlechte Verpflegung umkommen ließen. Etwas annähernd Aehnliches hatte ſich während der Canalbauten, Gott ſei Dank, bis heute nicht ereignet, auch hat die Geſellſchaft den Vicekönig niemals, wie die Engländer, zu einem unbedingt wahnſinnigen Aufgebot von beinahe unbeſchaffbaren Arbeitskräften gezwungen. Das Triumphgeſchrei der engliſchen Zeitungen über die Note vom 6. April wird in leerer Luft verhallen und der Canal ſchließlich doch vollendet werden, wenn auch eins der bedeutendſten britiſchen Blätter wenige Tage nach der Verkündigung der Aufhebung der Zwangsarbeiten in Aegypten, voll Freude über dieſen

Act der fortschreitenden Civilisation, folgende höchst characteristische Worte nicht bei sich behalten konnte:

„Glücklicher Weise wird man von nun an die Canalbauten nur noch mit unerschwinglichen Kosten fortsetzen können. Was sagen jetzt die armen Teufel von Actionairen? Sie werden ruinirt sein ꝛc. ꝛc."

Die Times gibt einen ganz ungeschminkten Bericht der Sachlage, wenn sie sagt: „Der Sultan zwingt den Pascha die Canalbauten zu hintertreiben. Aber wir könnten ebensogut „Lord Palmerston" als „der Sultan" schreiben; der Sultan hat eben den Pascha, und Lord Palmerston den Sultan am Leitseil. Herr von Lesseps konnte nichts thun, ohne den Pascha, der Pascha nichts ohne den Sultan und der Sultan nichts ohne Lord Palmerston." — Dieser alte Staatsmann wußte sehr wohl, daß er dem fortlaufenden Rade der Civilisation in die Speichen greife und darum der Mißbilligung der ganzen gebildeten Welt nicht entgehen könne. Dennoch ließ er nicht von seinem Plane, denn er hoffte, daß nach dem Ruin der Lesseps'schen in 10—15 oder 20 Jahren, eine englische Gesellschaft den Canalbau in die Hände nehmen und der Schlüssel zum kürzesten Wege nach Indien, wenn auch erkauft durch einen langen Aufschub, am letzten Ende seiner Nation zufallen werde. So strengte er alle Kräfte an, um seinen Vernichtungsplan auszuführen. Zur selben Zeit wurde der sehr befähigte Minister des Vicekönigs, Nubar Bey, nach Constantinopel geschickt, um von der Pforte eine wichtige Concession zu erwirken. „Dort" — so sagt der Prinz Napoleon in einer treffenden, aber etwas zu scharf pointirten Rede, in der er sich bei dem zur Feier der Eröffnung des Süßwassercanals gegebenen Banket, wir möchten sagen, erging — „dort sah Nubar, daß man, um von den Türken etwas zu erreichen, vor allen Dingen versprechen, manchmal geben, besonders aber versprechen müsse. Er hatte nicht viel zu geben, er konnte viel versprechen; die Landenge von Suez steckte in seiner Tasche und so versprach er denn die Landenge von Suez..... Von Constantinopel aus ging er nach Paris. Welche Empfehlungsschreiben hatte er bei sich? Natürlich keine anderen, als Creditbriefe auf englische Banquierhäuser. Woraus bestand sein Taschengeld? Aus Pfunden Sterling und nicht aus Napoleond'ors."

Nubar's eigener scharfer Blick und englische Rathgeber sagten ihm, in dem vorliegenden Falle könne der Teufel nur durch Beelzebub ausgetrieben, das civilisatorische Werk nur durch civilisatorische Bedenken gehoben werden. Darum drangen die Pforte und England darauf, daß die Zwangsarbeit aufgehoben werde und thaten es schnell der Gesellschaft kund und zu wissen:

1. würden ihr zu ihren Arbeiten von nun an statt 20,000 nur noch 6000 Fellahin geliefert werden;
2. müsse jeder Arbeiter 2 Frcs. 16 Cts. Tagelohn erhalten, eine Summe, welche den mittleren Löhnungssatz in Aegypten um das Doppelte übersteigt;
3. werde hiermit der Paragraph des Contracts, nach welchem der Compagnie die an den Canal grenzenden und von ihr der Cultur eröffneten Ländereien gehören sollten, ohne jede entsprechende Entschädigung aufgehoben.

Diese drei Sätze mußten, wenn ihnen Folge gegeben wurde, die Compagnie unbedingt ruiniren; die Engländer jubelten aber über dieselben und stellten sich dabei, als wenn sie für den Canalbau eingenommen wären. „Sie wollen", so sagte der Prinz — „zum Besten des Canals — nur zu seinem Besten, die Unternehmer ruiniren und scheuen keine Verleumdung. Wir bekämpfen, sagen sie, nicht das Unternehmen; wir wollen es nur unmöglich machen, damit es einen um so schöneren Triumph feiere. Aber sie sind nicht einmal die ersten Erfinder dieses Gedankens, denn sie nehmen sich ein Beispiel an der Inquisition. Wenn diese den Angeklagten folterte und brannte, so geschah es zum Besten seiner Seele. Die Inquisition rettete den Sünder gegen seinen Willen und that dasselbe, was jene Verleumder dem Canale gegenüber thun wollen."

Von dem Verfahren der Engländer sagt er: „Ich schreibe die Schuld nicht dem Blaubuche, sondern dem Oberhause zu, in dem sich die höchsten Altersklassen der ganzen englischen Lordschaft befinden. Die edlen Peers sind 70, 75, 80 Jahre alt, und es ist ganz natürlich, daß sie neben ihrer greisen Erfahrung ein etwas kaltes Herz haben. Dadurch erklärt sich auch ihre Gleichgültigkeit gegenüber den edelsten und schönsten Fragen, welche die Menschheit bewegen."

Die ägyptische Regierung sah sich von England und der Pforte gezwungen, Das zu thun, was sie gethan hat; es fiel ihr aber gar nicht ein, für ihre eigenen Baumwollen- und Zuckerplantagen die Zwangsarbeit aufzuheben; diese Aufhebung gilt eben nur für die Werkleute der Compagnie. Der Süßwasser-Canal ist fertig, darum kann man die an denselben grenzenden Ländereien leicht bewässern; eine Beraubung der Gesellschaft wird also lohnend sein und der Ruin derselben schließlich auch nichts schaden, denn wenn sie zersprengt ist, so kann man ja mit englischer Hilfe den Canal aus eigenen Mitteln vollenden und, statt 15% vom Reinertrage, den ganzen Gewinn in die Tasche stecken, denn jene Regierung wird niemals Energie genug haben, ein solches Unternehmen bis an's Ende durchzuführen. In diesem letzten Satze liegt ein Irrthum. Prinz Napoleon hat ganz Recht, wenn er zwar trivial, aber treffend sagt: „Das Gouvernement von Aegypten gleicht einem Manne, der seine Hosen verliert, weil er keinen Knopf anzunähen versteht. Die Orientalen heften nie den letzten Knopf an. Vor 10 Jahren haben sie 20 Millionen für die Barrage des Nils ausgegeben; sie benutzen aber diese wohlthätige Einrichtung gar nicht und büßen die Zinsen des verausgabten Kapitales ein, und das Alles, weil ihnen die Schleusenthore fehlen, die ihnen 1 Million oder höchstens 1,500,000 Frcs. kosten würden."

Von orientalischer Seite kann die Vollendung des Canals nicht erwartet werden; sie wird *bald* erfolgen, wenn der Bau in Händen der von Herrn von Lesseps so trefflich dirigirten Compagnie bleibt, welche jetzt schon den Süßwassercanal hergestellt und die maritime Straße so weit gefördert hat, daß sie nach den mit den Bauunternehmern geschlossenen Contracten in 4 Jahren, also anno 1868, fertig sein muß, *vielleicht* in Jahrzehnten durch die Engländer, wenn die bestehende Gesellschaft ruinirt werden sollte. Dazu ist zum Glück keine Aussicht vorhanden, denn in der Generalversammlung, welche am 1. März dieses Jahres zu Paris gehalten wurde, legte Herr von Lesseps den Actionären erstens das Gutachten von 45 angesehenen Juristen vor, welche ohne Ausnahme bekräftigten, daß der Compagnie Unrecht geschehen sei, zweitens einen vom Directorium an den Kaiser gerichteten Brief, in dem die Hilfe und Vermittelung desselben angerufen wird und drittens ein Schreiben des Vicekönigs, welcher sich bereit erklärt, den zwischen ihm und der

Suez-Canalgesellschaft schwebenden Streit von dem Kaiser schlichten und sein schiedsrichterliches Urtheil als letzte Instanz gelten lassen zu wollen.

Der Kaiser nahm das ihm übertragene Vermittelungsamt ohne Bedenken an und unterschrieb seinen ausführlich motivirten Rechtsspruch am 6. Juli 1864 zu Fontainebleau. Die Gesellschaft hatte Ursache mit demselben zufrieden zu sein, denn sie soll für ihre in Frage gestellten Rechte reichlich entschädigt werden, und zwar so, daß sie von der ägyptischen Regierung 84 Millionen Frcs. Schadenersatz erhält: 38 Millionen für die Maschinen und europäischen Werkleute, welche die ägyptischen Arbeiter von jetzt an ersetzen müssen, 30 Millionen für die Wiederabtretung des Grund und Bodens, 6 Millionen als Schadenersatz für die der Gesellschaft entzogenen Rechte auf den Süßwasser-Canal, 10 Millionen als Heimzahlung der Herstellungskosten desselben Wasserwerkes. Die ganze Summe wird in 16, durch den kaiserlichen Spruch genau normirten, jährlichen Raten ausgezahlt werden müssen, so daß die Gesellschaft in der nächsten Zeit, allein durch diese Entschädigungssumme durchschnittlich einen jährlichen Zuschuß von 5,250,000 genießen wird. — Dies klingt äußerst günstig; man darf aber nicht vergessen, daß die Gesellschaft für das erworbene Geld viele zukünftige Vortheile und Rechte opfern muß. Dennoch scheint uns der kaiserliche Spruch schon darum dankenswerth für das Unternehmen zu sein, weil er der Welt den Beweis gibt, daß die Lesseps'schen Pläne keine bloßen Hirngespinnste sind, sondern auf ganz reellem, goldenem Boden stehen. Würde sich wohl sonst der Vicekönig von Aegypten dazu verstanden haben, so große Summen für Dinge zu bezahlen, die mit dem Scheitern des Projectes jeden Werth verlieren? — Das Zustandekommen des Canals ist gesichert und die Lage der Compagnie erscheint nach der letzten Versammlung der Actionäre am 6. August dieses Jahres so günstig, daß wir der Hoffnung der Betheiligten, der maritime Canal müsse anno 1868 fertig werden, gern beitreten mögen.

Dies ist die Geschichte des Suezcanals bis zum heutigen Tage. Ehe wir nun weiter gehen und einen Blick auf die Zukunft des Lesseps'schen Projectes werfen, liegt es uns ob, einen andern Plan zu erwähnen, der gleichfalls den Zweck verfolgt, die Umschiffung des Caps der guten

Hoffnung unnöthig zu machen und das mittelländische mit dem rothen Meere zu verbinden.

Der britische Schiffscapitän William Allen hat denselben ersonnen und ihn in einem zweibändigen Buche („A new route to India") erläutert und ausgeführt. Sein Gedanke ist so kühn, daß man ihn beinah extravagant nennen könnte. Er will die Ebene von Esdraelon durchstechen, das mittelländische Meer in das tiefer liegende Jordanthal leiten und behauptet, der also entstehende gewaltige Strom müsse sich als gigantischer Wasserfall über das todte Meer hinweg stürzen, und jenseit desselben, in südlicher Richtung, seinen weiteren Weg durch die ganze, an 20 deutsche Meilen lange Wady el Arabah nehmen, um bei Akaba in das rothe Meer einzumünden. — Dieser Plan ließe sich hören, wenn der Erfinder den 4—500′ hohen Berg el Sateh eben so gut in natura, als auf der Karte ausstreichen könnte.

Petermann hat das Allen'sche Project mit mehr als genügendem Ernste gewürdigt; wir aber bitten unsere Leser, einen Blick auf die Karte zu werfen und, wenn sie über den von dem Engländer vorgeschlagenen Verbindungsweg gelächelt haben, die Landenge von Suez ernsthaft mit uns zu betrachten.

Das rothe Meer, jener schmale Ausläufer des stillen Oceans, welcher sich durch die Straße Bab-el-Mandeb als Grenzscheide zwischen das westliche Arabien und das nordöstliche Afrika drängt, spaltet sich im Norden unter dem 28.° nördl. Br. in zwei Arme, welche sich, wie die Fühlhörner einer Schnecke, gen Nordost und Nordwest ausstrecken. Sie trennen das Dreieck der Sinaihalbinsel von Aegypten und Arabien in solcher Weise ab, daß es nur auf seiner nördlichen Seite mit dem Festlande zusammenhängt. Der rechte Arm endet bei Akabah, der linke würde bei der Hafenstadt Suez seinen Abschluß finden, wenn er sich nicht in eine Bodensenkung mit vielen Seen bis zu dem mit dem Mittelmeere zusammenhängenden Behere Menzaleh (Menzaleh-See) fortsetzte. Diese Bodensenkung ist die eigentliche sogenannte Landenge von Suez. In der Mitte derselben fluthet der in der Ueberschwemmungszeit mit Wasser gefüllte See Timsah (Krocodil-See), bei welchem das sich gen Westen verlängernde Tiefthal Wadi Thumilât, das Gosen der Bibel, be-

ginnt. Zwischen Suez und dem Timsah-See liegen die ziemlich sechs Meilen langen sogenannten bittern Seen, zwischen den Menzaleh und Timsah fluthet der Ballah-See. So stellt denn die ganze Landenge einen von vielen Wasserbecken besetzten tiefen Thaleinschnitt dar, der nur durch eine einzige kleine Erhöhung, die Schwelle von el Gisr, unterbrochen wird. Seine Länge beträgt in gerader Linie nicht mehr als 16 deutsche Meilen, das ganze Terrain eignet sich vortrefflich zu dem von Herrn von Lesseps hier begonnenen Canale, welcher im Süden bei Suez, im Norden unweit des alten Pelasium seinen Meeres- und im Timsah und den bittern Seen seinen Binnenhafen finden soll. —

Die ganze das Mittel- und rothe Meer direkt verbindende Wasserstraße soll 21¼ deutsche Meile lang, 100 Meter breit, 8 Meter tief werden und 160,000,000 Fr. — oder 42,500,000 Thlr. kosten.

Der jetzt vollendete Süßwassercanal berührt, aus dem Nile kommend, den See Timsah und verbindet das Delta mit dem rothen Meere.

Wir ersparen uns ein näheres Eingehen in die Topographie der Landenge; können aber nicht unterlassen, uns über die Mangelhaftigkeit der den Lesseps'schen Berichten beigegebenen Karten zu beklagen. Die „vue Panoramique" würde, wie die geographischen Mittheilungen ganz richtig bemerken, vortrefflich „in die Jahrmarktsbilderbogen für die lieben Kleinen" passen.

Wenden wir uns jetzt zu den Vortheilen, welche der Welt aus diesem Canale erwachsen werden, so müssen wir all unsere Nüchternheit zusammen nehmen, um nicht, wie so mancher französische und deutsche Schriftsteller vor dem hellen Lichte, welches wir hier leuchten sehen, des unvermeidlichen Schattens ganz zu vergessen. Und darf man sich wundern, wenn sich viele für ein Unternehmen begeistern, welches Humboldt so warm befürwortete, und welches unserem Goethe, wie Eckermann mittheilt, den Wunsch, er möchte noch 50 Jahre lang leben, um seine Vollendung begrüßen zu dürfen, auf die Lippen zwang; welches nicht nur dazu bestimmt zu sein scheint, den materiellen Verkehrsmitteln, die unsere Zeit erfunden und zu verwerthen gelernt hat, eine neue Bedeutung und eine reiche Verwendung zu geben, sondern auch als civilisatorisches Element, rein geistig einen mächtigen Einfluß zu üben?

Der östliche Theil der Erde wird von 600 Millionen Menschen bewohnt und der Suezcanal muß dieselben unserem Erdtheile um so viel näher bringen, als der Seeweg nach Asien durch das rothe Meer kürzer ist, als die Straße, welche um das Cap der guten Hoffnung herumführt. Man denke, daß ein von Triest nach Bombay segelndes Schiff auf letzterem Wege 3576, auf ersterem nur 1404 Meilen zurückzulegen hat, daß beinahe alle europäischen Schiffe, wie die folgende Tabelle beweisen kann, wenn sie nach dem Osten wollen, die Hälfte der früher von ihnen zurückgelegten Meilenzahl durch den Suezcanal sparen werden.

Nach Bombay	via Cap d. G. H. deutsche Meil.	via Suez. deutsche Meil.
von Constantinopel aus	3660	1080
Triest	3576	1404
Marseille	3390	1424
Cadix	3120	1378
Lissabon	3210	1500
London	3570	1860
Amsterdam	3570	1860
St. Petersburg	3930	2220
New-York	3720	2257

Dieser Abkürzung entsprechend kann zum Theil auch die Schnelligkeit der Ostindienfahrten werden. Die Häfen im Mittelmeere, besonders unser gewerbthätiges Triest und das aufblühende Odessa werden einen neuen Aufschwung gewinnen, das seetüchtige Volk der Griechen wird schnell emporblühen, das rothe Meer eine belebte Handelsstraße und die kleinen Häfen an demselben Stapelplätze für europäische Handelshäuser werden. Das Monopol der Engländer, den arabischen Meerbusen auszubeuten, wird aufgehoben und Aden aus einem nur den Britten zugänglichen Platze ein Welthafen werden.

„Und wenn das Innere Arabiens," so schreibt unser hochverdienter Freund Karl Andree, der dem Canalprojecte mit unparteiischster Strenge gegenübersteht, „auch den christlichen Europäern nicht zugänglich wird, so kann es dagegen nicht fehlen, daß sie in dem einst mächtigen Abessinien festen Fuß gewinnen und auf die Umgestaltung der Verhältnisse in diesem zumeist christlichen Lande einwirken. Das innere Ostafrika

ist productenreich, kann werthvolle Erzeugnisse für den Handel liefern und seinen Verbrauch an europäischen Waaren beträchtlich steigern. Dieser Verkehr wird vorzugsweise in die Hände der mediterraneischen Europäer gelangen. Die letzteren werden überhaupt sehr wesentliche Vortheile von dem Canal haben; ihnen eröffnet er einen kürzeren Weg gen Süden und Osten. Im Welthandel greift Alles in einander, er bildet eine über die ganze Erde verschlungene Kette mit tausend Gliedern, die allesammt mittelbar oder unmittelbar in Berührung stehen und durch welche eine electrische Strömung geht, der kein Theil fremd bleibt .....

„So wird ein Gedeihen der großen Handelsdomaine am Mittelmeer, der levantinischen Verkehrszone und des commerziellen Bereichs am arabischen Golf auch auf die atlantischen Regionen fördernd und gedeihlich einwirken, und wir freuen uns im voraus dieser Ergebnisse, obwohl wir unsere Hoffnungen nur kaum ein Drittel so hoch spannen, wie manche eifrige Fürsprecher des Canals. Aber wir hegen von seiner Bedeutung auch nicht die geringe Meinung, wie sie namentlich von Engländern ausgesprochen wird."

Soweit der treffliche Verfasser der Geographie des Welthandels, dem wir in vieler Beziehung beipflichten, denn, wenn auch schon der bloße Gedanke, daß durch den Suezcanal die bis jetzt nur oberflächlich von dem Geist unserer Cultur und Religion berührten Völker des Orients bald in den Bereich unserer Denk- und Gefühls- und Lebensweise hineingezogen werden sollen, hinreicht, um uns für das Lesseps'sche Unternehmen zu begeistern, so dürfen wir von der andern Seite nicht verkennen, daß wir uns gegenüber der Darstellung des Franzosen manchen Bedenken nicht verschließen können. Das wichtigste von allem würde in unserer Furcht vor der Verwirklichung des französischen Planes, das mittelländische Meer zu einem französischen See zu machen, liegen, wenn wir in dieser Beziehung nicht einigermaßen durch die Eifersucht der Engländer, welche in Gibraltar, Malta und Corfu festen Fuß gefaßt haben und durch die Hoffnung, daß nach der Eröffnung des Suezcanals die türkische Seemacht bedeutend wachsen wird, beruhigt würden.

Unser zweites Bedenken liegt in der Furcht, die Kosten des Unternehmens möchten den Voranschlag bedeutend überschreiten: haben wir doch z. B. nicht nur durch Andreossi, sondern auch von anderer zuver-

lässiger Seite erfahren, die Bay von Pelusium sei so sandig, flach und schlammig, daß man kolossale Molen in's Meer hinausbauen und ungeheure Baggerarbeiten vornehmen müsse, um sie für größere Fahrzeuge schiffbar zu machen. Die Kunst und die gewaltigen Hülfsmittel unserer Ingenieure haben schon größere Schwierigkeiten überwunden und werden ganz gewiß am Nordende des Canals einen schiffbaren Hafen zu Stande bringen; derselbe wird jedoch um so kolossalere Mittel beanspruchen, je höher von jetzt an die Arbeiter der Compagnie bezahlt werden müssen. Möge der Canal aber auch so viel kosten, als er wolle — so zweifeln wir doch nicht, daß man die erforderlichen Mittel beschaffen wird; nach seiner Vollendung wird man jedoch in den ersten Jahren große Mühe haben, die nöthigen Zinsen aufzubringen, und was nun gar die sanguinisch verheißenen Dividenden betrifft, so scheinen uns dieselben noch in weitem Felde zu liegen. Die Haupt-Prämisse des Herrn von Lesseps, auf die sich fast all seine pecuniären Conclusionen stützen, ist die, daß von den 6 Millionen Tonnen, welche jährlich das Cap der guten Hoffnung umsegeln, die Hälfte, also 3 Millionen, den Canal passiren werden. Diese Annahme muß und wird irrthümlich bleiben, so lange sich der ganze Weltverkehr um die atlantische Zone dreht, so lange die statistische Thatsache unangefochten bleibt, daß von den 16,000,000 Tonnen, mit welchen alle Völker der ganzen Erde zusammengenommen das Meer belasten, 13,000,000 Tonnen den germanischen, d. h. denjenigen Nationen angehören, die ausschließlich den atlantischen Ocean bewohnen. Die Völker, welche auf dem Becken des Mittelmeeres Schifffahrt treiben, können sich in nautischer Beziehung nicht im Entferntesten mit denen des nordwestlichen Europa messen, und doch ist der Canal ganz besonders auf den Welthandel der ersteren angewiesen. Die mediterraneischen Fahrzeuge machen gar selten Reisen nach dem vom stillen Ocean bespülten Asien, während das nördliche Europa und Amerika alljährlich Tausende und aber Tausende von Schiffen dorthin versendet. Die ersteren werden unter allen Umständen den Weg durch den Canal zu nehmen haben, die Segelschiffe der germanischen Völker werden aber fast immer bei der Umschiffung des Caps der guten Hoffnung verbleiben, denn sie werden, wenn sie den Isthmus von Suez passiren, wenig Zeit sparen, viel theurer reisen und große Gefahren zu bestehen haben. Die kürzeste Reise eines

Segelschiffes von Bremen nach Batavia um das Cap dauert nach den Klingenberg'schen Listen 92 Tage — nach Constantinopel, das eben so weit ist, als der Hafen von Pelusium 59 Tage. Von Suez nach Batavia kann ein Segelschiff bei allergünstigstem Winde nicht schneller als in 55 Tagen fahren. Wenn wir also die für die Canalpassage nothwendige Zeit ganz übersehen, so bedarf ein Bremer Segelschiff, das über Suez nach Batavia fährt, mindestens 114 Tage, während es dasselbe Ziel auf dem Wege über das Cap der guten Hoffnung in 92 Tagen erreichen kann; es wird also durchaus keine Zeit gewinnen, wenn es die neue Straße wählt, dagegen warten seiner auf derselben bedeutend größere Gefahren und Kosten, als auf dem alten Wege. Das berüchtigte Gewässer des Canal la manche kann hier und dort nicht vermieden werden, die Windstillen in den Aequatorialgegenden werden von der Hülfsschraube unschädlich gemacht und die Gefahren des das Cap der guten Hoffnung bespülenden Gewässers sind gar nicht zu vergleichen mit denen, welche den Schiffer erwarten, der die Säulen des Hercules, das rothe Meer und die Straße von Bab-el-Mandeb zu durchsegeln hat. Auf ersterem Wege genügt die Mannschaft des Schiffes, auf dem neuen wird man bei Gibraltar, im Canal und im rothen Meere, das von gefährlichen Riffen wimmelt, theuere Schleppdampfer zu miethen und bei Pelusium einen sehr bedeutenden Zoll, von dem die ägyptische Regierung 15 Procent erhält, an die Unternehmer des Suezcanals zu entrichten haben. Wir glauben nicht, daß wir zu hoch greifen, wenn wir behaupten, daß ein Segelschiff via Suez um ⅓ theuerer und keineswegs schneller reisen wird, als via Cap der guten Hoffnung. Ohne die oben erwähnten Schlepper würden nur wenige Fahrzeuge fortkommen können, denn Sir Harford Jones hat ganz recht, wenn er sagt: „6 Monate des Jahres kann kein Segelschiff in's rothe Meer hinein und 6 Monate lang keins herauskommen." In der Bay von Aden weht nämlich ein östlicher Monsum 6, ein westlicher 6 Monate des Jahres. Außerdem muß man bedenken, daß ein auf dem gefährlicheren Wege fahrendes Schiff höheren Versicherungszins zu bezahlen haben wird, als bisher. Die nordeuropäischen Segelschiffe, mehr als die Hälfte aller vorhandenen, werden also keineswegs weise handeln, wenn sie die Umschiffung des Caps wegen des auf

der Karte so viel näher erscheinenden Weges aufgeben wollen; auf die amerikanischen Fahrzeuge (die Vereinigten Staaten besitzen deren 40,500, während England nur 36,000 sein eigen nennt) darf endlich die Compagnie nicht mit Gewißheit rechnen, denn wenn die Landenge von Panama durchstochen werden sollte — was freilich noch in weitem Felde liegt — so wird es keinem amerikanischen Schiffe, das nach Australien, China oder Ostindien bestimmt ist, einfallen, den viel weitern und gefährlichern Weg über Suez zu wählen. Heute schon wird ein kleiner Theil der nach jenen Gegenden bestimmten Waaren mit der Panamaeisenbahn nach dem stillen Ocean befördert.

Trotz dieser scheinbar ungünstigen Conjuncturen steht dem Canale dennoch eine große Zukunft bevor, denn alle nach dem stillen Ocean bestimmten Schiffe, welche mediterraneischen Völkern angehören und sämmtliche europäische Dampfer, deren Ziel der stille Ocean ist, werden sich des Suezcanals bedienen. Die englischen Kohlen, welche jetzt in Aden für ungeheuere Preise erstanden werden müssen, werden billiger werden und die Steamer in die Lage kommen, weniger Brennmaterial und mehr Waaren laden zu können. Die meisten den Segelschiffen durch die Benutzung des Canals drohenden Nachtheile haben für die Dampfer keine Gültigkeit; sie werden die Fahrt durch den Canal nach Osten in bisher nie gekannter Schnelligkeit und wegen der Zeitersparniß mit verhältnißmäßig geringen Kosten zurücklegen können. Der Dampfschifffahrt gehört die Zukunft und es kann wohl sein, daß Herr Szarvady Recht hat, wenn er sagt: „Bedenkt man, wie tagtäglich Segelschiffe von starkem Tonnengehalt und solider Bauart mit Schrauben versehen werden, wie überhaupt, ehe nicht eine andere motorische Kraft die Wirkung des Dampfes ersetzt, das gemischte System der Segel und der Schraube gegen die Abhängigkeit von Wind und Strömung eben so sehr, als gegen die ungeheueren Kosten und Mißstände einer weiten Fahrt mit reiner Dampfkraft gleichzeitig die gewünschten Garantieen darbietet, so läßt sich zugleich annehmen, daß in 50 Jahren eine Segelfahrt um das Cap ebenso selten sein wird, als jetzt eine Reise im Eilwagen zwischen London und Manchester oder zwischen Hamburg und Berlin. Man wird zur Begründung einer Dampfherrschaft zur See die Segelschiffe ebenso-

wenig um Erlaubniß fragen, als man die Postillone und Postmeister um die Erlaubniß zur Anlage von Eisenbahnen gefragt hat."

Diesem dem sichern Durchdringen des bewährten Neuen das Wort redenden Satze schließen wir uns gern an und fassen unsere Ansicht über die Rentabilität des Lesseps'schen Unternehmens dahin zusammen, daß wir glauben, es werde anfangs kaum die nöthigen Zinsen abwerfen, später aber eine vielleicht bedeutende Dividende erzielen. In den ersten Jahren werden nur mediterraneische Segelschiffe und verhältnißmäßig wenige, größtentheils zu Beförderung von Passagieren bestimmte Dampfer aller Nationen, später aber fast alle von Europa nach Osten reisenden Fahrzeuge mit Rädern oder mit der Schraube versehen, den Canal passiren. Dann erst wird die Devise der Compagnie: Aperire terram gentibus „die Erde den Völkern eröffnen" in das langersehnte terra gentibus aperta est „die Erde steht den Völkern offen" verwandelt worden sein, dann erst wird sich durch den gesprengten schmalen Riegel der volle Strom der Civilisation ergießen und 600 Millionen in den höchsten Fragen rückständiger Menschen werden von ihrer befruchtenden Macht erhoben, veredelt und bereichert werden. Durch den regelmäßigen Handel mit Europa, welcher nur durch den Suezcanal denkbar ist, werden die östlichen Völker immer enger mit uns verbunden werden, der aufblühende Verkehr wird diejenigen Nationen, welche ihn pflegen, dankbar bereichern und das Gedeihen des Nachbarn auch die widerstrebenden Völker endlich dahin bringen, daß sie uns und den uns folgenden Segnungen die Thore öffnen. Dem Handel folgt der Wohlstand, dem Wohlstand die Cultur und diese beiden vereint, brauchen für ihr Bestehen vor allen anderen Dingen nur Eines: den Frieden. Wir hoffen von dem Suezcanale, daß er ein wahres Friedenswerk und ein Füllhorn werden wird, dem für alle Völker ohne Ausnahme Gaben entströmen. Wenn diese zu fließen beginnen, so werden alle Völker der Erde ihren Antheil verlangen, und England, der furchtbare Gegner des großen Projectes wird seine Hand so sicher am ersten und weitesten ausstrecken, als es, trotz all seiner Ränke und Machinationen ein Werk nie und nie ungeschehen machen kann, das von so mächtigen Bundesgenossen unterstützt wird, wie der Suezcanal. Dieser verdankt seinen Ursprung nicht nur einem einzelnen Unternehmer, sondern dem Bedürfnisse der

ganzen Welt. Seine weltliche Stütze ist die öffentliche Meinung, seine geistige die große civilisatorische Idee, welche unsere Zeit durchweht. Die zahllosen Angriffe gegen solches Unternehmen bringen jenem England wenig Ehre, welches früher der ganzen Welt Furcht einflößte und sich jetzt vor aller Welt zu fürchten scheint. Sicher und stetig, aber vielleicht durch manches Hinderniß aufgehalten, wird es vollendet werden zum Ruhme unseres Jahrhunderts, zur Ehre des Herrn von Lesseps, seines großen, unermüdlichen Leiters, der uns gewiß nicht zürnt, wenn wir, trotz unserer Begeisterung für sein Unternehmen, unsere Bedenken frei und offen dargelegt und die Dinge dargestellt haben, wie wir sie sehen.

Volkswirthschaftliche Briefe aus Rußland.*)

St. Petersburg, 17. October 1864.

Nichts ist dem Einzelnen in seiner Trägheit, in seinen Unterlassungssünden willkommener, als wenn er die Folgen derselben auf irgend eine größere Ursache, irgend eine allgemeine Calamität zurückführen kann. So auch die Nationen, welche ja nur Einzelnheiten im Gesammtvölkerstaate sind.

Unser Wechselcours auf das Ausland, das Kriterium unseres Credits im Auslande und auch im Inlande hat in den letzten Wochen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, denn er war so unaufhaltsamem Sinken verfallen, daß der heutige Stand des Papiergeldwerthes der schlechteste ist, der sich seit Einführung des jetzigen Papierrubels eingestellt hatte. Woher diese plötzliche Panique? Wer oberflächlich urtheilt oder so, wie ich am Beginn dieses Briefes gesagt, der ist mit der Antwort schnell bei der Hand. Die Lage des auswärtigen Geldmarktes, der fortwährend starke Metall-Export nach Asien und Aegypten, die Erhöhung des Zinsfußes in London, Paris, Berlin, Frankfurt; die zahlreichen

*) Von competenter Seite werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß ich in meinem vorletzten Briefe (Nord. Revue, Septemberheft S. 283) in die Passiva des Staates die verzinslichen Depots mit 163 Millionen R. und die Schuld der Regierung an die Creditanstalten mit 145½ Millionen eingerechnet habe, während letztere schon in ersterer inbegriffen ist, also hier ein double emploi vorliegt. Ferner wird mir bemerkt, der Reingewinn von 878,000 R. (S. 285) rühre von den Handelsoperationen der Bank und nicht von ihren Geschäften mit der Regierung her. — Ich beeile mich, diesen beiden Ratificationen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, da, wie ich schon im Eingange meines damaligen Schreibens sagte, mir jede böswillige Absicht fremd ist und auch fremd bleiben muß bei dem Umstande, daß ich meine Correspondenz unterzeichne. An der Sache selbst ändern übrigens die obigen Errata nichts; es sind mir vielmehr gleichzeitig andere Mittheilungen über die Bankbilanz zugegangen, die meine Kritik nur zu sehr bestätigen.

Bankerotte in London u. s. w. werden in kosmopolitischer Selbstüberhebung aufgezählt, und man glaubt damit erklärt zu haben, warum der Papierrubel heute 22 Proc. an seinem Nennwerthe verliert, wenn er gegen Metall umgesetzt werden soll. Eigentlich ist aber damit gar nichts erklärt, denn es bleibt noch immer die Frage, woher es kommt, daß die Wirkungen der amerikanischen Krisis, der aegyptischen Goldbedürfnisse, der Londoner Bankerotte sich an allen andern europäischen Plätzen durch eine Erhöhung des Zinsfußes fühlbar und sichtbar machen, während bei uns ein stetes Sinken der Geldwerthe eintritt? Wir sind begierig, die Antwort auf diese Frage von denjenigen unserer Theoretiker zu hören, die (wie z. B. der Bankier Raffalowitsch aus Odessa) behaupten, das Sinken des Wechselcourses sei nicht durch die Entwerthung des Papiergeldes herbeigeführt. Für uns erklärt sich die Sache ganz einfach. Der hohe Preis des Kapitals im Auslande kommt bekanntlich zum Theile daher, daß man nach den obengenannten überseeischen Ländern bedeutende Metallquantitäten ausführte, die nicht schnell genug oder überhaupt nicht zurückfließen; zum Theile daher, daß England, welches seinen Import baar bezahlt, seinen Export aber auf zwölfmonatlichen Credit abgiebt, in diesem Jahre bedeutend mehr einführt, als es im vergangenen Jahr ausgeführt hatte, also gegenwärtig mehr Zahlungen zu bewerkstelligen hat, als ihm deren einlaufen; endlich aber von dem weiteren Umstande, daß europäische Kapitalien jenseit der Meere sichere und lucrative Unterkunft finden und darum täglich mehr die bis jetzt allein als sicher betrachteten europäischen Placements gegen überseeische eintauschen; speciell kommt noch hinzu, daß in neuester Zeit ein Theil des deutschen Geldmarktes, angesichts der Friedensaussichten in den Vereinigten Staaten, die billigen amerikanischen Staatspapiere als Speculationswerth massenhaft aufkaufte. All diese Erscheinungen, so drückend sie auch im Augenblicke auf den Handelsverhältnissen lasten, sind gesunder, gewinnverheißender Natur für die Zukunft. Aus der Klemme, welche England heute empfindet, läßt sich für das nächste Jahr schon ein Ueberfluß von Edelmetall voraussehen; das Abströmen von Kapitalien in andere Welttheile ist nicht nur an und für sich ein erfreuliches Zeichen des Fortschrittes in jenen Gegenden, es bringt auch ein erhöhtes Erträgniß des Kapitals mit sich, vermehrt also dieses direct, und auch indirect, indem es zu

neuem Kapitalsammeln anspornt. Wir wollen nicht gerade ganz so optimistisch über die Speculation in amerikanischen Werthpapieren urtheilen; man könnte sich verrechnet haben, es könnte der Krieg länger dauern als man jetzt vermuthet; es könnte auch die amerikanische Regierung nach hergestelltem Frieden zu Maßregeln greifen, wodurch jene Speculationen und die Gewinnerwartungen, welche sich daran knüpften, vereitelt würden. Wie dem auch sei, die meisten und die vorzüglichsten Erscheinungen, in denen sich gegenwärtig die europäische Krisis ausdrückt, müssen als günstige Anzeichen für die Zukunft betrachtet werden. Nur die momentane Verlegenheit des Geldmarktes drückt sich also in dem hohen Zinsfuße aus, zu dem die meisten Banken gegriffen haben. Es ist dies anerkannt das beste Mittel, um dem Abfluß des Metalls Einhalt zu thun, um den gewagten Speculationen einen Riegel vorzuschieben und um die letzten müßigen Kapitalien aus ihren Verstecken hervorzulocken. In Ländern mit geregeltem Geldumlaufe kann es kein anderes Präservativmittel geben; so weit sich dieses als unnütz erweist, erübrigt den großen Creditanstalten nur, waghalsigen Geschäftshäusern den Credit zu versagen und sie ihrem Geschicke zu überlassen. Sind diese Anstalten sonst mit der nöthigen Vorsicht an ihre Operationen gegangen, so werden die von ihnen ausgegebenen Creditpapiere eine Entwerthung nicht zu besorgen haben; die Actien solcher Etablissements müßten sogar in ähnlichen Fällen im Werthe steigen, da durch den erhöhten Zinsfuß ein vermehrtes Erträgniß erzielt wird — wäre nicht der Umstand, daß in Momenten solcher Krisis sämmtliche Werthpapiere wegen des erhöhten Kapitalbedürfnisses zum Sinken neigen. So manifestirt sich eine Geldkrisis in Ländern mit geregeltem Münzwesen.

Wie ganz anders bei uns! Eine chinesische Mauer, aus Papiergeld aufgeführt, schließt unsern Geldmarkt von dem auswärtigen ab. Unser disponibles Kapital, insofern es aus landläufiger Papiermünze besteht, ist den Verlockungen des Auslandes nicht ausgesetzt, insofern es aber in Metall besteht, ist es Waare im strikteſten Sinne des Wortes und nicht Kapital, welches in bestehenden Unternehmungen angelegt wäre, und sofern es den Verlockungen des Auslandes folgt, wird sein Abgang nicht als eine Verminderung des in einheimischen Unternehmungen bereits untergebrachten Fonds verspürt. Darum ist eine Erhöhung des

Zinsfußes, wenn sie im Auslande eintritt, bei uns keinesfalls nothwendig. Aber der vorerwähnte Abfluß des Metalls macht sich in anderer Weise fühlbar. Wir benöthigen desselben nur zu unseren Zahlungen im Auslande; je weniger also davon im Lande bleibt, desto schwerer können sich es Diejenigen verschaffen, welche solche Zahlungen zu machen haben und desto theurer müssen sie es erkaufen, wenn sie es gegen die einheimische s. g. gesetzliche Papiermünze eintauschen wollen. Diese also wird stark ausgeboten und sinkt dadurch im Preise, wie wir es jetzt sehen, wo der Wechselcours auf Paris z. B. 312 Cnt. steht, was einem Verluste von 22 Proc. gleichkommt.

Nichts destoweniger ist es unleugbar, daß diese bedeutende Entwerthung unseres Papiergeldes, eine Entwerthung, wie sie seit 20 Jahren in diesem Maße nicht vorgekommen, nur zum geringeren Theile in den auswärtigen Geldverhältnissen ihren Grund hat; es würde diesen entsprechen, wenn das Disagio etwa 9—10 Proc. betrüge, was darüber ist danken wir dem ungeregelten Zustande unseres Geldmarktes und — es läßt sich dies nicht mehr verheimlichen — dem immer wachsenden Mißtrauen, mit welchem die Kapitalswelt das Gebaren unserer Finanzverwaltung betrachtet und deren ferneren Maßregeln entgegensieht. Die Wirrnisse unserer vielseitigen Papiercirculation mit und ohne Verzinsung sind in meinen früheren Briefen hier bereits mehrfach erwähnt worden. Je länger die Lösung auf sich warten läßt, desto schwieriger wird dieselbe, weil die Begriffe sich immer mehr verwirren und weil der Knoten um so schneller wird durchgehauen werden müssen, je tiefer in die unteren Volksschichten die Folgen der Krisis dringen. Diese Gefahr ist keinesfalls eine imaginäre; die Strömung, in welcher sich jetzt bei uns die öffentliche Meinung wieder bewegt, zeugt dafür. Die Maßregeln, welche die Regierung im Jahre 1862 ergriffen, um dem Geldumlaufe wieder eine geregelte Basis zu geben und in Folge deren der Werth der Assignaten nahezu auf Pari gestiegen war, hatten namentlich die gute Wirkung gehabt, Diejenigen zum Schweigen zu bringen, welche offen den Staatsbankerott predigten und nur noch von diesem eine Besserung der Finanzlage erwarteten. Dieses billige Recept wird nun wieder vielfach ausgeboten mit einem Anschein von Patriotismus und Uneigennützigkeit, der gar viele zu täuschen vermag. Man behauptet, die Entwer-

thung des Papiergeldes sei nun einmal eine vollbrachte Thatsache, der Verlust in Folge derselben habe sich durch alle Schichten der Bevölkerung vertheilt, er sei quasi schon verschmerzt und überwunden und — fügt man hinzu — wenn der Staat sich heute auch das große Opfer auferlegte, den Preis des Papiergeldes wieder auf seinen gesetzlichen Stand zurückzuführen, so würde doch diese Maßregel Diejenigen nicht entschädigen, welche beim Eintritte der Entwerthung im Besitze des Papiergeldes waren, sondern nur Jene, in deren Händen es sich zur Zeit befände. Es giebt darum viele Stimmen, die, gestützt auf solche Raisonnements, verlangen, die Regierung möge den Werth des Papierrubels auf den heutigen Tagescours, also auf etwa $\frac{3}{4}$ oder $\frac{4}{5}$ des Nennwerthes reduciren, und sie glauben damit allen Ernstes einen großen und erfolgreichen Vorschlag gethan zu haben. Auswärtigen Lesern gegenüber schäme ich mich fast, solche Ideen noch ernstlich bekämpfen zu müssen; daß dies aber hier zu Lande nothwendig, mögen Sie aus dem Umstande entnehmen, daß der bezeichnete Vorschlag oft genug in meiner Gegenwart im Salon eines hochgestellten Finanzbeamteten lebhaft debattirt und auch von s. g. Fachmännern vielfach in Schutz genommen wurde. Wir wollen also Diejenigen, denen der Reductionsplan so vortrefflich mundet, die doppelte Frage stellen: erstens, wenn die Preisherabsetzung eingetreten ist und Rußland statt der jetzt umlaufenden 640 Millionen R. nur eine Circulation im Werthe von 480—500 M. hat, wird dann das neue Papiergeld auch sofort gegen Metall einlösbar sein und woher werden die Mittel dazu geschafft werden? Zweitens: wenn nicht, wird denn dem Sinken des neuen Papiergeldes durch die erfolgte Reduction des alten irgendwie Einhalt gethan? Wird der Ausländer, welcher den dermaligen Rubel nur 20 Proc. unter dem Nennwerth annimmt, dem neuen Rubel ein vollwichtiges Zutrauen schenken, nachdem er eben erst erfahren haben müßte, daß sein Mißtrauen gegen das russische Papiergeld, wie er es durch das Disagio von 20 Proc. ausdrückte, nur zu gerechtfertigt war? Es ist wohl richtiger, vorauszusehen, daß in Folge einer Reduction das Ausland russische Werthe überhaupt verschmähen würde und daß, wo es dieselben annähme, sein erstes Streben dahinginge, sich für den erlittenen Verlust zu entschädigen und das neue Papiergeld zu möglichst billigem Preise an sich zu bringen — und auch schnell wieder los zu

werden, bevor eine weitere Entwerthung eintritt. Der reducirte Rubel, wenn er heute zum Tagescourse, also zu 320 Centimes oder 80 Kop. ausgegeben würde, möchte also bald auf 240 Cent. herabsinken; dann könnte nach der oben auseinandergesetzten Ansicht eine neue Reduction eintreten und so fort bis ins Unendliche, d. h. bis die Finanzen des Landes und sein Credit im Auslande gründlich ruinirt wären. Will man diese Eventualität vermeiden, will man verhindern, daß bei Regelung der Finanzfrage die Leidenschaften über die Vernunft den Sieg davontragen, so darf mit dieser Regelung nicht lange mehr gezögert werden.

Es mag vermessen erscheinen, wenn ich in dieser flüchtigen Uebersicht es zugleich unternehme, anzudeuten, wie jene Regelung vor sich gehen müßte. Aber

la critique est aisée et l'art est difficile,

könnte man uns sonst erwiedern und da wir keineswegs die Prätension haben, Neues zu bieten, so sei es immerhin versucht, an der Hand der Wissenschaft und der Erfahrung, diejenigen Wege anzudeuten, in welche die Regierung einlenken muß, um mit Hülfe der Zeit dem Geldwesen wieder eine solide Basis zu gewinnen. Soll ein Privatmann seine in Unordnung gerathenen Verhältnisse wieder ins rechte Geleis bringen, so wird er seine Ausgaben einschränken, auf die Vermehrung seiner Einnahmen bedacht sein und mit seinen Gläubigern sich derart arrangiren, daß er das Ersparte zur allmählichen Schuldentilgung verwendet. Vor neuen Schulden wird er sich möglichst hüten. Staaten und Regierungen können dieses Programm selten oder nie in allen seinen Theilen verwirklichen. Was speziell Rußland betrifft, so wird an seinen Ausgaben nicht viel zu feilschen sein. Wenn auch möglicherweise die Bezwingung des Kaukasus eine Verminderung des Heeraufwandes gestattet, so giebt es doch andere dringende Ausgaben in so großer Anzahl, daß sie die etwaige Lücke sofort ausfüllen. Darum eben geschieht auch jetzt schon das Mögliche in Bezug auf das zweite Mittel, die Vermehrung der Einnahmen. Die Zukunft in dieser Beziehung ist vielverheißend; gleichwohl läßt sich von den neuen Steuern, von den Steuererhöhungen und von den Mehreinnahmen an den bestehenden Steuern keine Beihülfe zur Lösung der Papiergeldfrage erwarten; höchstens können sie einen negativen Erfolg ergeben, indem sie das Entstehen eines

Deficits verhindern. Im Uebrigen aber müssen die Mehreinnahmen auch auf laufende Ausgaben verwendet werden; das Unterrichts-, das Justiz- und das Communicationswesen erheischen vermehrte Ausgaben, um die Steuerkraft des Landes zu erhöhen; auch werden einzelne Einnahmeposten im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt früher oder später ganz wegfallen müssen. Es erübrigt also nur zur Regelung unserer Finanzwirren, die schwebende Schuld, in welcher dieselben culminiren, vermittelst einer Reihe von Creditoperationen zu consolidiren und so dem Goldumlauf wieder einen soliden Boden zu schaffen. Unstreitig lassen sich diese Operationen nicht mit einem Schlage ausführen; aber schon die Gewißheit, daß endlich einmal ernstlich Hand ans Werk gelegt wird, würde unsere Creditverhältnisse erheblich bessern und dadurch die Operation selbst wesentlich erleichtern. Diese müßte wohl damit begonnen werden, daß von denjenigen Werthpapieren, welche die schwebende Schuld repräsentiren, als da sind Creditbillete (Assignaten), Tresorscheine (s. g. Serien), vierprocentige Bankbillets, ein großer Theil dem Umlaufe entzogen und in fixe Rentenscheine umgewandelt würde. Dies wäre die s. g. innere Anleihe, welche also auch wir, wie unsere Gegner, herbeiwünschen; mit dem Unterschiede jedoch, daß Letztere die einlaufenden Gelder zu Eisenbahnbauten und Industrieunternehmungen verwendet zu sehen wünschen, während unsres Erachtens diese Aufgaben der Privatindustrie (allenfalls unter Regierungs-Garantie) überlassen, die durch die Anleihe erlangten Fonds aber nicht wieder in Umlauf gesetzt werden müssen. Ist einmal in dieser Weise der Geldmarkt von den ihn überschwemmenden Werthpapieren befreit, so wird das fehlende Metall sich ohnehin wieder aus seinen Verstecken hervorwagen und aus dem Auslande zurückströmen. Doch wird es sich im Lande erst dann sicher fühlen, wenn ein erneutes Verdrängen durch übermäßige Papierausgabe nicht mehr zu besorgen ist, und dies kann erst geschehen, wenn der Notenumlauf auf metallischer Basis beruht und wenn kein Papierrubel weiter ausgegeben werden darf, so lange nicht dessen Gegenwerth in Metall oder in Werthpapieren mit kurzer Verfallszeit vorhanden ist. Solche Sicherheit gewährt aber — dies lehrt die Vergangenheit aller Länder und die Gegenwart bei uns — nur eine Privatbank. Die Regierung selbst muß sich die Ausgabe jedweden

Papiergeldes untersagen und dieses Geschäft gänzlich den Privatbanken überlassen. Damit aber diese ein dankbares und sicheres Terrain finden, müssen die vorhandenen Zwangsnoten mit thunlichster Beschleunigung aus dem Umlaufe gezogen werden, und dazu ist eine Metallanleihe erforderlich, welche wohl nur im Auslande aufgenommen werden kann. Der Betrag derselben muß keinesfalls sofort der ganzen Höhe des umlaufenden Papiergeldes entsprechen, denn anerkanntermaßen wird nur ein geringer Theil des umlaufenden Papiergeldes zur Umwechselung vorgestellt werden und es wird ein Leichtes sein, den Privatbanken, welche an Stelle der Regierung und der Staatsbank treten, einen gewissen Theil des jetzigen Papierumlaufes zu überantworten. Nichts destoweniger darf es aber die Regierung nicht bei der Anleihe als bei der einzigen Maßregel zur Wiederherstellung einer regelmäßigen Circulation bewenden lassen. Sie wird für den ganzen Betrag dieser schwebenden Schuld eine bestimmte Bürgschaft zu geben haben, z. B. den Banken, welche einen Theil derselben auf sich nehmen, gewisse Domänen verpfänden und ihnen gestatten müssen, dieselben sofort zu veräußern, wenn das Bedürfniß, die jetzigen Staatsnoten gegen Metall umzuwechseln oder sonst aus dem Umlaufe zu ziehen, sie dazu zwingt. Die Regierungen, wie Sie sehen, können alte Schulden nur durch neue Schulden tilgen; auch hierin gleichen sie dem redlichen Privatmanne nicht. Aber doch wäre in dieser Veränderung ein großer Schritt zum Guten gethan: die schwebende Schuld würde nicht mehr auf allen Verhältnissen lasten, sie würde dem Geldumlauf nicht mehr all sein Blut aussaugen und ihn wie einen Schattenriß (aus Papier) einherschleichen machen, sie würde den disponiblen Kapitalien nicht den ewigen Kampf zwischen Rentenanlegung und geschäftlicher Verwerthung aufdrängen; das vergrabene Geld würde sie aus ihren Schlupfwinkeln und das Metall vom Auslande herbeilocken; der Speculationsgeist, welcher auf sicherem Boden operiren könnte, würde sich hervorwagen, im Lande selbst erblühen und uns auch die ausländischen Kapitalien zuführen; der Handel mit dem Auslande, welcher jetzt wegen der Coursschwankungen ein reines Hazardspiel, bei dem Gewinn und Verlust ganz unmöglich zu berechnen ist, würde wieder eine gesunde Basis erlangen — und tritt dann erst noch eine Reihe von Maßregeln ins Leben, als da sind: Reformen des Zoll-

tarifs, Erleichterung der Zollmanipulationen, Concession von Eisenbahnen (mit Zinsengarantie und, wie in andern Ländern, mit Contribution von Seiten der betheiligten Gemeinden und Provinzen) und anderen industriellen Unternehmungen mit mehr Leichtigkeit als dies jetzt geschieht; fallen endlich auch die Schranken, welche gegenwärtig noch einzelne Bevölkerungsschichten vom allgemeinen Rechte ausschließen und ist erst die bereits promulgirte Justizreform ins Leben getreten, so wird es dem Lande ein Leichtes sein, die finanziellen Verirrungen der letzten Jahre schnell zu überwinden und Rußlands Credit im Auslande wieder auf jenen Blüthenpunkt zu bringen, wie er unter Nikolaus' Regierung gestanden. Hier wird die Sache, je länger sie verzögert wird, desto schwieriger.

Ant. E. Horn.

Stuttgart.

Ein Stadt- und Residenzbild.*)

II.

Die württembergische Hauptstadt ist eine süddeutsche, eine schwäbische Stadt und eine Residenz — diese drei Factoren verleihen ihr den Charakter, die Färbung und das eigenthümliche Gepräge. Das Charakterbild von Nord und Süd ist so häufig und theilweise mit solchem Geschick gezeichnet worden, daß es Eulen nach Athen tragen hieße, wollten wir es hier noch einmal versuchen. Mit besonderer Vorliebe haben gerade die Schwaben sich damit abgegeben, die Grenzmarken des Unterschiedes festzustellen und darin sogleich ein wesentliches Grundelement ihres Naturells zu Tage gelegt: die Eigenartigkeit, die sich gern von allem Anderartigen abscheidet, das Fremde von sich fern hält und sich auf sich selbst stellt. Dies geschieht aber nicht etwa naiv, sondern wesentlich kritisch bewußt, und gerade einer der scharfsinnigsten Köpfe Schwabens, einer der feinsten Kritiker unserer Tage, Fr. Th. Vischer, hat in seinem „Strauß und die Württemberger" das anschaulichste Charakterbild der Nord- und Süddeutschen gegeben, so daß wir hier desselben entrathen können, wenn es auch wesentlich zur Basis der Charakteristik der Bewohner unserer süddeutschen Hauptstadt dienen würde. Sieht unsere leichte Skizze nun von den charakteristischen Unterschieden zwischen Nord und Süd ab, so bleibt ihr doch das specifisch Schwäbische zu betonen, das die kräftigsten und namentlich manche grellen Farben für das Bild auf die Palette liefert. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob die Residenz die Eigenartigkeit des schwäbischen Charakters verwischen, die Ecken und Kanten abschleifen, die Farben bis zur Unkenntlichkeit

*) S. Nord. Revue II. Heft 1.

durcheinander mengen müsse, wozu in neuerer Zeit die Vergrößerung der Stadt, der Fremdendurchzug und Fremdenzuzug, welcher so heterogene Elemente unter die Masse bringt, wesentlich beitragen könnte — aber man würde sich in einem großen Irrthum befinden, wenn man das glaubte und nur beweisen, daß man den schwäbischen Charakter nicht kennt. Der Schwabe ist ein so in sich abgeschlossenes Naturell, eine so scheue Natur, die alles Fremde von sich abstößt, eben weil es fremd ist, er ist so erpicht darauf, mehr zu sein, als zu scheinen, daß er alles, was auf Schein und Außenseite gerichtet ist, haßt, und als Schein und Flitter erscheint ihm alles Fremde, weil es ihm schwerfällt, es sich zu assimiliren. Die leichte und flüssige Art, die Dinge zu nehmen und wiederzugeben, die dem Norddeutschen, dem Rheinländer, dem Franken selbst eigen, dünkt ihm Oberflächlichkeit, die Gewandtheit in Sprache und Benehmen Affectation, und nun einerseits im drückenden Gefühl seiner Unbehilflichkeit, andererseits aber auch in dem stolzen Bewußtsein eines tieferen, gehaltvolleren Kernes stemmt er sich mit einem gewissen Trotz dem Fremden entgegen und zieht sich in sich zurück. Der Schwabe behält trotz der leichteren Verkehrsmittel, welche die Stämme durcheinanderrütteln, doch mit größter Zähigkeit sein specifisch schwäbisches Gepräge; er pocht gewissermaßen darauf, daß er so schwerfällig und hartköpfig ist, weil er wohl weiß, daß dahinter auch eine gute Eigenschaft steckt, er rühmt sich sogar, daß es ihm nicht so leicht von der Zunge geht, immer mit dem schadenfrohen Gefühle, daß die Gewandtheit des Fremden nur eitel Trug ohne reellen Kern sei, und daß er den äußerlich Glänzenderen unter dem Scheine der Beschränktheit und Naivetät doch zuletzt überliste. So ist die Gefahr, daß sich der schwäbische Charakter durch den Hof, der so viele fremde Elemente um seine Sonne kreisen macht, durch die Ausländer, die von der schönen Lage und dem behaglichen Leben angelockt werden, durch den größern Verkehr, in den die Stadt seit einem Jahrzehent hineingezogen ist, sich verlieren werde, wirklich nicht groß: kaum alterirt wird er davon. Der Schwabe hat seine Fühlhörner immer vorsichtig ausgestreckt: sobald er aber von einem fremden Elemente berührt wird, zieht er sich in sein Schneckenhaus zurück. Das Großstädtische, das Stuttgart durch den immensen Zuwachs an Einwohnern mehr und mehr zu gewinnen scheint, wir wissen nicht, daß es ihm

irgend etwas von seinem specifisch schwäbischen Charakter genommen. Ja, nicht nur den schwäbischen Charakter trägt die Stadt; das Altwürttembergische, dessen Herz Stuttgart war und ist, hat ihm, wie es scheint, für alle Zeiten das Gepräge verliehen. Das Oberschwäbische und Fränkische, die neueren Landestheile, die schon lange hereinspielen und ihre eigenthümlichen Elemente mit dem Altwürttembergischen vermischen könnten, haben sich bisher instinktiv von der Residenz fern gehalten und ihr keine fremden Ingredienzien zugemischt. Verschließt sich der Schwabe in der Heimath gern dem Fremden, so sucht er es um so mehr draußen. Den Schwaben findet man an allen Ecken und Enden der Welt, und es ist bekannt, daß im entferntesten Winkel der Erde auf die Frage: „Ist kein Böblinger da?" niemals die beruhigende Antwort fehlt, daß mindestens ein Schwabe vorhanden sei. Der Schwabe reist und wandert, obgleich ein Gebirgsländer, gern und leicht; der Stuttgarter vorzüglich liebt es die Welt zu sehen, und die Zeiten sind vorbei, wo man einen Kaufmann Schill, weil er sich ein Jahr in Paris aufgehalten, den Pariser Schill nennen konnte. Aber wenn er zurückkehrt, ist er der Alte, er fügt sich wieder in die alte Beschränkung, er sucht die alten Bekannten auf, setzt sich in seiner Abendgesellschaft an denselben Platz, den er vor einer „Weltfahrt" eingenommen, und verräth weder durch Sprache noch Aeußeres, daß er jenseit Etters gewesen: er trägt höchstens, wenn er einige Zeit in England zugebracht, seine Vatermörd er bis über die Ohren. Auch würde man ihm die Ausländerei übel vermerken, und wenn er zuweilen über heimische Beschränktheit schimpft, so läßt er seinen Aerger höchstens an einem schwäbischen Kellner aus, dem Embryo eines großen auswärtigen Hoteliers, und fühlt sich bald wieder so behaglich und bequem in dieser Beschränktheit, daß er die Fremde rasch vergessen hat. Er kann sich in der Heimath — denn der Haß gegen äußere Form und Formenwesen ist allgemein — so ungezwungen gehen lassen, daß er die Vorzüge der Fremde bald nicht mehr sieht und dem, der eben von dort zurückkehrt, nur scheu die Hand reicht, bis er sich versichert hat, daß auch er von der Ansteckung frei geblieben. All diese Elemente zusammen, mit dem ernsten, nach innen gekehrten Charakter, mit dem Mangel an aller Leichtlebigkeit, die seine Nachbarn besitzen, würden dem Charakter des Stuttgarters etwas unendlich

Schwerfälliges geben: aber hier tritt die Residenz mit ihren Mischungen und Fluctuationen belebend ein. Der Hof mit seinem reichen Hofstaat, den fremden Gesandten und dem heimischen Adel, das Militär, aus allen Districten des Landes zusammengewürfelt, die Beamten, die Künstler, und vor allem die Fremden, welche sich lieber einer mehr geistige Genüsse bietenden Residenz, als einer Fabrik- und Handelsstadt zuwenden — das bringt eine leichtere Blutmischung hervor, als die beschränkte Welt einer Provinzstadt sie haben kann. Nun treten dazu noch die Elemente eines belebten Handels und eines durch alles dies in erwerbreiche Thätigkeit gesetzten Gewerbes: so ist doch ein Verein von Hebeln vorhanden, der die Stadt in einer Weise beleben kann, daß in ihr sich trotz jener Abgeschlossenheit und Verschlossenheit des heimischen Naturells höchst angenehm leben läßt. Und kaum möchten wir glauben, daß die Universität, welche man so vielfach hierher verlegt wünscht, ein sich so leicht vermischendes Element wäre. Der Hof, der ein so prägnantes Ingrediens Stuttgarts ist, machte — wir stehen bekanntlich gegenwärtig auf einem Wendepunkt — wenig von sich reden, und doch verlieh er der Stadt einen eigenthümlichen Glanz, jenen soliden Glanz, der sich nicht in sich selbst aufzehrt, sondern alle zum Genusse kommen läßt. Der König, den man im einfachen Bürgerkleide in seiner mehr als einfachen Droschke selbstkutschierend durch die Straßen fahren, nur von einem Bedienten begleitet weite Ritte machen oder allein und am liebsten unbeachtet in seiner Residenzstadt, die ihm so viele Verschönerung verdankt, umher wandern sah, machte wenig Aufhebens von sich; aber wie er auf des Landes Wohlstand unablässig bedacht war, so lag ihm die Residenz, ihr äußerer Glanz, ihr innerer Reichthum und die Mehrung der geistigen Genüsse, die sie bieten sollte, sehr am Herzen. So entstanden jene großartigen Bauten in Stuttgart und seinen Umgebungen, jene Kunstsammlungen, die sein Geist geschaffen; so blieb die Bühne bis beinahe zuletzt auf der Höhe der ersten Bühnen Deutschlands; so nahm die Stadt durch ihre Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten einen ungewöhnlich hohen Rang ein. Ist den württembergischen Fürsten auch nicht jene cordiale Herzlichkeit der Bayern gegeben, halten sie sich auch in gemessener Ferne und beobachten sie streng das Reglement des Oberhofmeisteramtes, wie denn nie ein Bürgerlicher, den nicht sein Rang in der Beamtenhierarchie

oder dem Militärschematismus auf die Höhe eines Adeligen stellte, die Schwelle der königlichen Ball- und Speisesäle überschreiten durfte und nur auf den Lustschlössern außerhalb Etters courfähig war; sprach der König auch selten, wie es dem Bayern-Ludwig so leicht wird, auf der Straße irgend einen Nichtadeligen und Nichthofbeamten an; wurde das Militär auch in ungewöhnlicher Weise bevorzugt, die Wissenschaft und das Gelehrtenwesen, vorzüglich aber Alles, was mit Literatur in Verbindung kam, namentlich der Journalismus, mißachtet und über die Achsel angesehen — was wir einem alten Krieger nicht übel nehmen wollen — so war doch König Wilhelm ein bei allen Ständen beliebter, wir dürfen, so paradox es scheinen könnte, sagen, ein populärer Fürst. In einer achtundvierzigjährigen Regierungszeit haben natürlich die Passionen vielfach gewechselt. Selbst sein Sinn für die Kunst hat mancherlei Wandlungen erfahren: der Baukunst hatte er zuletzt seinen ganzen Sinn zugewandt und drehte dem Ballet den Rücken, das einst das glänzendste in ganz Deutschland gewesen, wie zu seines großen Ahns, Herzog Karls, Zeiten. Seine jüngste Leidenschaft wird seinen Namen am dauerndsten erhalten. Große Hoffestlichkeiten, welche unnütz Tausende verschlingen und die nur einen kleinen undankbaren Kreis an den Fürsten ketten — an ihnen fand er so wenig Geschmack, daß er im Gegentheil mit jedem Jahre mehr darauf bedacht wurde, dem Volke außer dem panis, auch die circenses zu schaffen. Für wen sollte er auch, mit wem sollte er Hoffeste veranstalten? Die auswärtigen Gesandten beschwerten sich allerdings über die Langeweile des Württemberger Hofes und gaben zuletzt selbst keine Fêten mehr, während die Shee's, Gortschakoffs, Buols, Fontenays früher selbst einen kleinen Hof gemacht und die glänzendsten Soireen gegeben. Mit Hofbeamten und Epauletten giebt man keine brillanten Hoffeste, und der hohe und reiche Adel, die Fürsten und Grafen von Oberland und Franken hatten sich auf ihre Schlösser zurückgezogen und erschienen nur sporadisch während der Landtage in der Residenz, es dem unbegüterten, niederen Adel und den fünfzig Unglücklichen, die „an Balzheim Antheil haben", überlassend, den Hofstaat zu bilden. So führte der Hof ein glanzloses Stillleben, das nur während der Wintervilleggiatur des Königs in Nizza durch die sich Tag für Tag aneinanderreihenden Feste unterbrochen wurde, welche die sonst so

einfache Königin, die man früher nur tagtäglich die große Tour hatte abfahren und im Theater nach einer Verbeugung im Schatten ihrer Loge verschwinden sehen, veranstaltete. Mit der Rückkehr des Königs aus Nizza hörten auch die Feste auf, die sich durch das spätere Kränkeln des alten Fürsten von selbst verboten.

Von dem jetzt regierenden König flüstern sich die bürgerlichen Kreise gern in's Ohr, daß der junge Hof nicht in solch' aristokratischer Abgeschlossenheit leben wolle, wie der Hof des alten Königs; daß der junge König ein lebenslustiger Fürst sei, der das Amüsement liebe und dieses nicht nach dem Rangreglement geordnet wissen wolle. Er hat sich überdies mit lauter jüngeren Leuten umgeben, was von selbst auf ein beweglicheres Thun und Treiben deutet und bei seiner Liebhaberei für Kunst, namentlich Musik und Theater, dürfte ein heiterer Geist und eine größere Bewegung in die seit lange stagnirende Hofluft kommen. Ein specifisch geistiges Element soll in dem königlichen Vetter, Grafen Wilhelm von Württemberg, der gegenwärtig Gouverneur der Bundesfestung Ulm ist, und sich jüngst mit einer Prinzessin von Monako vermählte, an den Hof gezogen werden. Der Graf, der erst jüngst wieder einer Section der Geschichts- und Alterthumsforscherversammlung präsidirte, ist ein Gelehrter und dürfte dem wissenschaftlichen Elemente, das am alten Hofe streng verpönt war, am jungen Hofe, wenn auch nicht eine herrschende, so doch eine anerkennende Geltung verschaffen. Die Wissenschaft hat ihn auch dem Bürgerthum näher gebracht und er würde leicht einen Verkehr zwischen den aristokratischen und bürgerlichen Kreisen anbahnen können, wenn er mächtig genug bei Hofe würde. Auf unserem Uebergangsstandpunkte müssen wir uns mit Erwartungen begnügen.

Die Vertreter der auswärtigen Höfe, welche wie die Trabanten um die Sonne des Fürsten, bei dem sie accreditirt sind, kreisen, empfingen seit lange so wenig Licht von dem stillen und glanzlosen Hofe, daß sie selbst auch keinen Glanz entfalten konnten. Stuttgart galt sonst als eine Gesandtenschule: wir haben die bedeutendsten diplomatischen Namen am hiesigen Hofe gesehen; die vielgenanntesten waren hier accreditirt und machten ein glänzendes Haus. Diese Zeiten sind vorbei: keine großen Fêten, keine brillanten Soireen, keine reichen Diners, keine stolzen Equipagen. Das Alles ist so bürgerlich sparsam geworden, was früher so

viel von sich sprechen machte, daß jedes Kind auf der Straße die Gesandten der fremden Mächte an den Fingern herzählen konnte, während man sich jetzt mühsam auf ihre Namen besinnen muß. Wir wissen nicht, sind unsere Maßstäbe anders geworden, weil jetzt der bürgerliche Emporkömmling es dem Gesandten gleich thun kann, oder haben sich die Verhältnisse seit dem Jahre 1848 total geändert und die Unterschiede mehr ausgeglichen: wir wissen nur soviel, daß kein Gesandter mehr ein großes Haus macht und doch sind die Besoldungen nicht geringer geworden, und die gesteigerten Marktpreise werden — das wollen gewiß die Höfe nicht — einen Einfluß auf die Repräsentation doch nicht üben dürfen. Wir verkennen nicht, daß der alte Hof selbst an dieser geringen Glanzentfaltung mit schuld sein mochte, da auch er den fremden Vertretern nichts bot. Aber wenn die Gesandten nicht zu Consuln herabsinken wollen, so müßten sie einen größern Luxus entwickeln, namentlich wenn sie bedenken, daß der Aufwand, der der Residenz zu Gute kömmt, nicht blos zum Glanze ihres Hofes beiträgt, sondern ihnen auch sonst hoch angeschlagen wird.

Der Adel am Hofe ist, wie wir bereits berührt, zum großen Theile arm. Es ist nicht ein Adel, der den Sommer auf seinen Gütern zubringt, und im Winter am Hofe lebt, sondern ein Aemter suchender und innehabender Adel, meist aus jüngern Söhnen mäßig begüterter Familien bestehend, die durch die Ablösung ihrer Auflösung nahe waren. Trotz allen demokratischen Geistes, der in der Residenz herrscht, würde man es doch gern sehen, wenn es dem jungen Hofe gelänge, die Fürsten und Grafen des Landes wieder um sich zu versammeln, die entweder im Auslande leben oder im Winter hier ihre Hasen und Füchse jagen und lieber mit ihren Kaplanen und Schulzen kegeln, als dem Hofe einen erhöhten Glanz verleihen. Der Hofadel fühlte das Bedürfniß, sich von der Beamtenaristokratie und dem Bürgerthume abzuschließen, um sich noch etwas vorzubehalten, nachdem das Bürgerthum bis in die höchsten Rangstufen vorgerückt, und die Geldaristokratie ihm selbst den ersten Rang im Theater, die Präponderanz des glänzenden Auftretens, Wohnens- und Lebens streitig gemacht. Einen Millionenclub, wie in Hamburg, kann die Geldaristokratie noch nicht gründen: so hat der Adel mit seinem Club, der sein Local auf dem von uns oft genannten Schloßplatze hat, und auf seiner

Terrasse seine Abgeschlossenheit sogar noch zur Schau tragen kann, ein Unendliches voraus.

Zu diesem Club gab selbst der württembergische Kronorden, der dem Personaladel verleiht, noch keinen Zutritt. Nur der Militäradel öffnete einen Spalt der Thüre durch die blitzenden Epaulettes. Da er sich aber im Club doch nicht ebenbürtig behaglich fühlte und in die Beamten- und bürgerlichen Kreise nicht ganz hinabsteigen wollte, suchte auch er sich in dem alle Kreise aufnehmenden „Museum" noch besonders abzuschließen und gründete den Militärverein, wo noch ausschließlicher als im Vereine mit Beamten von Avancement und Dienst gesprochen wird. Das Militär spielt in Stuttgart, obgleich es ein ganz bedeutendes Contingent zur Einwohnerzahl stellt, nicht die große Rolle wie in andern Residenzen. Der König, als alter Krieger, hatte seine Lust am Militär, doch trug er sich glücklicher Weise mit soviel andern für das Land ersprießlicheren Dingen, daß von einer Präponderanz nicht die Rede sein konnte, und wenn bei Hofgesellschaften auch die Uniform vorherrschte, so war dies doch in allen andern Kreisen nicht der Fall. Eine Stufe höher als die Beamtenwelt glaubt das Militär immerhin zu stehen, und da offiziell der Offizier vom Major an den Personaladel führt, im socialen Leben der Militärkreise aber schon die Leutnantsfrau sich das „von" aneignet und sich „gnädige Frau" tituliren läßt, so rangirt sich der Offizier gern unter den Adel, der ihn factisch duldet, sofern er ihn als einen Hofdiener ansieht und nicht als Staatsdiener. Ein strenges Abschließen unter sich hat dem Militär in Stuttgart nie recht gelingen wollen. Der adelige Offizier hält sich an den Club, der bürgerliche hat sich an die höhern Beamten angeschlossen und mit diesem einen Verein im Vereine gebildet — im Museum nämlich, von dem sogleich die Rede sein wird. Stuttgart hat nur Infanterie und Reiterei. Die Waffen, welche eine größere wissenschaftliche Bildung erfordern, liegen in Ludwigsburg. Die Infanterie enthält mehr bürgerliche Elemente und mischt sich daher leichter unter Beamte und Kaufleute: die Reiterei und namentlich die Garde, welche beinahe ausschließlich aus Adeligen gebildet ist, hält sich von diesen Kreisen fern, um ungestörter den „lieben nobeln Passionen" obliegen zu können, in die heutzutage freilich auch von der Nichtgentry bedenklich gepfuscht wird. Wenn in Stuttgart

ein Element vorwiegt, so ist es das der Beamten und Kaufleute. Bekanntlich galt Württemberg lange als der Schreiber-Staat und er ist es noch heute in vorzüglicher Betonung. Der große Reichthum, der sich bei unsern Großhändlern, Fabrikanten, Buchhändlern und Kaufleuten im Allgemeinen angesammelt, gab ihnen das Gleichgewicht mit den Beamten, die meist nicht in glänzender pecuniärer Lage sind und wenigstens in einer Hinsicht an den Kaufleuten hinaufsehen müssen, wenn sie auch im Innern tief auf sie herabsehen. Der Reichthum, der sich früher auf wenige Familien concentrirt hatte, ist in den Nichtbeamtenkreisen vorherrschender geworden und die Schreiberherrschaft hat sich mehr und mehr auf die Provinzstädte zurückgezogen, namentlich solche, welche noch nicht durch die Eisenbahn in den Weltverkehr gezogen worden. Den socialen Mittelpunkt für Beamtenthum und Handel bildet das „Museum", das bei einem geringen Jahresgeld und der einzigen Bedingung des „gebildeten Standes" mehr als 1000 Mitglieder zählt. Nur der Handwerker ist ausgeschlossen. An Handel- und Beamtenthum schließt sich noch Literatur und Kunst. So vereinigt die Gesellschaft alle Elemente; selbst das Militär, wenn es nicht gar zu exclusiv aristokratische Ansprüche macht, findet hier angenehmen Verkehr. Dem Manne bietet das Museum alles was der Gebildete wünschen mag: ein reich ausgestattetes Lesezimmer, eine gut gewählte Bibliothek, Conversationssäle, Spielzimmer, geräumige und billige Restaurationslocale. Wir haben auf unsern Reisen in Deutschland kaum ein ähnlich gut ausgestattetes Institut gefunden, das zum Beispiel dem Manne, der die Familie entbehrt, so von Morgens bis spät in die Nacht Unterhaltung und Anregung, soviel Comfort böte, und nahezu mit den englischen Clubs concurriren kann, in einem Punkte sie sogar noch übertrifft, sofern die Frauen und Töchter der Mitglieder nicht von diesem Club ausgeschlossen sind, wenn sie auch die oben genannten Räume nicht betreten dürfen. Im Winter erschließen sich ihnen von vierzehn Tagen zu vierzehn Tagen die Ballräume, in denen Reunionen mit Musik in den zwischenfallenden Wochen abgehalten werden, so daß auch die nicht ballfähige weibliche Jugend oder das Alter nicht ganz leer ausgeht. Zu Concerten hat das Museum verschiedene Male Anlauf genommen, der Erfolg lohnte die Mühe nicht in einer Stadt, die der musikalischen Genüsse so viele bietete, zu denen das Museum

selbst um seine Räume so häufig angegangen wird. Auch wissenschaftliche Vorträge treten nur sporadisch auf; sie zählen nicht wie anderwärts zu den Unterhaltungs- und Anregungsmitteln, und bei der großen Zahl der Mitglieder können Vorträge auch nicht gut von der Gesellschaft selbst ausgehen. Jedes Mitglied hat ein Recht an die Räume und so bildet sich in den einzelnen Zimmern jeden Abend eine Reihe geschlossener Gesellschaften von Fachgenossen, Freunden und Bekannten, ohne deshalb das große Ganze zu stören. Nur als in der Aufnahme eine laxere Observanz eintrat, schied sich eine Gesellschaft aus der Gesellschaft, die wenigstens ihre Frauen und Töchter nur mit einer gewissen Elite verkehren lassen wollte: eine Ausscheidung, die für die Gesellschaft anfänglich bedenklich erschien, da sich aber zuletzt alle Elemente in die Elitengesellschaft einschlichen, bedeutungslos wurde. Sommers vereinigt dies Museum seine Mitglieder in einem prachtvoll gelegenen Garten, der jederzeit offensteht und wöchentlich einmal Musik, im Frühjahr und Herbst Maienfest und Weinlese bietet. Auch kleine Bälle, bei denen die jüngste Mädchengeneration die ersten Schritte auf das schlüpfrige Parket des Balles macht, schließen sich in dem Gartenpavillon der Silberburg an die Donnerstagsreunionen, die bei den Stuttgarter Hausfrauen in schlechtem Renommée stehen, da es gewöhnlich an diesen Tagen regnet. Behaglich wird sich im „Museum" in der Stadt, wie auf der Silberburg draußen indeß nur der bewegen, der beide Anstalten tagtäglich besucht, sonst wird er sich mitten in der Gesellschaft, die ihn unter die Ihren aufgenommen, deren Mitgliedern er nach allen Richtungen innerhalb des geschlossenen Kreises, den die Statuten ziehen, ebenbürtig sein sollte, doch fremd fühlen; er wird sich nur wie ein Gast in diesem Kreise bewegen. Wer aber am Lesetisch, am Billard, im Conversationszimmer, am Spiel, an den Wirthschaftstischen seinen bestimmten Platz sich ausgesucht, dem wird er nicht leicht streitig gemacht und dem mag es gewiß ganz behaglich sein. In den Vormittagsstunden, nach Tisch und Abends findet man dieselben Gesichter, die sich ihr Recht an diesen Platz ersessen haben. Vor Tisch wagt sich in dem fleißigen Stuttgart selten ein Mitglied in die untern Wirthschaftsräume, selbst die mittleren Räume sind nur von ein paar Pensionären besetzt, welche die Zeitungen lesen und nicht höher steigen wollen. Die Lesezimmer im obersten Stock füllen sich am frühesten.

Um Mittag erscheint zuerst das Junggesellenthum, das hier seinen Tisch hat. Dann erscheinen die Kaffegäste, die Billard-, Karten- und Dominospieler, um die sich eine rauchende und alles besser wissende Gallerie bildet. Nur auf kurze Zeit leeren sich die Räume: aber sobald die Bureaux sich schließen, füllen sich alle Zimmer und werden nicht mehr leer; die Kaufleute erscheinen am spätesten und bleiben am längsten. Selbst die katholische Geistlichkeit hat ihren festen Tisch zwischen Billard und Brettspiel. Die elegantesten Räume sind der Literatur vorbehalten und dieser Theil des Institus läßt nichts zu wünschen übrig, während das Schwabenalter und der Schreiberstand sich zu sehr zur Bedingung der Vorstandsschaft gemacht, um nicht in manche Verhältnisse eine schädliche Stagnation zu bringen. Künstlerische und literarische jüngere Kräfte, welche die gesellige und geistige Anregung der Mitglieder fördern könnten, werden, wenn sie nicht als Professoren selbst wieder verknöchert sind, von dem Ausschuß fern gehalten, weil sich zum Vorstand nach schwäbischer Anschauung nur ein Beamter eignet, dessen Rücken alle Grade der Beugungsfähigkeit erwiesen hat. Das Geldbrotzenthum hat sich nie die gleiche Stellung zu erringen vermocht. — Schließt sich hier das Beamtenthum hermetisch ab, während das Militär nach dem Club hin liebäugelt und der reiche Handelsstand mit den untern Schichten coquettirt, um es mit Niemandem zu verderben, so hat das Bürgermuseum oder wie man es früher patriarchalisch nannte „die Bürgerstube" für alle Raum. Der Aristokrat pur sang nach Ahnen und Gesinnung, würde hier ebenso freundlich aufgenommen sein, als der ärmste Bürger, wenn er nur nicht schlecht beleumundet ist. Bietet das Institut auch nicht so reiche literarische Anregung, so lassen sich's die Bürger nach des Tages Last und Hitze hier um so wohler sein. Bei Tage sind die Räume nicht sonderlich in Anspruch genommen, aber der Vorstand ist auf mehr Amusement an den Abenden bedacht. Sehnt sich gleich die Bürgerstochter, die es mit der armen Beamtentochter und selbst mit der reichen Kaufmannstochter an äußerem Glanze leicht aufnehmen kann oder zum mindesten keck aufnimmt, auch nach dem „obern Museum" und würde sie gern ein Armband zum Opfer bringen, könnte sie nur einmal das nicht glattere aber doch aristokratischer sich gebarende Parket betreten, das ihr verschlossen ist, weil ihr Vater nicht „gebildet", so

tröstet sie sich doch wieder, wenn sie mit der Arbeit in der Hand den Anfang des Concerts erwartet und sechs Stunden lang — vom Einlaß bis zum Schlusse — ihre Nachbarin zur Rechten und Linken durch ihren reicheren Anzug ärgern kann. Concerte, Bälle, Maskeraden — das alles ist so viel amüsanter auf dem Bürgermuseum, als anderwärts, daß die jungen Leute, welche sich unterhalten wollen, ohne sich beständig von Müttern heirathsfähiger Töchter wegen der redlichen Absichten und der sichern Aussichten controliren zu lassen, den geselligen Unterhaltungen des obern Museums, oder wie's die Bürger nennen des „Herrenmuseums" den Rücken kehren, sobald das Bürgermuseum eine Annonce erlassen hat. Während das obere Museum alle Mühe hatte, ein Concert zu Stande zu bringen und als alle „Mühe umsonst" war, darauf zuletzt ganz verzichtete, findet das Bürgermuseum die Künstler selbst bereit, alle Kräfte zum Amusement der Mitglieder einzusetzen, der stürmischen Huldigungen gewiß, die ihnen dort von dankbaren und derben Händen dargebracht werden. Auch das Schlechteste findet dort seinen Claqueur, und Künstler und Publikum haben das gleiche Vergnügen davon. Der gesellige Ton ist ungezwungener. Leben und Lebenlassen ist dort noch ein giltiges Wort, während bei einem Gang zwischen den Tischen des Silberburggartens auf Heller und Kreuzer nachgerechnet ist, wie viel du Vermögen oder Einkommen, wie viel Geschwister und Kinder, wie viel Aussicht auf Beförderung und Avancement du hast. Und bist du, ohne daß du's hörst — obgleich du's fühlst — von hundert Steckbriefen verfolgt, an einem leeren Platze angekommen, so wirst du's nicht wagen, wenn du's auch könntest, dir eine Flasche feineren Weins kommen zu lassen, da du morgen in aller Leute Gerede den Bankerott oder die Liquidation auf dem Leibe hättest. Je pauvrer im Aufwand, desto geachteter steigt man von der Höhe der Silberburg nieder, und liegt der Garten des Bürgermuseums auch um hundert Stufen tiefer, so gehts doch hoch her und kein Mensch fragt, wie das Genossene erworben ist.

Haben die beiden Gesellschaften ein social scharfes Gepräge, so kann man dies in politischer Richtung kaum von ihnen sagen. Das obere Museum sollte seiner Zusammensetzung nach eine conservativere, das Bürgermuseum eine demokratischere Richtung haben; aber das Erstere ist farblos und auch darin spricht sich aus, daß das Militär nicht herrscht;

das Bürgermuseum dagegen kann, wie in geselliger, so auch in politischer Beziehung alles vertragen. Doch öffnet es besonders gern den Versammlungen der Liberalen und Demokraten seine Räume. — Der Liederkranz, der die Traditionen der freisinnigen Partei zu wahren als seine besondere Aufgabe betrachtet und gegenwärtig sich ein großes Haus baut, wird seine Hallen wohl am willigsten den politischen Zusammenkünften bieten. Seine große Mitgliederzahl geht von den mittleren bis zu den tiefsten Schichten, und da „böse Menschen keine Lieder haben", so kann auch, was in diesen Räumen geschieht, nicht böse sein. Hermetisch verschlossen sind die beiden Freimaurerlogen für alle, die nicht die Zeichen des Bundes kennen und den furchtbaren Eid auf die Ordensregeln ablegen wollen: nur so viel weiß man, daß die eine „die Judenloge", die andere „die Schauspielerloge" genannt wird, weil die eine keine Juden aufnimmt, und dafür die Schauspieler vorherrschen, und umgekehrt. So war es: ob dem heute noch so ist, wissen wir nicht. Wir haben überhaupt nirgend so wenig von den Freimaurern gehört, nirgend so wenig Lebenszeichen von ihnen gesehen, als hier. Selbst nicht zu wohlthätigen Zwecken treten sie vor die Oeffentlichkeit, obgleich die eine der Logen ein schönes Palais besitzt. Viel von sich sprechen macht dagegen gern das Bergwerk, das sämmtliche Künste in sich aufnimmt. Aus den Trümmern der „Glocke" hervorgegangen, welche aus König Karls letzter Prinzenzeit hervorklingt, bewahrt sie noch immer ein aristokratisches Gepräge, ein royalistisches sogar, das ihr der Bergmeister Hackländer zu erhalten wußte. Die Künstler, mit Ausnahme derer, welche zu vornehm sind, um noch andere neben sich anzuerkennen, versammeln sich in den Formen des Bergwerks, seiner Namen und Bräuche, zu künstlerischer und geselliger Anregung. Die Bau-, Hau-, Pfau-, Mian-, Au- und Schauzeche liefern Arbeiten aus ihren Schachten in Entwürfen, Bildern, Statuen, Compositionen, Dichtungen und Declamationen, die manchen Abend sehr anziehend und lebendig gestalten, während an andern die gähnende Langeweile herrscht, weil kein Programm gemacht, sondern alles dem lieben Zufall überlassen wird. Auch hat das musikalische Element die überwiegende Macht bekommen; zum rechten Ernst ist keine Lust vorhanden und bei der Ermattung der alten Mitglieder und zu viel neuanfahrendem Zuschub, der die heitern Traditionen nicht kennt, erlahmt die Ge-

sellschaft, deren lebende Bilder, Ausstellungen und Bälle sonst Monate lang im voraus von sich sprechen machten. Nur die Weihnachtsabende und die reich gefüllten Mappen, die keiner dem andern gönnt, sind noch der Kitt, der die Gesellschaft zusammenhält, die sonst der geistigen Elemente genug hätte. — Hunderte von kleinen und kleineren Vereinen zu geselligen Zwecken, bei denen namentlich die Musik das Bindemittel ist, finden sich über die ganze Stadt hin zerstreut: wir können ihre Namen nicht aufzählen. Abgesehen von der neuesten Aera des Vereinswesens, sagt Rümelin in seiner trefflichen Charakteristik des schwäbischen Volkscharakters und hat dabei wohl Stuttgart vorzüglich im Auge, zerfällt die Gesellschaft in eine unendliche Menge kleiner und kleinster Kreise, Coterieen, Kränzchen, wo man seine besondern Tage, Häuser, Zimmer, ja Tischplätze hat und wo der Zutritt dem Fremden ziemlich schwer fällt. Das Vereinswesen findet aber eben darum so großen Anklang, weil man sich dabei nur für einzelne ganz spezielle Zwecke bindet, und in allem Uebrigen seine volle Freiheit bewahrt. Ein wichtiger Grundzug der schwäbischen Geselligkeit, der zwar im Allgemeinen als süddeutsch bezeichnet werden kann, aber doch wohl nirgends so ausgebildet und fest gewurzelt sein mag, ist die Trennung der männlichen und weiblichen Gesellschaft. Der Mann sucht seine Erholung außer dem Hause, an öffentlichen Orten in der Gesellschaft von Männern; die Frau bleibt mehr auf den häuslichen Kreis und an weiblichen Umgang beschränkt. Der norddeutsche Theetisch findet wenig Anklang und erscheint den Männern lästig. Sie wollen ungebunden sein nach der Arbeit des Tages, sich breit auslegen können und für ihr Gespräch keine Grenzen durch die Anwesenheit der Frauen gesetzt wissen. Die Unterhaltung wird dadurch bei den Männern freier, vielseitiger, gehaltvoller, sie verzichtet aber auch mehr auf die gebildeten Formen und die feinere Geselligkeit. Beim weiblichen Theile hängen damit die vielgepriesenen Tugenden der schwäbischen Hausfrau zusammen, zugleich aber auch daß höhere Geistesbildung der Frauen seltener als in Norddeutschland ist, weil sie von den Männern nicht gesucht und gewürdigt wird. Dies kann natürlich nur vom Schwaben im strengsten Sinne gelten, nicht aber von dem, der im Verkehr mit Fremden gelebt, und wo diese einmal sich eingenistet, findet auch die fremde Sitte des häuslichen Thees gern gastliche Aufnahme.

Der Mann, der den ganzen Tag auf dem Bureau, dem Comptoir oder in der Kaserne, und Abends wieder fern von der Familie am Wirthstische zubringt, muß sein Haus verschließen, mindestens jedem männlichen Besuch, der nicht sieben Verwandtschaften gerade nachweisen kann. Dadurch entsteht eine Unzugänglichkeit der Familie, welche dem jungen Manne den Umgang mit dem weiblichen Geschlechte ganz versagt und ihn auf das Wirthshaus ausschließlich anweist. Daher die Rohheit unserer jüngeren männlichen Gesellschaft, ihre ungelenken Formen, ihre taktlose Unterhaltung. Die Sittlichkeit hat mindestens den ersten Schaden von dieser verschrobenen Einrichtung. Daher auch die Masse unglücklicher oder zum wenigsten gleichgültiger Ehen. Da dem jungen Manne in Stuttgart alle Thüren verschlossen sind, die in das Heiligthum einer Familie führen würden, da er selbst eine Verwandte kaum auf der Straße anreden oder sie gar begleiten dürfte, so bleibt ihm nur der Ball, dieser glatte und falsche Boden, übrig, seine künftige Braut und Frau kennen zu lernen. Er sieht sie nur im Putz, nicht in der stillen Häuslichkeit kann er sie beobachten und findet nach der Hochzeit ein ganz anderes Wesen, wenn er nicht die Brautschaft dazu benutzt, seine Braut aufzugeben, was in unserer kleinen Residenz gar nicht zu den Seltenheiten gehört, im Gegentheil nothwendig aus der geschilderten Einrichtung folgen muß. Eine Einladung zu einer Abendgesellschaft, wie sie denn doch diese und jene Familie geben muß, fällt dem jungen Manne so schwer, daß er jede Ausrede braucht, um sich davon loszumachen, und wenn es nicht gesunde Leutnants gäbe, die etwas ertragen können und deshalb auch mit Einladungen für ihre Füße bedacht werden, so könnte man in Stuttgart in einer Abendgesellschaft nicht den kleinsten Tanz arrangiren. Die Bälle dagegen frequentirt der junge Civilist mit großer Ausdauer, bis ihm die Gewißheit eines Avancements und eines sichern Brodes gestattet, um eine seiner Tänzerinnen anzuhalten, die, wenn irgend ein sicheres Brod in Aussicht steht, gern einwilligt. Die Abende der Brautschaft bringt er dann im Hause der Eltern unter der Aufsicht der Mütter zu, und sobald die Aussteuer fertig, die Hand des Geistlichen den Segen auf die Ehe gelegt, eilt das Brautpaar auf die kurze Hochzeitsreise, und schon am Abend seiner Heimkehr ist der junge Ehemann an seinem gewohnten Platze im Wirthshause zu finden, dem er fortan

treu bleibt, so treu als seiner Frau. Jener hohe Stuttgarter Beamte, der am Abend seiner Hochzeit um elf Uhr erst aus dem Wirthshaus heimkehrte, weil er über dem interessanten Gespräche ganz vergessen, daß er geheirathet, ist eine Wahrheit und ein echter Typus seiner Landsleute.

Für den Drang nach dem Wirthshaus, der dem Schwaben und besonders dem Stuttgarter eigen, hat man eine Erklärung gesucht und gefunden. Wo die Einzelnen mehr isolirte, in sich gekehrte Individualitäten sind, glauben sie auch der sinnlichen Genußmittel als eines Mediums zu bedürfen, um auf das Niveau einer gewissen gleichen Stimmung versetzt zu werden, welche die Voraussetzung der Geselligkeit bildet, wie auch schon überhaupt die mehr nach innen, als nach außen lebenden Naturen der Versuchung, die Temperatur der innern Stimmung durch Narcotica zu steigern, mehr ausgesetzt sein sollen. Die Frauen suchen sich nun für die Vernachlässigung der Männer, die sie nicht einmal ihrer Gesellschaft würdigen, weil sie ihnen unbequem sind, durch kostspielige Kaffe- und Theevisiten, in denen sie sich gegenseitig an Luxus überbieten, so daß die Bewirthung mehr als die Unterhaltung Zweck der Gesellschaft zu werden droht und das geistige Element so gedrückt sich fühlt, daß mehr als Tagesklatsch nicht aufkommen kann. Nur das gegenseitige Belügen und Betrügen von Oekonomie und Sparsamkeit kann sich, während die Tische brechen, für einige Zeit des Gesprächs bemächtigen. Hat man während des Zusammenseins die Abwesenden verleumdet, so verleumdet man nach der Gesellschaft die, mit denen man zusammen war. Der Hausherr zeigt sich geflissentlich nie bei der Frauengesellschaft: höchstens erscheint ein galanter Ehemann zum Abholen seiner Frau. Aber wenn ihr auch das Wirthshaus verschlossen bleibt — nur ein Local öffnet sich ihr, das Café auf dem Schloßplatze, wo Damen sogar Kaffevisiten geben — so hat sie sich doch an der Seite des Mannes in die öffentlichen Gärten im Sommer eingeschlichen. Aber sie begnügt sich, am Tische zu sitzen und dem Gespräch der Männer zuzuhören; eine Rolle spielt die Frau auch hier nicht. Nur auf der Silberburg, dem Gesellschaftsgarten des obern Museums, hat sich die Frau emancipirt. Diesen kann sie allein besuchen, und der Mann ist ihr sogar dankbar, wenn sie es thut, und ihn höchstens an Musikabenden nöthigt, an ihrem Natur- und Gesellschaftsgenuß theilzunehmen und zu zeigen, daß die heirathsfähige Tochter einen

Vater in Amt und Würden habe. Auch auf den Bällen, auf denen die Frau im Nothfall allein mit der Tochter erscheinen kann, schleicht er sich möglichst bald davon, um, wenn auch nicht in seine gewohnte Gesellschaft, so doch in die Wirthschaftslocale zu kommen und erscheint höchstens während des Soupers, um die Speisen zu bestellen und zu bezahlen. Die Honneurs zu machen, dazu bedarf man seiner nicht, da selten ein junger Mann an den Tisch gebeten wird. Die jeunesse dorée soupirt an besonderen Tischen. Wie die Conversation bei solchen Zuständen beschaffen, brauchen wir selbst einer dürftigen Phantasie kaum auszumalen. Wir haben zudem hier nur die Mittelstände im Auge: bei der Aristokratie, wie bei den Ständen des Bürgermuseums herrscht ein ungezwungenerer, natürlicherer und geselligerer Ton.

Die Oberflächlichkeit der Durchschnittsbildung, welche jede Residenz zeigt, in der sich so viele Elemente mischen, tritt hier in grellster Weise hervor. Der Schwabe ist nicht mittheilsam mit seinem Wissen, und so viel in den einzelnen Köpfen angehäuft ist, es kommt nicht in Fluctuation: es findet kein Umsatz statt, das Silber des Geistes und Wissens bleibt in Barren und wird nicht in kleiner Münze ausgegeben, wie es der Norddeutsche so vortrefflich versteht und wodurch die Unterhaltung im Norden so belebt und anregend wird. So bleibt das Wissen in den Händen gewisser Kasten, die nichts davon unter die Menge kommen lassen und wodurch alle übrigen Stände nur das Wissen behalten, das sie von der Schule mitgebracht und das für das Leben kaum nothdürftig ausreicht, während heutzutage vollends durch die populären, belehrenden Zeitschriften die Oberflächlichkeit nur noch gesteigert wird. Der Wissende würde es in Schwaben als eine Profanation ansehen, etwas davon an die Nichtwissenden abzutreten, und die öffentlichen Vorlesungen, welche im Norden und auch anderwärts im Süden mit soviel Zudrang aufgenommen wurden, haben bei uns nie recht Wurzel fassen wollen. Ein gemischtes Publikum von Männern und Frauen war nie dazu heranzuziehen: nur die Frauen, welche durch den Mangel an größerm Verkehr mit Männern das Bedürfniß der Bildung nicht allein befriedigen konnten, machten das Publikum der Vorlesungen aus. Die Männer wollten sich die Abende dadurch nicht verkümmern lassen.

Stuttgart entbehrt der wissenschaftlichen Anregungen vollständig: nicht einmal literarisches Leben im weitesten Sinne des Wortes findet sich, obgleich es eine Hauptempore des Buchhandels ist. Nicht zu gedenken, daß in dieser Empore der Literatur der Schriftsteller gar keine Rolle spielt, nicht in Gesellschaft geladen wird und als Mensch von zweifelhaftem Auskommen eher gemieden ist, werden nirgend weniger Bücher gekauft, als auf diesem Hauptmarkte, wird nirgend weniger auf Lecture gehalten, als auf diesem Stapelplatze der Literatur. Das Gespräch der Gesellschaft dreht sich selten um neue Erscheinungen des Büchermarktes, die Literaturkenntniß des Einzelnen hängt von der Willkür des Leihbibliothekars ab, und hat man ein Buch gelesen, so fragt man sicher nicht nach dem Verfasser, noch weniger, daß man ihn kennen zu lernen wünschte, selbst wenn er an Ort und Stelle wohnte. Daß literarische Celebritäten sich auf unsern Straßen bewegen, davon weiß oder will der Stuttgarter geflissentlich nichts wissen. Wie unbeachtet ging selbst Uhland durch unsere Straßen, wenn er von Tübingen herüber kam! Aber nicht die Literatur allein, Wissenschaft und Kunst muß sich über solche Vernachlässigung beklagen. Welchen Namen auch ein Gelehrter und Künstler im Inland, wie im Auslande haben mag, man wird sich um seine Person nicht im Mindesten kümmern, und weit eher seine Blicke einer Größe zuwenden, die sich in Zahlen ausdrücken läßt, obgleich die Zahlengrößen, die gern von sich sprechen machen, auch erst ein neuer, aber sehr fataler Einfuhrartikel sind, da es im schwäbischen Charakter eher begründet ist, seine bessere Lage zu verdecken, als zu zeigen. Die einzige Kunst, von der, und die einzigen Künstler, von denen man spricht, sind Musik und Theater, Musiker und Mimen. Sie beherrschen den Kunstsinn Stuttgarts, in ihnen ist er vollständig absorbirt. Finden wir auch unsre Kunstausstellungen nicht leer und aufmerksame Beschauer vor den Bildern, Anerkennung und Tadel wird meist im Innern vergraben bleiben und sich selten in Worte umsetzen. Um so lebhafter und kecker äußert man sich über Musik und Theater, die sich mit Politik und dem Stadtklatsch in das Gespräch zu gleicher Hälfte theilen. Die Musik, die ein Erbtheil des Schwaben ist, hat in Stuttgart besonders fruchtbaren Boden gefunden. In jedem Hause, in jedem Stockwerke steht ein Klavier und wird von Morgen bis Abend geklimpert; Vereine aller Art fördern die Liebe

zum Gesang, und selbst zu orchestralen Aufführungen fehlt es dem Dilettanten nicht an Gelegenheit. Die Hofkapelle veranstaltet im Winter eine Reihe von Concerten, welche bei dem unerhört billigen Preise alle Stände in ihren Räumen versammeln; hier wird die vorzügliche Instrumentalmusik executirt, seit Eckert Sologesang und Declamation ganz ausgeschlossen, und da in den Räumen des Königbaus die Concerte stattfinden, so versammelt sich auch der Hof und die Aristokratie unter diesen Kronleuchtern. Auch im Theater ist auf die Musik besonderer Werth gelegt, sind ihr besondere Vortheile eingeräumt, indem die Oper den Sonntag ausschließlich im Besitze hat, und das Publikum, das für seinen Theaterbesuch auf den Sonntag angewiesen ist, somit eine Oper hört. Die Physiognomie des Opernpublikums und des Concertpublikums ist bei uns eine durchaus verschiedene, und der strenge Musikkenner geht selten in die Oper, während er ein Concert zu versäumen für eine Sünde gegen den heiligen Geist der Musik hielte. Diesem huldigt noch strenger der Verein für klassische Kirchenmusik, der sich aus kleinen Anfängen zu einer musikalischen Macht emporgeschwungen und die Musiker der strengsten Observanz, die mit Thibaut nur auf Palestrina und Orlando di Lasso schwören, vereinigt. Der Verein veranstaltet seine Aufführungen zum größten Theil mit Dilettanten in der Kirche und hat das ganze Kirchenpublikum, wie alle Musikverständigen und Musikfreunde zu Zuhörern. Der Verein für protestantischen Kirchengesang ist dadurch etwas in den Hintergrund getreten, während es der katholische Kirchengesangverein endlich möglich gemacht, dem katholischen Gottesdienst mit ungestörter Andacht anzuwohnen. Ein Orchesterverein aus Dilettanten führt einzelne Musikstücke aus verschollenen Opern, die der Erhaltung werth sind, und Orchesterstücke, welche Gott weiß aus welchen Gründen von Eckerts Repertoire verbannt sind, auf. Von Künstlern werden im Winter regelmäßige Concerte für Kammermusik veranstaltet: Quartettsoireen und Triosoireen, welche die Elite der Kenner versammeln; an Wintersonntagen haben wir sogar musikalische Matineen. Der Liederkranz mit seiner großen Mitgliederzahl pflegt den Liedergesang und hat die jährliche Huldigung für unsern großen Landsmann am Schillerfeste sich vorbehalten, aber auch bereits damit sich eine Liederhalle ersungen. Wer zählt die Namen all der Vereine, die sich in ihrem beschränktern Kreise die Pflege des Lieder-

gesanges zur Aufgabe gemacht: sie sind wie Sand am Meere und kaum wird sich ein Stuttgarter rühmen können, dem Zwange, einer musikalischen Gesellschaft anzugehören, entgangen zu sein. Die größte Pression hat aber die seit wenigen Jahren gegründete Musikschule auf Stuttgart ausgeübt. Die Lehrer dieser Schule, die wir kaum Conservatorium nennen dürfen, da sie sich selbst nur in Parenthese so nennt und noch keinen Künstler ausgebildet hat, diese Lehrer sind unsre Musikjesuiten: sie haben sich in alle Häuser, alle Familien eingeschlichen und eine Musikmanie verbreitet, die jeden, der auch Stunden hat, wo er nichts von Musik wissen und hören will, zur Verzweiflung bringen kann. Treibst du auch selber nicht Musik, über oder unter dir wird so massenhaft Musik getrieben, daß man zuletzt musikalischer Homöopath wird und Uebel mit Uebel vertreibt; freilich helfen homöopathische Dosen nichts, denn ein Zögling der Musikschule — und welches Mädchen unter fünfundzwanzig wäre das nicht! — treibt mindestens zehn Stunden des Tages Musik. Daß diese Klavierwuth eine unnatürlich gesteigerte, beweist der einzige Umstand zur Genüge, daß die wenigsten Mädchen, sobald sie verheirathet sind, noch ein Klavier anrühren. Die Klavierlehrer sind wie die Pilze aus der Erde geschossen und die Preise für die Musikstunden sind darum nicht geringer, sondern im Gegentheil höher geworden. Der größere Theil der Musikschule gehört der Wagner'schen Richtung an und sucht Propaganda für dieselbe zu machen. Das Urtheil wird also bei der jüngern Generation durch das Conservatorium nicht geschärft, sondern nur verwirrt, und der Einfluß ist ein mechanisch vielleicht ganz ersprießlicher, ästhetisch jedenfalls ein sehr zu bedauernder. Wurde unter dem verstorbenen König, der Verdi und Consorten besonders bevorzugte, durch die Oper der Geschmack nicht geläutert, so wird jetzt durch das Conservatorium, obgleich der Vorstand ein Freund der Klassiker ist, der Geschmack noch verdorbener, und da Eckert sich selbst nicht klar und von den Conservatorianern beeinflussen läßt, so kann auch durch die Concerte und die Oper nichts Gutes gewirkt, kein Gleichgewicht hergestellt werden. — Neben der Musik bildet das Theater den wichtigsten Herd der geselligen Unterhaltung. Durch die reiche königliche Dotation (175,000 fl.) der Bühne, welche es ermöglicht, Stuttgart ein Theater zu bieten, wie es fünfmal größere Städte aus eignen Mitteln nicht zu

schaffen vermögen, concentrirt sich das Interesse natürlich auf das Theater, das von je mit den ersten Kräften ausgestattet war. Durch das Aussterben der alten Größen gegenwärtig in einer Uebergangsperiode begriffen, dürfen wir in einzelnen Vorstellungen immer noch mit den größten Hofbühnen rivalisiren und die Oper hat namentlich ihren alten Ruf zu bewahren gewußt. Das Interesse des verewigten Königs war durch das schwache Gehör etwas geschwunden und damit eine gewisse Schlaffheit eingetreten; der jetzt regierende König hegt jedoch eine große Vorliebe für das Theater, und so werden wir, soweit dies in Deutschland bei dem Talentmangel möglich, bald wieder auf einer erfreulicheren Höhe sein. Nicht so vorherrschend durch alle Stände ist die Passion für das Theater bei uns, als in dem benachbarten Mannheim: wir haben einen bestimmten Kreis, der das Theater beständig besucht und das erbt sich von Generation zu Generation fort, während das übrige Publikum nur bei ganz außergewöhnlichen Gelegenheiten ins Theater kommt. Auch macht sich kein so entschiedenes Für und Wider geltend, es giebt keine Parteiungen und Spaltungen im Publikum, die einzelnen Künstler haben keinen Anhang, auf dessen Applaus sie sich verlassen können. Man kümmert sich außerhalb des Theaters nicht um den Künstler, es sei denn daß er Gelegenheit zum Scandal gäbe, und doch ist das Theater, wie wir sagten, ein wichtiger Herd unserer Gesellschaft, und während es früher nur ein Bedürfniß für die höhern Stände war, ist es jetzt zum Bonton der mittleren und untern Stände geworden, einen Sperrsitz im Theater zu haben. Vom Parterre und der dritten Gallerie ist der Handwerkerstand auf den Sperrsitz, der reiche Kaufmann, der nicht nur sein, sondern auch scheinen will, vom Sperrsitz des Parterres und der zweiten Gallerie auf die erste Gallerie vorgerückt, ohne daß jedoch das Interesse an der Bühne ein intensiveres geworden wäre; im Gegentheil man hing früher viel enger mit der Bühne und ihren Künstlern zusammen, man war zufriedener, schimpfte nicht über alles und jeden und horchte auch auf das Urtheil gewiegter Kritiker. Die Journalkritik verdient freilich gegenwärtig bei uns kaum Beachtung und würde nicht vermißt, wenn sie gar nicht existirte. Ohne Einfluß war sie ja ohnedies immer, wenn auch nicht auf das Publikum, so doch auf die Leitung und die Mimen. Das Publikum verlangt hier fortwährend klassische Stücke und

Novitäten: aber bei beiden ist es leer. Man sieht also, mit all dem Gerede ist es nur, um sein Müthchen zu kühlen. Daß ein guter Geschmack herrschte, darf gewiß nicht behauptet werden: bei klassischen Opern ist das Haus voll, bei Mozart vor allem, weil das so Styl ist, nicht aus künstlerischem Bedürfniß. Figaros Hochzeit von Mozart steht bei uns der größte Frömmler, während er vor Beaumarchais' Figaro sich dreimal kreuzigen würde. Für das klassische Schauspiel ist ebensowenig Sinn. Wie in der Oper die Spieloper, so ist im Schauspiel das Rührstück der Liebling, obgleich es zum guten Ton gehört, über beide zu schimpfen. Und trotz alledem und alledem spricht man unendlich viel vom Theater, aber auch nur von der eigenen Bühne; was draußen vor sich geht, ist dem Stuttgarter völlig fremd: er kennt nur den Künstler, der auf unsern Brettern aufgetreten, und auch diesen nur so lange er auf den Brettern steht. Ein berühmter Gast existirt außerhalb des Theaters nur für seine Collegen: die ganze übrige Welt bleibt ihm in Stuttgart verschlossen. Nirgend genießt der Schauspielerstand so wenig Achtung, als in Stuttgart; der Künstler wird in keine Gesellschaft, kein Haus eingeladen. Selbst die Beliebtesten bleiben Parias, mit denen höchstens die Männerwelt verkehrt: selbst daß Löwe und Grunert sich ein Doctordiplom auszuwirken gewußt, hat ihnen gesellschaftlich nichts genützt. Noch viel weniger aber will der Stuttgarter selbst in die „Narrenkappe" schlüpfen, und so haben sich Liebhabertheater nie zu einer Lieblingsunterhaltung der Stuttgarter aufschwingen können. Wer Lust am Theater hat, begnügt sich mit dem Sehen, und zu Liebhabertheatern gehört ohnedies ein leichterer und ungezwungenerer Verkehr beider Geschlechter: das Haus muß sich für den jungen Mann öffnen, wenn er selbst nicht Cousin wäre. Und da einmal in das Familienleben nichts eine Bresche bricht, so lancirt man sich innerhalb desselben höchstens zu unschuldigen Tableaux, bei denen Mädchen auch die Männerrollen übernehmen.

Nicht eine andere, sondern geradezu die Kehrseite unsres geistigen Lebens bildet das religiöse Leben in Stuttgart. Das religiöse Leben ist nicht, wie es natürlich sein sollte, ein sittliches Bedürfniß, und darum Allen gemein, sondern die Religion wird hier von Einzelnen als ihre Domäne angesehen, in welche man nach einer Prüfung in der Heuchelei

aufgenommen wird, um nun seinen frommen Robot zu leisten. Wunderbar, daß gerade indem Lande, welches die freiesten Denker in theologischen Dingen gebar, der Pietismus und das Sektenwesen am festesten Wurzel fassen konnte. Die Regierung, welche in den Frommen ihre treuesten und anspruchslosesten Anhänger sieht, hat ihnen allen Vorschub geleistet, wenn sie auch nicht mehr that, als daß sie sie frei gewähren ließ, was nicht aus religiöser Freisinnigkeit, sondern aus Furcht vor dem protestantischen Jesuitismus geschah. Und gerade in der Residenz schlug der Pietismus seinen Hauptsitz auf und spinnt seine Fäden nach allen Seiten. Er predigt von allen Kanzeln, sucht sich in alle Familien Eingang zu verschaffen und macht alle Anstrengungen, sich dem Throne zu nähern: aber seine Arbeit ist doch vergeblich. Das politische Leben, das die größeren Kreise beherrscht, läßt das religiöse nicht aufkommen; die Männerwelt läßt sich ausschließlich nur von der Politik Herz und Sinn gefangen nehmen, und so bleibt der Frömmigkeit nur die Frauenwelt, die sie nicht zur Herrschaft bringen wird. Der Mann ist nur ein Charfreitagschrist, der wohl auch sonst einen Kirchgang macht, aber mit seinem Sinnen und Trachten ganz wo anders ist. — Um so mehr kümmert sich der Stuttgarter um Staats- und Stadtangelegenheiten, und wenn man sich auch nicht so leicht zu politischem Schwindel hinreißen läßt und alle Fragen, so lebhaft sie debattirt werden, auf besonnene Weise durchführt, so nimmt man doch an dem Wohl und Wehe des großen Vaterlandes und der engern Heimath den wärmsten Antheil und beharrt mit Zähigkeit bei dem, was man für recht erkannt. Die schleswig-holsteinische Frage ist dessen Zeugniß: wie ein Mann hat sich das ganze Land für das Recht des Bruderstammes erhoben und wäre Gut und Blut dafür einzusetzen wirklich bereit gewesen, wenn man es von ihm gefordert. — Die politische Debatte wird mit größter Freimüthigkeit geführt, und selbst unsere Beamten halten nicht mit dem Worte zurück, wie gerade unter diesen nicht der „Staatsanzeiger", sondern der demokratische „Beobachter" das gelesenste Blatt ist. Die politischen Färbungen scheiden sich nicht nach Ständen, und selbst die Besitzenden sind nicht Aristokraten in ihrer politischen Gesinnung, wie sich überhaupt Stuttgarts in allen Schichten in den letzten Jahren ein volksthümlicherer Geist bemächtigt hat, wozu bei uns mehr als alles die Verschleppung der

schleswig-holsteinischen Frage begetragen: die deutsche Frage also, nicht eine innere.

Ist unser geistiges Leben aus gröberem Stoffe als anderwärts, fehlt ihm der Duft, die Blume, welche es anmuthiger und auch für den Nichteingebornen anziehender machen würde, fehlt ihm das zartere, weibliche Element, das die Härten und Schroffheiten mildert und es zugleich salonfähiger macht, so fehlt unserem materiellen Leben vollends alles, was Reiz heißt. Wir sind „Landratten" in der vollsten Bedeutung des Wortes, und die Residenz macht nichts wieder gut. Bedürfnißlosigkeit rechnet sich der Schwabe und der Stuttgarter als Verdienst an, während gerade Bedürfnisse ein Zeugniß der Bildung eines Volkes sind, wie dies Liebig so trefflich in dem Worte von der Seife ausgesprochen. Die materiellen Genüsse, welche Stuttgart bietet, sind, sagen wir es geradezu, gering. Bei dem großen Drang, den der Stuttgarter nach dem Wirthshause hat, sollte man auf ein raffinirtes Wirthshausleben schließen: aber dem ist nicht so. Unsere Gasthöfe bieten nur die elementarsten Genüsse, unsere Wirthshäuser, man könnte sagen, gar keinen. Der Schwabe, der Stuttgarter wüßte sie auch kaum zu würdigen. Er legt zum mindesten keinen Werth darauf und nirgend wird ein Gourmand mit scheleren Augen angesehen, als in Stuttgart. Württembergs Erzeugnisse sind aller Ehren werth, aber sie bieten wenig, was den Gaumen besonders reizen würde. Alles Feinere und Pikantere, was das eigene Land liefert, findet seinen Weg nach dem Auslande, statt auf unsere Tafeln zu kommen und selbst unsern feisten Ochsen müssen wir den Franzosen abgeben, weil er ihn besser bezahlt und müssen uns mit magerem Fleische begnügen. Frankreich sendet unsern Feinschmeckern dafür algerische Gemüse. Das Meer, das uns durch die Eisenbahn näher gerückt ist, liefert uns aber nichts als den verdorbenen Schellfisch. Ein Fäßchen Austern, das eine der Großhandlungen kommen läßt, muß immer von dieser zur Hälfte selbst verspeist werden. Von den reizenden Kellern Norddeutschlands, welche alle Delicatessen des Meeres und des Landes bieten, hat man bei uns keine Ahnung. Ein Delicatessenhaus, das sich in jüngster Zeit aufgethan, fristet seine Existenz durch ein paar Billards. Der Hof und die Gesandten haben ihre Lieferanten in Straßburg, und so fällt nichts von der Herren Tische. Der Stuttgarter sieht,

und das mag Wechselwirkung sein, mehr auf die Quantität, als die Qualität und huldigt dem erschrecklichsten Synkretismus, im Essen wie im Trinken. Wenn in andern Ländern, sagt Rümelin, entweder Wein oder Bier oder Obstmost oder gebrannte Wasser u. s. w. das ausschließliche oder vorherrschende unter den geistigen Getränken bilden und nicht ohne Einfluß auf Sitte und Lebensweise bleiben, so kann sich der Schwabe hierin der Mannichfaltigkeit und eines gewissen Universalismus, der in der Fruchtbarkeit und den klimatischen Verschiedenheiten des Landes seine Stütze findet, rühmen, wie denn schon ein altes Sprichwort von ihm sagt: nihil, quod bibi potest, a se alienum putat. Obgleich Stuttgart rings von Rebenbergen umgeben ist und im Wein ertränke, wie jener Franzose sagt, wenn man nicht die Trauben einheimste, wird weit mehr Bier als Wein consumirt; Most findet man in der ärmeren Familie und bei den Weinbauern, Branntwein aber nur beim Lumpen als Alltagsgetränk. Das Wein- und Bierlocal begnügt sich mit dem einfachsten Ameublement, mit dem bescheidensten Service. Tischtuch und Servietten sind unbekannt, „die Amtspflege" (der Aschenbehälter), das einzige stehende Möbel auf dem Tische. Die Speisenkarte brauchte kaum geschrieben zu werden: der vergeßlichste Kellner könnte sie aus dem Kopfe hersagen. Die Restauration erfreut sich schon einer längeren Speisekarte: indeß sind es dieselben Stoffe, nur verschiedener zubereitet; an Luxus der Einrichtung darf man indeß ebensowenig Anspruch machen. Auch die Restauration kann Bier nicht entbehren, nur darf sie es anstandshalber in Flaschen verzapfen. Ihre Zahl ist indeß nicht groß. Conditoreien im norddeutschen Styl, in welchen nur Süßigkeiten verzehrt würden, kennt man in Stuttgart nicht: das Café auf dem Schloßplatz ist eine Mischung. Trotz der großen Hitze, welche Sommers in Stuttgart herrscht und das Gefrorne zu einem Lieblingsgenusse machen sollte, ist man doch zu sparsam, um sich in eine Conditorei zu setzen und Eis zu genießen. Süßigkeiten außer dem Hause zu genießen, gilt überhaupt als verwerflichster Luxus, während in den Kaffeevisiten der Damen die Tische davon brechen. Die Bäcker pfuschen beinahe sämmtlich den Conditoren in's Handwerk und liefern dafür um so schlechteres Brot. — Die Gasthöfe Stuttgarts sind beinahe sämmtlich zweiten Ranges und stehen keineswegs auf der Höhe einer Residenz mit großem Durchzug von Fremden, die

bei größerem Comfort, von der herrlichen Lage der Stadt gereizt, länger in unsrem Weichbilde verbleiben würden.

Das materielle Leben in der Familie ist äußerst einfach für alle Tage; nur bei größeren Gesellschaften und Damencafés wird auch ein höherer Luxus, der über die Verhältnisse geht, entfaltet. Die zwei Mahlzeiten bestehen aus wenigen Gerichten, die ohne sonderliche Kunst zubereitet sind, denn die schwäbische Küche, dem Charakter nach derb und kräftig, wird durch die bescheidenen Verhältnisse der Meisten abgeschwächt und eine sonderliche Force entwickelt sie nur in Mehlspeisen, ohne die rührende Virtuosität der Baiern in dieser ehrenwerthen Branche. Das Gesalzene hat den Vorzug vor dem Süßen. Geflügel, Fische, Wildpret kommen selten auf den Tisch, höchstens an großen Festtagen — die Gans allein hat ein Recht auf den schwäbischen Tisch, das ist der Sonntagsfestbraten, und wenn in den späten Herbsttagen die Gänsetreiber mit ihrer Heerde durch die Straßen ziehen, lacht der Stuttgarter Hausfrau das Herz. Der Mittagstisch schließt sich eng an den Comptoirschluß um zwölf, der Abendtisch richtet sich danach, ob der Hausherr vor oder nach dem Essen in das Wirthshaus geht. Der Thee bricht sich langsam, sehr langsam Bahn. Das Theater, das seit dem Regierungsantritt König Karl's um sieben, statt um sechs beginnt, dürfte in den Speisezeiten eine kleine Revolution machen. Jedenfalls wird diese Aenderung der Theaterstunde der Polizeistunde, unter deren Tyrannei wir noch leben, den Todesstoß geben. Das ist eine Kleinstädterei, mehr, als die Nachtwächter und das Choralblasen auf dem Thurme. — Diese Einfachheit und Sparsamkeit, welche nach alle dem im Hause herrscht, und die der Stuttgarter auch, was das materielle Leben betrifft, nicht anders wünscht, da ihm das Verständniß für die Finessen und Delicatessen fehlt — diese Einfachheit, wir wollten sie rühmen, wenn sie in allen andern Verhältnissen herrschte. Aber der Luxus hat sich in andrer Weise gesteigert. Wenn man zu Hause in seinen vier Wänden, in die nur die Verwandten Zutritt haben und selten Jemand eingeladen wird, auch kärglich lebt, schlecht speist, kein Buch besitzt, kein Bild an seinen Wänden, das man nicht ererbt, so will man auf der Straße brilliren, nicht die Männer, sondern die Frauen und Mädchen, und das verzehrt das Ersparte, das Einkommen, den Erwerb. Der Putz für die Straße, die

Gesellschaft, der Ball, das Theater, in das man nicht der Kunst, sondern der Kleideretalage zuliebe geht, verschlingt alles. Und doch könnten gerade unsere Stuttgarterinnen des Putzes so leicht entbehren, da die Stadt mit Recht wegen ihrer hübschen, wir wollen nicht sagen schönen Mädchen und Frauen in glänzendem Rufe steht. Wir kennen wenige Städte in Deutschland, wo wir so viele hübsche Gesichter, umrahmt von dem schönsten, üppigsten Haare gesehen hätten: der mittlere Wuchs kann der eleganten Tournüre leichter entbehren und so vermißt man das graziöse Benehmen, das den Schwäbinnen fehlt, nicht schwer. Die schönsten Gesichter findet man in den mittleren und unteren Schichten, die leider in neueren Zeiten jeder Laune der Mode mit lächerlicher Consequenz folgen, wodurch jener ursprüngliche Reiz, jener frische Hauch und Duft verloren geht, und ein jugendlich anmuthiges Gesicht immer etwas Freches erhält. Sonst war Stuttgart wegen seiner einfachen und geschmackvollen Toilette mustergiltig; die Stuttgarterinnen überließen es ihren schönen Nachbarinnen, den junonischen Karlsruherinnen, auf der einen, den aphroditischen Münchnerinnen auf der andern Seite, sich in bunte Farben zu kleiden: jetzt tragen sie, was im Schaufenster des Modewaarenhändlers und der Modistin liegt, wenn es nur Mode ist, je bunter, je lieber, ohne das Verständniß, mit dem die Pariserin sich die Mode dienstbar macht, statt ihr zu dienen. Dieser Luxus, der in die untersten Klassen hinabdringt, hat denselben alles Ursprüngliche, am Alten Hängende und doch Frische genommen und etwas Zwitterhaftes hervorgebracht, das nur abstoßend wirkt. Der Mann ist in seinem Habitus einfach und ungesucht: das Geschlecht der Elegants, der Flaneurs fehlt uns, trotz der Residenz ganz und gar; es sind nur sehr vereinzelte Erscheinungen, auf die man mit Fingern zeigt. Die jeunesse dorée, da der Beamten- und Kaufmannsstand kein Contingent dazu liefert, könnte nur aus unserem jungen Adel bestehen: aber dieser steckt entweder in der Uniform, oder lebt er auf dem Lande, auf den Gütern. Trotz der Putzsucht der Frauen und Mädchen, trotz des Luxus, der in vielen Verhältnissen eingerissen, hat sich doch noch ein gutes Stück echten schwäbischen Charakters erhalten. Der gesellige Ton entbehrt der feineren Formen, aber das Wort, das gesprochen wird, ist natürlich: nichts von Verbildung, von Heuchelei, von Unwahrheit, obgleich jene göttliche Grobheit des Baiern fehlt. Die

Mundart wird mit rührender Treue bis in die höheren Schichten beibehalten: wir haben darin etwas Aehnliches mit unserem österreichischen Nachbar, und freuen uns, daß unsere großen Landsleute, wenn sie auch früh aus Schwaben fortkamen, dem Dialecte treu geblieben, wie Schiller, und vorzüglich Hegel, der Stuttgarter, der nach Hotho's Zeugniß noch in Berlin auf dem Katheder schwäbisch sprach, obgleich er seine Heimath seit dem zweiundzwanzigsten Jahre nicht mehr gesehen. Mit inniger Liebe hängt der Stuttgarter an seinen Bergen, seinem Thal und nach dem vielbewegten Leben in der Fremde kehrt er oft in sehr späten Jahren wieder in die Heimath zurück, um den Herd noch einmal da aufzuschlagen, von wo er ausgegangen.

Zur Nationalitätsstatistik der westlichen Provinzen Rußlands.

Wenn der Königliche Staatsanwalt in Berlin, welcher die Anklage in dem großen Polenprozesse zu leiten hat, in den Angelegenheiten der polnischen Frage besser unterrichtet gewesen wäre, als er es zu sein scheint, so würde er vermieden haben, das Wesentliche seiner Anklage auf jene Proklamation des geheimen Nationalcomités zu stützen, in welcher als das von der Insurrection zu erreichende Ziel die Wiedergewinnung der Grenzen von 1772 ausgesprochen wird. In der That waren wohl wenige der polnischen Führer so thöricht, einen Kampf mit den drei Theilungsmächten zu gleicher Zeit herauszufordern, und wie sehr auch die polnische Revolution ganz unverholen und ganz natürlich bei jeder gelegenen Zeit gegen Preußen und Oesterreich Front machen würde, so steht doch dies fest, daß jene Proklamation zwar ungeschickt gefaßt, aber in Wirklichkeit mit ihrer Spitze nicht gegen Preußen und Oesterreich, sondern gegen Rußland gekehrt war, und daß mit der Forderung der Grenzen von 1772 nur eine „Revindication" der sogenannten altpolnischen Provinzen oder, wie die Russen sagen, der westlichen Gouvernements gemeint war. Hierin liegt der ganze Gegenstand des erbitterten Kampfes, hierin aber auch die Unversöhnlichkeit des Gegensatzes zwischen Polen und Rußland. Es ist sehr erklärlich, daß das Herz der Polen mit größter Lebhaftigkeit an dem Lande hängt, welches die lebendige Trophäe ihrer ganzen Geschichte ist, an dem Geburtslande ihres Kosciuszko, ihres Mickiewicz. Indeß ist es nicht minder gewiß, daß sich ganz Rußland wie ein Mann erheben würde, wenn irgend eine Macht in der Welt käme, ihm diesen Besitz an-

zutasten. Die russische Argumentation stellt sich ganz auf den Boden der Polen, auf den des Nationalitätsprincips, und geht von der allerdings richtigen Thatsache aus, daß, gleichviel ob man die Sprache oder das religiöse Bekenntniß zum Kriterium der Nationalitätsverschiedenheit annimmt, daß nur die dünne oberste Schicht der Bevölkerung — der höhere Adel und die Geistlichkeit — dem Polenthum angehöre, die große Masse aber durchaus nach Sprache und Religion russisch wäre. Dieser Anschauung gemäß ist auch das Programm der russischen Regierung für die Zukunft festgestellt worden. Es wird an eine Russificirung des „Königreichs Polen" nicht gedacht; dagegen macht man kein Hehl daraus, daß die „Revindication" der altpolnischen Provinzen mit allen Mitteln erfolgen würde, und sie ist bekanntlich bereits entschieden genug ins Werk gesetzt.

Einen Ueberblick über die Nationalitätsstatistik der in Rede stehenden Landestheile geben nun die von R. v. Erkert veröffentlichten sechs colorirten Karten der Länder zwischen der Warthe und dem Dniepr.*) Nach Art der statistischen Karten von Czörnig u. A. veranschaulichen sie die Sachlage. Das erste Blatt enthält ein Tableau ethnographique, dessen Resultat etwa folgendes ist. Von den 28,100,000 Einwohnern, welche in den Ländern: Polen (im engern Sinne), Kurland, Kowno, Wilna, Grodno, Minsk, Witebsk, Mohilew, Wolhynien, Kiew, Podolien, Ost- und Westpreußen, Posen, Schlesien, Galizien und österreichisch Schlesien sich finden, sind Polen 8,950,000, Russen 8,821,000, Deutsche 5,660,000, Litthauer und Letten 2,100,000, Juden 2,360,000, verschiedener Nationalität 209,000. Die zweite Karte enthält das Verbreitungsgebiet und die Dichtigkeit der polnischen, die dritte Karte die der russischen, die vierte der deutschen, die fünfte der litthauischen und lettischen, die sechste der jüdischen Bevölkerung. Bekanntlich besteht in Rücksicht der westlichen Gouvernements ein erheblicher Unterschied zwischen den Angaben des statistischen Bureaus in Petersburg und denen des katholischen Clerus. Der Verfasser nahm den mittlern Durchschnitt zwischen beiden

*) Atlas ethnographique des provinces habitées en totalité ou en partie par des Polonais. Par R. D'Erkert, capitaine aux gardes, membre effectif de la Société geographique impériale de Russie. St. Pétersbourg. 1863.

an. — Es ist kein Zweifel, daß diese ad oculos demonstrirte politische Controverse hiernach sehr zu Ungunsten der Polen ausfällt, denn bereits hinter Lublin diesseits des Bug hört schon die polnische Bevölkerung auf, mehr als 80 Procent der Gesammtbevölkerung zu betragen, und hart an den Bug auf der andern Seite stoßen bereits Gegenden, in denen die Polen nur etwa zwischen 1—4 Procent der Gesammtbevölkerung ausmachen. Eine derartige politische Publicistik hat mindestens den Vortheil voraus, daß sie jede Leidenschaftlichkeit durchweg ausschließt.

C.

Zum Streit über Lessing's Nathan.

Von Dr. Otto Seemann.

Je nach der Stimmung, in der man die Thatsache erwägt, daß Einigkeit des Urtheils unter den Menschen ewig ein frommer Wunsch bleibt, daß also Unfriede und Streit ihr natürliches und unvermeidliches Schicksal sein muß; je nach der Stimmung, in der man die Folgen bedenkt, welche aus dieser Nothwendigkeit sich ergeben, wird man bald in trübe, bald in scherzhafte Gedankenreihen sich vertiefen. Unglückliches Loos dieser Staubgeborenen, welche für ihre heiligsten Ideen einander zerfleischen! Komisches Geschick dieser Ebenbilder Gottes, die nicht anders können als zanken, weil dem Einen schön däucht, was dem Andern mißfällt; weil der Eine gelangweilt ist, wo der Andere den höchsten Genuß empfindet, weil Dieser für wahr hält, was Jenem unwahr erscheint! Wenn nur wenigstens der Kampf stets ehrlich geführt, der Gegner eingehend angehört, und zugegeben würde, daß, wenn eine Einigung über das Princip nicht zu erlangen ist, doch die verschiedensten Wege auf dasselbe Ziel hinleiten können.

Zu Betrachtungen dieser Art gaben uns vier Abhandlungen über Lessing's Nathan den Weisen Anlaß, die wir unmittelbar hinter einander zu Gesicht bekamen. Aus den drei ersten wird es genügen einzelne Stellen hervorzuheben, denn, ohne auf Beweise ihrer Aussprüche sich einzulassen, halten sie alle sich der Zustimmung des Lesers für gewiß, wie sehr auch dem Franzosen die beiden Deutschen widersprechen; die vierte erfordert eine weitläufigere Erörterung, da sie dem Urtheil der gebildeten Mehrzahl mit Gründen entgegentritt, Lessing's Nathan darauf

anſieht „wiefern er Wahrheit lehre und wiefern nicht," und zu dem Reſultate gelangt, Leſſing habe geirrt.

Herr Baron von Barante*), pair de France et membre de l'académie française ſagt: „L'idée fondamentale de la pièce est évidente. Lessing a voulu montrer non seulement qu'il existe un sentiment moral indépendent des religions positives et révélées, mais encore que l'intervention de leurs dogmes et de leurs préceptes fausse et dénature la raison et la morale: c'est une des grandes et coupables erreurs, c'est une des frivolités de la philosophie du XVIIIe siècle.

„Malgré la superiorité de Nathan sur les autres drames de Lessing, il garde pourtant son caractère et sa destination primitive de dialogue philosophique: c'est un ouvrage dont la lecture intéresse, mais qui ne comporte guère la représentation théâtrale.

„Le langage est toujours un peu précieux et subtil; la couleur du temps et les moeurs locales ne sont nullement observées. C'est même chose plaisante que de voir Lessing, critique si amer de nos tragédies françaises, et qui leur avait tant reproché de manquer de vérité, mettre sur les bancs de l'école tous les personages d'un drame dont l'action est au temps des croisades. Il ne faut pas tant se moquer des princesses de Racine, ni réclamer pour elles les paniers et la toilette de la cour de Louis XIV, quand on affuble du bonnet de docteur un soudan, un templier et un marchand juif du XIe siècle.

„Les personnages sont plutôt conçus et observés d'une manière ingénieuse et vraie que représentés d'une manière vivante. Lessing les connâit bien, et les fait bien connâitre; mais il ne sait pas les faire parler, car il manquait du génie dramatique.

„Le caractère de Saladin semble peu digne de ce grand nom. Au lieu de cette magnanimeté toute chevaleresque et de ces conformités que les Européens lui trouvèrent avec eux, on est faché des mignardises continuelles dont son rôle et celui de sa soeur

*) Mélanges historiques et littéraires, tome troisième: Sur Nathan le sage de Lessing.

sont remplis. On voit bien que Lessing a eu envie de donner de la grâce et de la courtoisie à la grandeur et à la vaillance: il n'a réussi qu'à imprimer au redoutable soudan une afféterie assez niaise.*)"

Dagegen meint **David Friedrich Strauß****): „Saladin ist ganz das, was Lessing in der Dramaturgie von einer geschichtlichen Figur im Drama verlangt: nämlich „das poetische Ideal von dem wahren Charakter, den die Geschichte dem Manne jenes Namens beilegt. Die Herrschergröße, der Hochsinn, die Großmuth und Freigebigkeit, bei äußerster Genügsamkeit, der Wahlspruch: Ein Kleid, Ein Pferd, Ein Gott! sind, neben aller kriegerischen Wildheit und Härte, die übrigens im Stücke gleichfalls angedeutet werden, historische Züge an Saladin.

---

*) „Die Grundidee des Stückes ist klar. Lessing wollte nicht nur zeigen, daß ein moralisches Gefühl existirt, unabhängig von den positiven und geoffenbarten Religionen, sondern auch, daß die Einmischung ihrer Dogmen und Vorschriften die Vernunft und die Moral verdirbt und entstellt; es ist das einer der großen und verschuldeten Irrthümer, eine der Frivolitäten des achtzehnten Jahrhunderts.

„Trotzdem, daß Nathan über den andern Dramen Lessing's steht, behält er doch seinen ursprünglichen Charakter und Zweck: den eines philosophischen Gesprächs. Er ist ein Werk, das beim Lesen interessirt, aber die theatralische Darstellung kaum aushält.

„Die Sprache ist immer ein wenig geziert und spitzfindig; die Farbe der Zeit und die Sitten des Landes sind in keiner Weise beobachtet. Es hat sogar etwas Spaßhaftes zu sehen, wie Lessing alle Personen eines Drama's, das zur Zeit der Kreuzzüge spielt, auf die Schulbank setzt, er, der unsere französischen Tragödien so bitter beurtheilt und ihnen den Mangel an Wahrheit so sehr zum Vorwurf macht. Racine's Prinzessinnen darf man nicht so bespötteln, man darf gegen ihre Reifröcke und ihre Toilette vom Hof Ludwig's des Vierzehnten nicht zu Felde ziehen, wenn man einen Sultan, einen Tempelherrn und einen jüdischen Kaufmann aus dem elften Jahrhundert mit dem Doctorhut ausstaffirt.

„Die Personen sind mehr geistreich und wahr gedacht und beobachtet als lebendig dargestellt. Lessing kennt sie wohl und lehrt uns sie wohl kennen, aber er versteht es nicht sie sprechen zu lassen, denn es fehlt ihm das dramatische Genie.

„Der Charakter Saladin's erscheint dieses großen Namens nicht recht werth. Statt der wahrhaft ritterlichen Großmuth und jener Uebereinstimmung, welche die Europäer zwischen sich und ihm entdeckten, verdrießt die fortwährende Schönthuerei, von der seine und seiner Schwester Rolle strotzt. Man sieht wohl, Lessing wünschte der Größe und Tapferkeit Anmuth und Feinheit zu geben: es gelang ihm aber nur, dem furchtbaren Sultan eine ziemlich gekünstelte Albernheit aufzuprägen."

**) Lessing's Nathan der Weise. Ein Vortrag. Berlin, Guttentag.

„Diejenige Religion wird die wahre sein, nicht deren Stifter angeblich das übermenschlichste Wesen war, die meisten Wunder gethan und die unbegreiflichsten Geheimnisse gelehrt hat, sondern die, welche die besten Menschen und die meisten guten Menschen macht. — Daß das die eine so gut könne, wie die andere, der Islam z. B. so gut wie das Christenthum, hat Lessing nirgends gesagt. Nur das hat er gesagt, daß es in keiner unmöglich, und daß in jeder eben dies die Hauptsache sei.

„Die Grundstimmung im Nathan ist die Selbst- und Siegesgewißheit der Vernunft, das heitere Licht, das jede Wolke in sich verzehrt, keine sich zum verderblichen Gewitter zusammenballen läßt. In dieser Stimmung erscheinen Wahn und Finsterniß schon zum Voraus als besiegt; die Waffen fallen den Gegnern, indem sie sie ergreifen wollen, aus den Händen; selbst ein Fürst der Finsterniß, wie der Patriarch, wird zur machtlosen, halbkomischen Figur, fast wie in den kirchlichen Schauspielen des Mittelalters der wirkliche Fürst der Finsterniß zu erscheinen pflegte.

„Im Bewußtsein der didaktischen Beschaffenheit seines Nathan konnte Lessing wohl einmal die Vermuthung äußern, derselbe werde vielleicht, wenn er wirklich einmal auf's Theater kommen sollte, auf demselben wenig Wirkung thun. Allein der Erfolg hat gar bald diese Befürchtung widerlegt, und fährt fort sie zu widerlegen: der Nathan hat sich auch als ein höchst wirksames Bühnenstück bewährt.

„Dergleichen aus einer besseren Welt stammende Schöpfungen, einer Welt, in welcher die Gegensätze ewig schon gelöst, die Kämpfe ewig schon gewonnen sind, worin wir uns oft so aussichtslos noch abarbeiten, sind uns aber nicht zu thatlosem Genuß, zu bloßer ästhetischer Anschauung gegeben, vielmehr als Unterpfänder und Mahnungen zugleich, daß dem ernsten und redlichen Kampfe der endliche Sieg nicht fehlen werde; daß die Menschheit, wenn auch langsam und unter Rückfällen, aus der Dämmerung dem Lichte, aus der Knechtschaft der Freiheit entgegenschreite; daß aber auch nur der als Mensch mitzähle, der im weiteren oder engeren Kreise, als Nathan oder als Klosterbruder, als Sittah oder Recha, nach Kräften geholfen hat, den Anbruch dieses Tages, das Kommen dieses Gottesreiches zu beschleunigen."

Und in ähnlichem Sinne schreibt **Wilhelm Wolfsohn***): „Die Elemente des Nathan sind aus keiner besondern Lebensbeziehung, aus keiner einzelnen Geistesepoche Lessing's herzuleiten. Was entwickelnd zu dieser Dichtung überführt, ist eben sein ganzer lebensphilosophischer und künstlerischer Bildungsgang, von den ersten Erwägungen und Versuchen seines jugendlichsten Alters. Die „Juden", der „Freigeist" oder vielmehr die Tendenzen dieser und anderer Jugendstücke Lessing's haben ungleich größeren und näheren Antheil am Nathan, als die vielberufene Novelle von Boccaccio. Ebenso, von den theatralischen Werken abgesehen, sind auch alle andern Schriften Lessing's, in denen er wissenschaftliche und sittliche Fragen mit dem ganzen Reichthum seiner Kenntnisse, mit der ganzen Wärme und Lebendigkeit seines Vortrags erörtert, nur Stufen zu dem herrlichen Tempel der Humanität, welchen er uns im Nathan auf der Bühne öffnet. Ja, auf der Bühne — das hebe ich mit allem Nachdruck hervor — denn wie seine lebensphilosophische Bildung mit seiner künstlerischen auf das unlöslichste zusammenhängt, so ist auch im Nathan der didaktische Gehalt in keiner Weise von dem dramatischen zu lösen.

„Wohl darf man mit ähnlichem Lobe, wie es Lessing seinem Shakespeare zollt, von diesem Gedichte behaupten, daß es das vollständigste Lehrbuch der Liebe und Weisheit sei. Aber diese Liebe, diese Weisheit ist im Nathan durchaus concret und individualisirt, jeder Ausfluß derselben auf das innigste mit der dramatischen Handlung verschmolzen, jede Betrachtung tief in die Situation verwoben. Selbst die Form trägt durchgehends die dramatische Charakteristik; namentlich der Vers. Er ist nicht lyrische, nicht musikalische Zuthat, und nur Diejenigen können ihn schlecht finden, die im dramatischen Vers überhaupt eine solche voraussetzen und fordern. Lessing aber hatte Recht, zu erklären, er würde die Verse im Nathan schlechter gefunden haben, wenn sie besser wären. Er hatte den Vers nicht wegen des Wohlklanges, sondern wegen der localen Färbung gewählt, um den orientalischen Ton am natürlichsten zu treffen; und darum haben wir im Nathan einen mehr malerischen als rythmischen

---

*) Lessing als Dramatiker. Drei Vorträge (Wissenschaftl. Beil. der Leipziger Zeitung.)

Vers. Denn so wenig Lessing etwas von chronologischer Aengstlichkeit weiß, so wenig ihm die historische Treue Zweck des Dramas ist, so hat er doch hier die Handlung, welche die allgemeinsten, die höchsten menschlichen Wahrheiten zur Geltung bringt, durchaus im Geiste localer und historischer Anschauung gehalten, wie er die Charaktere bis in's Einzelnste in psychologischer Realistik entwickelt. Nur durch diese, nicht durch einen reflectirenden Idealismus siegt das Humanitätsprincip über das confessionelle, das wir in den Vertretern der drei Religionen auf gleiche Art überwunden sehen. An dem Trieb menschlicher Natur führt die Liebe Nathan sowohl als Saladin und den Tempelherrn von der ausschließenden Meinung zur allversöhnenden Weisheit, Nathan durch das Gefühl des Vaters, den Sultan durch das Gefühl des Bruders, den Tempelherrn durch jugendlichen Herzensdrang. Und wie hier im Juden die Besonnenheit des Alters, im Muselmann die männliche Sammlung, im Christen die Leidenschaft der Jugend zur Erscheinung kommt, so sehen wir an dem Siege, welchen die Religion des Geistes über die positive an allen Drei vollendet, daß die Liebe so gut als die Weisheit jedes Alters wie jedes Volkes ist. Darin erkennt man die Gerechtigkeit des Dichters, daß er jeder Confession einen Vertreter giebt, in welchem seine große Lehre sich uns in ihren Folgen und in ihrer Erfüllung zeigt:

Es eifre jeder seiner unbestoch'nen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebt von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülf'!

„Das ist denn auch der Kernpunkt in der Moral des Stückes." —

Wenn Barante sich einfach mit der Behauptung begnügt, Lessing habe nicht nur zeigen wollen, ein moralisches Gefühl existire auch unabhängig von den geoffenbarten Religionen, sondern die Einmischung ihrer Dogmen und Vorschriften entstelle und verderbe die Vernunft und die Moral, und dann kurzweg erklärt, das sei ein großer und verschuldeter Irrthum des achtzehnten Jahrhunderts gewesen, so nimmt Herr **Willi-**

bald Beyschlag*), Doctor und Professor der Theologie in Halle, die Sache tiefer. Viel großartiger erfaßt er die Idee des Nathan. Was Lessing hier predigt, sagt er, „ist nicht sowohl die gegenseitige humane Duldung der drei Religionen, als vielmehr eine über denselben liegende einige und einigende neue Religion, eine Religion allgemeiner Gottesfurcht und Humanität, die er als das allein Wesentliche, als den alleinigen, bleibenden Kern aller positiven Religionen betrachtet. In diesem Sinn wird Lessing's Nathan auch insgemein verstanden und gepriesen, in diesem Sinn ist er gleichsam das symbolische Buch der aufgeklärten, gebildeten Neuzeit geworden." Vortrefflich! Und diese Lehre wollte Herr Beyschlag bekämpfen? Allerdings, — aber auch: bewahre der Himmel! Ja, aber auch: nein. Er ist zuweilen ein gar subtiler Dialectiker, der sich „einmal diesen Sinn des Lessing'schen Dramas als Wahrheit gefallen," der „einmal die fromme Humanität als Ziel und Kern aller wahren Religion gelten" läßt, dem es jedoch darauf ankommt, daß außerhalb des Christenthums kein Heil möglich und der deshalb den Beweis antreten will, daß wahre Humanität *nur* als Frucht des Christenthums denkbar sei. „Lessing meint," sagt Herr Beyschlag, „jene wahrhafte Humanität, jene vollendete Gottes- und Menschenliebe, in welcher das neue Testament nicht minder als Nathan der Weise die reifste Frucht der Religion anerkennt, lasse sich trennen von dem Gottesbaum des Christenthums, der vom Himmel herab gepflanzt ist, um solche Frucht auf Erden zu tragen; er meint, sie lasse sich auch auf flachem Boden gewinnen oder an beliebigen Sträuchern. Das ist sein großer, tiefgreifender Irrthum. Das Christenthum leugnet mit nichten, daß es auch außerhalb seines Wirkungskreises große Unterschiede des Edlen und des Gemeinen giebt; es spricht dem natürlichen Menschen die Fähigkeit nicht ab, Edles an Andern zu thun und Edles an sich selbst hervorzubilden; aber das leugnet es und spricht es ab, daß der Mensch das Wohlgefallen des heiligen Gottes, der seine Kinder vollkommen will, wie Er vollkommen ist, erwerben könne ohne die *Gnade*, daß er *den* Ruhm, den er vor Gott haben sollte, *die* Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, erlangen könne außerhalb der Gemeinschaft mit dem allein und vollkommen Gerechten, mit Christus." Mit andern Worten: ihr Juden und

*) Lessing's Nathan der Weise und das positive Christenthum. Berlin, Rauh.

Muhamedaner mögt unter Umständen vielleicht nicht ganz übele Leute sein, aber mit Gott stehen wir Christen von Hause aus auf einem viel besseren Fuß und sind privilegirt.

Herr Beyschlag decretirt: Weder das Judenthum „die sich selbst verkennende bloße Vorstufe der vollkommenen Religion," das Judenthum, welches „die Verheißungen Gottes an eine bestimmte auserwählte Nationalität bindet, also eine allgemeine Menschenliebe weder Gott zutrauen noch ihren Bekennern predigen kann", weder das Judenthum vermag diese Frucht hervorzubringen, noch der Islam, „weil er aus einem Geist der fanatischen Ueberhebung und Gewaltthätigkeit geboren ist, der alle Andersgläubigen Hunde nennt und die Ehre Gottes und des Propheten mit Feuer und Schwert auszubreiten gebietet. Das Christenthum aber, die Religion der persönlich erschienenen, die Welt sittlich überwindenden ewigen Wahrheit und Liebe, kennt zwar auch nicht jene schlechte und feige Toleranz, die Jeden nach seiner Façon selig werden oder auch nicht selig werden lassen will, ... wohl aber kennt es die wahre, sittliche Duldung und Schonung, welche auf der allgemeinen und unbedingten Achtung der menschlichen Persönlichkeit beruht, ... und wo es je die Mission der Wahrheit und Liebe vertauscht mit der Proselytenmacherei, der List oder Gewalt, da überall fällt es von sich selbst ab und sinkt herunter auf den jüdischen und muhamedanischen Standpunkt."

Wir könnten es den Juden und Muhamedanern nicht eben verdenken, wenn sie in solcher Verherrlichung des eigenen und Herabsetzung des fremden Glaubens mehr Hochmuth verspürten als mit wahrer Nächstenliebe verträglich, und mehr von dem: „Ich danke Dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute" heraushörten, als von der sanften Lehre der Demuth, die nicht richtet, damit sie nicht gerichtet werde. Das Judenthum, von welchem Herr Beyschlag dreist behauptet, es knüpfe die Verheißungen Gottes an eine bestimmte Nationalität, könnte ihn bitten u. A. nachzulesen das erste Buch Mosis Kap. 12, Vers 3: „In Dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden." Kap. 18, Vers 18: „Alle Völker auf Erden sollen in Abraham gesegnet werden." Kap. 28, 14: „Durch Dich und deinen Samen sollen alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden", und dann seinen unbegründeten Vorwurf zurückzunehmen;

der Islam dürfte ihn erſuchen Matth. 7, Vers 19: „Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringet, wird abgehauen, und in's Feuer geworfen.“ Matth. 10, Vers 34: „Ihr ſollt nicht wähnen, daß ich gekommen ſei, Frieden zu ſenden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu ſenden, ſondern das Schwert.“ Luc. 3, Vers 9: „Es iſt ſchon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt; welcher Baum nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen und in das Feuer geworfen.“ Joh. 15, Vers 6: „Wer nicht in mir bleibet, der wird weggeworfen, wie eine Rebe, und verdorret, und man ſammelt ſie, und wirft ſie in's Feuer, und muß brennen“ zu beherzigen und einzugeſtehen, daß auch das Chriſtenthum ſeiner Milde bisweilen vergeſſe; wir indeß eilen zu Wichtigerem. Bisher haben wir nur Behauptungen des Herrn Beyſchlag vernommen, hören wir nun ſeine Beweiſe. „Im Chriſten“, ſagt er, „liegt die Möglichkeit der Feindesliebe, im Juden liegt ſie nicht. Iſt das zu viel behauptet? Nun ich berufe mich auf ein Zeugniß, deſſen Gültigkeit in dieſer Frage nicht zu beſtreiten ſein wird, auf die geheiligte Urkunde der jüdiſchen Religion, auf's Alte Teſtament. Wenn ein ſolcher Klang und Ton überhaupt im Herzen dieſer Religion ſchlummerte, *hier* müßte er doch *einmal* irgend *einmal* wenigſtens laut werden, als Exempel, als Gebot, als ideale Zeichnung; aber das alte Teſtament weiß von ſolcher Feindesliebe nichts. Wollen Sie wiſſen, was für eine Antwort das alte Teſtament auf der reinſten Höhe, auf welcher perſönliche Frömmigkeit in ihm erſcheint, in ſeiner Pſalmdichtung hat auf Thaten, wie ſie die Chriſten an Nathan's Weib und Kindern begangen haben ſollen? Leſen Sie den ergreifenden 137. Pſalm „An den Waſſern Babels ſaßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten“: womit ſchließt er in Bezug auf Babel, das ſolche Thaten an Israel und Jeruſalem gethan hat? Mit einem Rachegebet, mit dem furchtbaren Wort: „Wohl dem, der dir vergelten wird, wie du uns gethan haſt; wohl dem, der deine *jungen Kinder nimmt und zerſchmettert ſie an dem Felſen*.“

Wenn ein Doctor und Profeſſor der Theologie dergleichen vorträgt uud drucken läßt, ſo darf er auf ein großes Publikum zählen, das der Autorität des Doctors und Profeſſors vertraut. Ein Mann, der die heilige Schrift genau kennt, — oder kennen ſollte, — verſichert, das Höchſte, wozu das alte Teſtament ſich aufſchwinge, wenn es um Feindes-

liebe sich handelt, sei — ein Nachegebet. Nicht einmal, nicht ein einziges Mal enthalte es irgend eine Spur solcher Humanität, wie das moderne Bewußtsein sie fordert. Und wenn diese Versicherung nun falsch wäre? Wenn im alten Testament nicht einmal, sondern mehrfach das stünde, wovon Herr Beyschlag erklärt, es stehe nicht darin? Nun, — dann wird er hoffentlich anerkennen, daß Lessing berechtigt gewesen Nathan, den Juden Nathan so hinzustellen, wie er ihn hingestellt hat. Im zweiten Buch Mosis, Kap. 23, 4—5 heißt es: „Wenn du deines Feindes Ochsen oder Esel begegnest, daß er irret, so sollst du ihm denselben wieder zuführen. Wenn du deß, der dich hasset, Esel siehest unter seiner Last liegen; hüte dich, laß ihn nicht, sondern versäume gerne das Deine um seinetwillen." In den Sprüchen Kap. 24, 17 heißt es: „Freue dich des Falles deines Feindes nicht, und dein Herz sei nicht froh über seinem Unglück." In demselben Kap. Vers 29 steht: „Sprich nicht: Wie man mir thut, so will ich wieder thun, und einem Jeglichen sein Werk vergelten." Ferner Sprüche 25, 21: „Hungert deinen Feind, so speise ihn mit Brod; dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser." Das dürfte genügen und der Herr Professor wird uns nach den Gesetzen der Logik erlauben müssen, die folgende Stelle bei ihm zu verändern, so daß wir lesen: „Vermag also **nicht** allein der Baum des Christenthums die goldene Frucht der vollendeten Humanität zu tragen, die Lessing's Ideal ist, so **braucht auch** das Positive im Christenthum **keine** andere Bedeutung zu haben, als Lessing ihm einräumt. **Mit Recht** ist ihm das Positive in allen drei Religionen gleichermaßen nur die unwesentliche Hülle der allgemeinen religiös-sittlichen Vernunftwahrheiten, die fromme Ueberlieferung, die wir aus Pietät vor unsern Vätern ehren, für uns aber nicht mehr nöthig haben, sobald wir erst zur Erkenntniß jener darin eingehüllten allgemeinen Wahrheiten gelangt sind."

Herr Beyschlag, dem die angeführten Stellen aus dem alten Testament entgangen waren, glaubt nun nachweisen zu können, wie Lessing in der Geschichte von den drei Ringen „sich selbst schlägt, wie er lediglich sich selbst fängt in seinem Netze, das er dem positiven Christenthum gesponnen hat." Hören wir aufmerksam zu:

„Vor grauen Jahren lebt' ein Mann im Oſten,
Der einen Ring von unſchätzbarem Werth
Aus lieber Hand beſaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert ſchöne Farben ſpielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menſchen angenehm zu machen, wer
In dieſer Zuverſicht ihn trug —

ſo bekanntlich beginnt das Gleichniß von den drei Ringen. Der ächte Ring iſt die wahre Religion. Wodurch iſt er der ächte? Durch den Stein, der die Kraft hat vor Gott und Menſchen angenehm zu machen „wer in dieſer Zuverſicht ihn trug". Was macht alſo die wahre Religion zur wahren? Ein Inhalt, der, in Zuverſicht des Herzens angeeignet die Kraft hat vor Gott und Menſchen angenehm zu machen. Dieſer Inhalt kann nicht das bloße Wiſſen ſein, daß man Gott und Menſchen lieben ſolle, denn das haben hernach die andern beiden Brüder mit ihren falſchen Ringen auch, ſie ſollen ja eben darin wetteifern mit dem Dritten. Sondern offenbar beſteht er in einer göttlichen Hülfe und Gabe ſich Gott und Menſchen angenehm zu machen, einer Hülfe und Gabe, die dadurch wirkſam wird, daß man in Zuverſicht, d. h. im Glauben ſie ergreift; mit einem Wort, der Edelſtein iſt die Gnade. Ja, wo iſt nun die Gnade in der jüdiſchen, in der muhamedaniſchen Religion? Sie wiſſen beide wohl von Ueberlieferung, Satzung, Verheißung vielleicht —, aber von Gnade, die vor Gott und Menſchen angenehm zu machen Kraft hat, weiß allein das Evangelium Jeſu Chriſti." Glaubt Herr Beyſchlag wirklich, wenn er mit einem Juden und einem Muhamedaner ſtreitend vor dem Richter ſtände und die entſcheidende Frage ertönte:

Nun, wen lieben zwei
Von euch am meiſten?

daß er nur zu ſchweigen brauche, um von den beiden Anderen den einſtimmigen Ausruf zu vernehmen: den chriſtlichen Herrn Profeſſor? „Aber fahren wir in der Geſchichte der drei Ringe fort. Alſo die drei Ringe ſind da, äußerlich ununterſcheidbar, aber nur einer hat die Kraft „vor Gott und Menſchen angenehm zu machen". Da iſt nur ein Doppeltes möglich. Entweder die beiden Brüder mit den falſchen Ringen vermögen ſich bei Gott und Menſchen ebenſo gut angenehm zu machen

als der Dritte, ohne den Edelstein, allein aus eigener Kraft, und dann ist der ächte Ring, die wahre Religion, kein Kleinod, vielmehr ein Danaergeschenk, welches dem, der es hat, lediglich die eigne Anspannung und Ausbildung seiner sittlichen Kräfte spart, und wie könnte ein solches Faulkissen sittlicher Trägheit auch nur einem weisen und guten menschlichen Vater, geschweige denn dem vollkommenen Vater im Himmel entstammen? Oder aber die beiden andern Brüder vermögen es nicht, sich aus eigner Kraft Gott und Menschen angenehm zu machen, und dann ist der ächte Ring, die wahre Religion sehr leicht zu erkennen, sehr bald erkannt an dem, woran sie selbst erkannt sein will, an ihren Früchten." Damit ist der Nachweis zu Ende, und was ist bewiesen? Nichts, als daß der Herr Professor hartnäckig voraussetzt, was eben bewiesen werden soll. Die Sache steht einfach so: Der Stein hatte die geheime Kraft, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, wer in dieser Zuversicht ihn trug, d h. wer an diese Kraft glaubte. Diesen Glauben hat der Jude, der Christ, der Muselmann; jeder von ihnen glaubt fest, daß sein Gott ihm helfe, jeder von ihnen glaubt, er sei seinem Gott angenehm, ja sogar am angenehmsten. Der Punkt, auf den es ankommt, lautet: wer ist bei den Andern der Beliebteste, und dieser Punkt ist nach Lessings Geschichte nicht zu beantworten, weil die Ringe nur zurück wirken und nicht nach außen, weil Jeder sich selber nur am meisten liebt, weil alle drei Ringe unächt sind und also Jeder ein betrogener Betrüger bleibt, so lange er nicht aufhört spezifischer, dogmengläubiger Jude, Christ oder Moslem zu sein, und dadurch beiden Andern lästig zu fallen. Zum Menschen soll er sich emporschwingen, zum Menschen im Lessing'schen Sinn, dadurch, daß er seiner unbestochenen, von Vorurtheilen freien Liebe nacheifert. Also wird der Herr Professor besser thun, keinen Wortstreit darum zu führen, ob die Gnade in der jüdischen, in der muhamedanischen Religion zu finden oder nicht — wenn er sie nicht entdeckt, fühlt sie doch der Jude oder Moslem — sondern lieber mit Sanftmuth, herzlicher Verträglichkeit, Wohlthun, innigster Ergebenheit in Gott der Kraft seines Ringes zu Hülfe kommen.

Natürlich behandelt Herr Beyschlag auch „die unbillige Zurücksetzung des Christenthums gegen Judenthum und Islam" im Nathan, und meint, sie sei nicht Lessing's Herzensmeinung gewesen; aber das Christenthum

ist im Nathan keineswegs zurückgesetzt. Lessing schrieb für christliche Leser, auf sie wollte er wirken, ihnen wollte er begreiflich machen, daß überall, folglich auch im Christenthum der Buchstabe tödte und nur der Geist Leben spende. Demgemäß zeigte er, was für eine Sorte von Christen der Buchstabenglaube dieser Confession erzielt, wenn, wie bei Daja, die Natur eine gutherzige aber untergeordnete ist, und wenn, wie beim Patriarchen, Gemeinheit als Grundlage des Charakters auftritt. Hätte er für Juden oder Moslemin gearbeitet, so würde er diesem Zweck entsprechende Juden und Muhamedaner geschaffen haben. Hier aber kam es ihm darauf an, den Christen fühlbar zu machen, daß auch aus dem Judenthum und dem Islam humane Naturen sich entwickeln könnten, reine Menschen im edelsten Sinne des Worts, und das ist ihm gelungen, denn selbst Herr Beyschlag gesteht, daß „heute der Nathan das eigentliche religiöse Bekenntniß der großen Mehrzahl unserer Gebildeten ausdrückt." Was soll nun am Ende seines Vortrags die Bezugnahme auf Lessing's später als Nathan geschriebene „Erziehung des Menschengeschlechts", die mit dem Nathan gar nichts zu schaffen hat? Nathan, Saladin und, am Ende des Stückes, der Templer stehen bereits auf jener Höhe, auf welcher Jude, Christ und Muselmann fromme Menschen und nicht mehr Vertreter dieser oder jener Dogmen sind, sie leben schon als Genossen jener Zeit, von der Lessing in seiner Erziehung des Menschengeschlechts sagt: „sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und stärken sollten, die inneren besseren Belohnungen desselben zu erkennen. Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des neuen Bundes versprochen wird." Weßhalb also die Herbeiziehung der letzten Schrift des großen Predigers der Humanitätslehre? Um zu beweisen, daß Lessing bemüht gewesen die Mysterien der Offenbarung in seiner Weise als Vernunftwahrheiten sich anzueignen, und um endlich als Schluß zu den Sätzen zu gelangen: „Seit Lessing gesucht und ge-

zweifelt, iſt eine neue Erſcheinung und Verklärung der chriſtlichen Wahrheit in unſrer deutſchen evangeliſchen Kirche uns von Gott geſchenkt worden:" (wir geſtehen, nicht zu wiſſen, was mit dieſen Worten gemeint iſt;) „wer heute an derſelben vorübergeht, um ſich die Weisheit Nathans als ſein Evangelium genügen zu laſſen, der hat wahrlich den Autoritätsglauben an Chriſtus nicht mit dem raſtloſen Nach-Wahrheit-Fragen eines Leſſing, ſondern lediglich mit einem auf Leſſing oder Herder, Göthe oder Schiller ſich ſtützenden Autoritätsunglauben vertauſcht. Solchen Leuten aber wird im Namen Deſſen, den doch auch ſie noch nebenbei zu bekennen meinen, zugerufen werden dürfen: wer Leſſing oder Herder, wer Göthe oder Schiller mehr glaubt denn mir, der iſt meiner nicht werth." Wie wunderlich! Der einzelne ſchwache Menſch, der ſich anmaßt im Namen Chriſti ein Verdammungsurtheil zu ſprechen, ohne ſeinen ſpeciellen Auftrag vorweiſen zu können! Alſo doch wieder ein Bischen Verketzerung, ein leiſer Patriarchenduft? Möchte der Herr Profeſſor nicht eine Stufe höher klimmen, ſich zu der Einſicht erheben, daß der Ausſpruch: „der Glaube macht ſelig," für jeden Glauben ohne Ausnahme gilt, und begreifen, daß der Glaube alſo das Gleichgültige, das aber das Entſcheidende iſt, was der Menſch aus ſeinem Glauben herausarbeitet?

Bibliographische Revue.

Neue tschechische Bücher.

Die Rührigkeit der Tschechen auf literarischem Gebiete ist anzuerkennen; sie sind eifrig bestrebt, die großen Lücken, die ihre Literatur noch bietet, entsprechend auszufüllen. Freilich begegnen wir dabei wenig originellen oder großartigen Leistungen; meistens treten uns Bearbeitungen oder Uebertragungen deutscher Werke entgegen, und wenn auch das große Uebergewicht der Deutschen nie willig anerkannt wird, wenn uns statt Dankes Tadel zum Lohne wird, so können wir uns doch nur freuen, daß trotz aller Negation unsere Literatur und Wissenschaft bei den Tschechen immer mehr eindringt, deren ganze neuere Literatur überhaupt nur als ein mit slavischen Zuthaten versetzter Anhang der deutschen erscheint.

In neuerer Zeit sind von den Tschechen Literaturgebiete angebaut worden, die bis dahin unter ihnen gänzlich brach lagen. So erscheint eine medicinische Zeitschrift, die von den Doctoren Podlipsky und Eiselt redigirt wird und in der auch zuweilen werthvolle Beiträge der beiden berühmten Wiener Professoren Schkoda und Rokitansky (beide geborene Tschechen) mitgetheilt werden. Johann Palazky junior hat ein geographisches Compilationswerk veröffentlicht, das ein wüstes Durcheinander von topographischen und pflanzengeographischen Notizen ist. Auch Zap versuchte sich auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde, während von dem politischen Führer der Tschechen Franz Ladislaus Rieger einige nationalökonomische Schriften herausgegeben und Droz's wichtiges Werk über politische Oekonomie aus dem Französischen übersetzt wurde. Es erscheint eine naturwissenschaftliche Zeitschrift, in welcher der tüchtige Paläontolog Johann Krajtschi und der greise Physiolog Johann Purkynje manchen werthvollen Beitrag niederlegen; eine juristische, mehrere musikalische und pädagogische Zeitschriften vervollständigen die Zahl der neuen wissenschaftlichen Journale, während auf belletristischem Gebiete noch immer der von Mikowetz begründete Lumir einen hervorragenden Platz einnimmt.

Den rein abstracten Wissenschaften haben sich die Tschechen noch weniger zugewandt; sie zogen es vor mit staunenswerthem Fleiße und großer

Genauigkeit auf archäologische und geschichtliche Forschungen einzugehen, und auf diesem Felde reiften ihnen ihre schönsten Früchte. Die geschichtlichen und antiquarischen Werke der Tschechen dürfen von keinem übersehen werden, der sich mit den Verhältnissen Böhmens oder der slavischen Nationen beschäftigt. Nicht zu vergessen sind auch die bedeutenden linguistischen Leistungen tschechischer Gelehrten, unter denen Josef Jungmann den ersten Rang einnimmt.

Auch philosophische Schriften liegen uns vor. Als Vater einer tschechischen Philosophie wird der berühmte Kanzelredner Thomas von Schitey, welcher in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts lebte, betrachtet. Von ihm rührt ein großer Theil der tschechischen philosophischen Terminologie her, die unter ungeheuren Schwierigkeiten geschaffen wurde, aber so schwankend und unbekannt ist, daß der größte Theil der gebildeten Tschechen dieselbe nicht versteht. Es braucht nicht besonders erwähnt zu werden, daß eigene philosophische Systeme von den Tschechen bisher nicht aufgestellt worden, sondern daß sie vollkommen in den Schuhen der Deutschen stehen; namentlich zählt Arthur Schopenhauer unter den „Jungtschechen" eine große Anzahl eifriger Anhänger.

Der Nischburger Vicar Karl Hyna gab eine Psychologie in tschechischer Sprache heraus, mit der er aber selbst unter seinen Landsleuten nicht viel Glück gemacht zu haben scheint, denn man sucht in diesem Werke alles andere eher, als den Geist. Mehr Anerkennung erwarb sich Klacel durch seine propädeutischen Schriften „Mostek" und „Dobrověda", in denen er namentlich eine gewandtere Sprache in die Philosophie einzuführen trachtete. Mit noch mehr Glück bewegt sich jetzt in diesem Fache ein junger Docent an der Prager Universität, Herr Dr. Josef Dastich, dessen „Základové praktické filosofie vesmyslu vseobecné ethiky" (Prag bei Friedrich Tempsky) vor kurzem erschienen. Diese „Grundsätze der praktischen Philosophie im Sinne der allgemeinen Ethik" beruhen auch durchaus auf deutschen Quellen und man kann für deren Vermittlung in fließender klarer Sprache dem Verfasser nur Dank wissen. Ob aber die gebildeten Tschechen nicht lieber deutsche philosophische Werke lesen werden, deren Terminologie ihnen geläufiger ist, als die der tschechischen Werke, ist eine andere Frage. Und wenn sie ehrlich sein wollen und in ihren Busen greifen, so müssen sie gestehen: wir nehmen ein solches Buch nur aus nationalem Eifer und aus Liebe zur Muttersprache in die Hand, wenn uns das Verständniß desselben auch herzlich schwer wird.

Es liegt uns ferner das Hauptwerk des berühmten Slavisten Paul Josef Schafarik in neuer Auflage vor*). Was der große Geschichts-

*) Pavla Jos. Šafařika Sebrané Spiy. I. Slovanske starožitnosti. Druhé vydání; Dil 1 a 2. (Prag bei Friedrich Tempsky.)

und Alterthumsforscher sowohl seiner Nation als der Wissenschaft überhaupt genützt hat, ist leider bei uns Deutschen noch immer nicht gebührend gewürdigt worden, wenn auch gerade er es ist, der neben seinem Freunde, dem Historiographen Franz Palazky in Deutschland am meisten unter den tschechischen Gelehrten genannt wird. Sein Meisterwerk, die „slavischen Alterthümer", ist das einzige uns bekannte tschechische Buch von Bedeutung, welches von einem Deutschen in unsere Sprache übersetzt wurde, um einem wirklich dringenden Bedürfnisse abzuhelfen. Es erschien nach der ersten Auflage bereits 1843 in deutscher Uebersetzung von Mosig von Aehrenfeld, herausgegeben von Heinrich Wuttke. Was sonst von tschechischen Büchern ins Deutsche übersetzt ward, wurde gewöhnlich und unverlangt von den Tschechen (z. B. Jarosch-Waldau, Wenzig u. A.) selbst besorgt. Paul Schafarik war ein ungarischer Slowak; seine theologischen und geschichtlichen Kenntnisse erwarb er auf der deutschen Universität Jena, und von deutscher Gelehrsamkeit zeugt auch jede Seite seines berühmten Buches, das ihm den preußischen Orden pour le mérite eintrug, und dem wir nun auch in seiner zweiten Auflage eine weite Verbreitung wünschen. A. J.

Englische Literatur.

Geschichte.

Cooke. — A Neglected Fact in English History. By Henry Charles Cooke. F. S. A. (Eine vernachlässigte Thatsache in der englischen Geschichte. Von Henry Charles Cooke.) London. Bell und Daldy. 1864.

Bisher hat man allgemein angenommen, die angelsächsischen Einwanderer in England hätten die alten Britten, die ursprünglichen Bewohner des Landes, fast gänzlich ausgerottet, und teutonische Sprache und Sitten hätten die keltischen verdrängt. Nur einige keltische Ueberreste hätten sich in der angelsächsischen, und bis auf den heutigen Tag in der englischen Sprache und zwar hauptsächlich in der Grafschaft Lancaster, erhalten. Da tritt denn auf einmal der Verfasser der vorliegeden Schrift, ein Jurist, mit einer neuen Ansicht auf, die bei der Gründlichkeit, mit welcher er seine Forschungen auf diesem dunkeln Gebiete der Geschichte angestellt hat, jedenfalls Beachtung verdient. Er behauptet nämlich, der größere Theil der alten Britten habe unter ihren teutonischen Gebietern sich erhalten, und diese hätten die römisch-brittische Civilisation und Staatseinrichtung, die sie vorfanden, sich angeeignet. Die wesentlichen Gründe, auf die er seine Be-

hauptung stützt, sind folgende. Die teutonischen Eroberer haben in keinem andern Falle die Besiegten vertilgt; Stephanus Byzantinus bezeichnet im Jahre 490, also 40 Jahre nach der Landung Hengist und Horsa's, die Bewohner der Insel als πρεταvοι (Britten) und die römischen, vom heiligen Gregorius an die heidnischen Engländer abgeschickten Missionäre fanden bereits eine christliche Kirche in Brittanien vor. War die Bibel unter ihnen verbreitet, so mußten sie auch lesen und schreiben können, meint er mit Recht. Der Mangel an Geschichtswerken oder Annalen aus jener Zeit könne ebensowenig gegen diese Ansicht etwas beweisen, wie aus demselben thatsächlichen Mangel in Gallien geschlossen werden könne, daß es keine Gelehrsamkeit und Literatur in diesem Lande gegeben habe. Es sei aber nicht wahr, daß Brittanien keine Geschichtswerke gehabt, obschon keine Spur davon aufzufinden sei. Im Gegentheil liege in der angelsächsischen Chronik ein Beweis vor, daß man, sogar schon vor der Einführung des Christenthums, Ereignisse niedergeschrieben habe. Der Verfasser bezieht sich nämlich auf eine Notiz aus dem Jahre 577, welche, wie er meint, unmöglich später nach bloßer Ueberlieferung aus dem Munde der Dichter und wandernden Sänger habe verzeichnet werden können. Auch die Vertheilung des Grundbesitzes, wie sie bei den Angelsachsen bestand, sei keine andere, als die nach dem römischen Gesetz übliche gewesen. Im englischen „Ceorl" und seinem „Herrn" erkennt er den römischen colonus und patronus wieder; in den „borough" und „hundred", die römischen civitas und pagus, und so aus noch mehreren andern Punkten, auf die wir hier nicht näher eingehen können, schließt Cooke, daß die Staatseinrichtungen und die Civilisation der Sachsen-Engländer in England die der römischen Britten, wie sie dieselben den Römern entlehnt hatten, gewesen, und daß die Angel-Sachsen die vorgefundenen Einrichtungen beibehalten, nicht aber sie von alten „Englen" oder „Sachsen" mitgebracht hätten. Wird man nun auch zwar die hier aufgestellten neuen Ansichten und Behauptungen mit Vorsicht aufnehmen müssen, so verdienen sie doch zweifelsohne reifliche Erwägung, und der Beitrag, den der Verfasser zur Aufhellung einer sehr dunkeln Stelle in der Geschichte geliefert hat, kann nicht ermangeln, den Geschichtsforschern einen Anlaß zu weiteren Untersuchungen zu geben, die vielleicht zu einem festbegründeteren Resultate und zu neuen Entdeckungen führen dürften. D. A.

Alison, Sir Archibald. — History of Europe, from the Fall of Napoleon, in 1815, to the Accession of Louis Napoleon, in 1852. Vol. 4. (Geschichte Europas vom Fall Napoleon's 1815 bis zum Regierungsantritt Louis Napoleons 1852.) London. Blackwoods.

Freer, Martha Walker. — Married Life of Anne of Austria, Queen of France, Mother of Louis XIV, and Don Sebastian, King of Portugal, Historical Studies. From numerous unpublished sources. 2 vols. (Das eheliche Leben Anna's von Oesterreich, Königin von Frankreich, Mutter Ludwig des Vierzehnten, und Don Sebastian, König von Portugal. Historische Studien. Aus vielen nicht veröffentlichten Quellen.) London. Tinsley.

Die Franzosen in Cochin-China und Cambodja. (Quarterly Review 1864, Nr. 232.)

England und seine Colonieen. (Dublin University Magazine 1864, Nr. 383.)

Wilhelm der Eroberer. (British Quarterly Review 1864. Nr. 80)

Länder- und Völkerkunde.

Story. — Roba di Roma. (Roba di Roma. Von William W. Story.) 3. Auflage. London. Chapman und Hall, 1864. Leipzig. L. Denicke.

Obgleich die erste Auflage des hier angezeigten Buches bereits Anfangs vorigen Jahres erschienen ist, so nehmen wir doch nicht Anstand, die Aufmerksamkeit unserer Leser jetzt, wo das Erscheinen einer dritten uns die Gelegenheit dazu bietet, auf dasselbe hinzulenken, falls sie noch nicht dessen Bekanntschaft gemacht haben sollten. Der Verfasser, ein sehr wohlhabender Amerikaner, lebt seit längerer Zeit in Rom, und wie sein Salon als der Sammelplatz der besten Gesellschaft bekannt ist, so ist sein Atelier der schönen Schöpfungen seines Meisels wegen berühmt. Im vorliegenden Werke hat er es versucht, die „ewige Stadt" in ihrem heutigen Gewande zu schildern. Der auffallende Titel „Roba", bedeutet jedoch mehr als „Gewand." Der Verfasser glaubt, er werde Jedem, der in Rom gewesen, verständlich sein. Da wir aber nicht annehmen können, daß allen unsern Lesern dieses Glück zu Theil geworden, daß sie alle dieses von Tausenden so „innig gewünschte Ziel" erreicht haben, so bemerken wir zu ihrer Belehrung, die wir aus dem besprochenen Werke selbst schöpfen, daß jenes Wort fast allumfassend ist und alle Gegenstände, vom Auswurf bis zu den auserlesensten Erzeugnissen der Natur und der Kunst hinauf, in sich begreift. Von solcher Ausdehnung sind denn auch die Schilderungen des Verfassers. Wir leben gleichsam mit ihm in Rom, durchwandeln dessen Straßen, ver-

nehmen die Volkslieder und Serenaden der Liebenden, feiern die Kirchen- und Volksfeste mit, stürzen uns in das Gewühl der Märkte, besuchen die Kaffee- und Schauspielhäuser, sehen uns von den Tausenden von Bettlern umringt, die aus allen Gegenden nach Rom strömend, ihr elendes, doch zufriedenes Dasein unter freiem Himmel an Kirchthürschwellen hinschleppen und für einen ihnen zugeworfenen Baiocco den Segen der Madonna auf uns herabflehen, dringen in die von 4000 Juden bewohnten, engen und schmutzigen Gassen des Ghetto, machen einen Ausflug nach der Campagna und wohnen den ländlichen Festen, den Jagden und andern Feldbelustigungen bei, kurz, wir sind in der Einbildung nach Rom versetzt und sehen das ganze bunte Leben der Stadt und ihrer Umgebung an unsern Augen vorüberziehen. Von den Kunstdenkmälern ist nur das Colosseum beschrieben. Dies darf nicht befremden; denn der Verfasser wollte das heutige, lebendige, nicht das alte, todte Rom schildern. Gleichwohl blickt überall seine Vertrautheit mit dem alten Rom durch, und historische Erinnerungen bilden den jedesmaligen Hintergrund seiner bis in's kleinste Detail ausgeführten Schilderungen — das Ergebniß sorgfältiger Beobachtung und gewissenhafter Forschung. Wir verweisen unter Anderem besonders auf seine Beschreibung des Ghettos, die man eben so anziehend wie belehrend finden wird. Für die, welche Gregorovius' Schilderung desselben kennen, wird zwar hier nichts Neues geboten; doch darf man deshalb nicht glauben, Story habe jene Angaben zweiter Hand entlehnt — dagegen spricht die gerade diesem Kapitel angehängte Notiz, in welcher die Quellen genannt sind, aus denen der Verfasser geschöpft hat. Uebrigens wird bei passender Gelegenheit auch auf Gregorovius hingewiesen. Daß jeder freisinnig Denkende bei den betreffenden Mittheilungen im Innersten der Seele empört sein wird, müssen wir leider auch hinzufügen. Doch wem wären die Abscheulichkeiten, welche der Fanatismus aller Jahrhunderte — das aufgeklärte neunzehnte nicht ausgenommen — in majorem Dei gloriam ausüben zu müssen geglaubt hat unbekannt? — Daß der Verfasser übrigens mit dem Künstlerauge sieht und mit Meisterhand das Gesehene zu reproduciren versteht, mag folgende Stelle darthun. „So mannichfaltig die Umrisse der Campagna sind, eben so mannichfaltig ist ihr Farbenspiel. Jeder Anblick des Himmels und jeder Wechsel der Jahreszeiten spiegelt sich in ihr ab. Tag für Tag verändert sich ihr wunderbares Panorama wandelbarer Gemälde — bald prangt sie im zarten, frischen Grün und in der Blumenfülle des Frühlings, bald strahlt sie im goldenen Reichthum des Sommers, und bald überzieht sie das sanfte Purpurbraun des Herbstes und Winters. Schweigend und großartig schauen die Berge blau, violett und rosenfarbig auf die Ebene herab. Leichte Wolken umschweben und verbergen die in hohen Lüften hervorragenden Felsenspitzen oder lassen ihre schleppenartigen Schatten an ihnen vorüber-

streifen. Vom albanischen Hügel herabblickend, sieht man des Mittags im Sommer schwere Gewitter, von zuckenden Blitzesstrahlen und lanzenartigen Regengüssen begleitet, über die Ebene sich entladen und stellenweise an den Ruinen sich brechen, während ringsumher der helle Sonnenschein die Campagna erleuchtet und auf den Bergesgipfeln erzittert. Um die Dämmerungszeit erglüht die Landschaft in einer Farbengluth, die Erde scheint im Feuer des Sonnenunterganges zu schmelzen, die Ruinen gleichen geschlagenem Golde, die Wiesen und Höhlungen sind Schmelztigeln ähnlich, in welche zarte Regenbogen alle Farbentöne hineinstrahlen, ein nebelichter Glanz schwebt über den Schatten des Abends, und die Erde schlürft die Herrlichkeit des Himmels ein. Dann senkt sich ein grauer Schleier sanft auf die Ebene herab, die Schatten klimmen die Berge hinauf, die Purpurröthe wird dunkler, das Feuer des Sonnenuntergangs erlischt zur kalten Asche und die Sonne ist hinter dem Horizont verschwunden. Die Luft wird kühl, und in den Höhlungen und längs dem Strome schleichen sich lange, weiße Nebelschweife hin, aus den Stoppeln lodert hier und da eine Flamme empor, die tiefe Orangenfarbe des Himmels geht allmählich in glühendes mit Grün vermengtes Citronengelb über, verfeinert sich dann in ein blasseres Gelb, und bald treten die großen Sterne aus dem sanften, tiefen Blau oben hervor. Die Campagna ist jetzt in Dunkel gehüllt, und feuchte, schleichende Lüfte durchwehen sie." D. A.

Burton, Richard F. — Mission to Gelele, King of Dahomey. With Notices of the socalled „Amazons", the Grand Customs, Yearly Customs, the Human Sacrifices, the Present State of the Slave Trade, and the Negro's Place in Nature. With Engravings. 2 vols. (Gesandschaft an Gelele, König von Dahomey. Mit Notizen über die sogenannten „Amazonen", die Großzölle, die Jahreszölle, die Menschenopfer, den jetzigen Zustand des Sklavenhandels, und den Platz des Negers in der Natur.) London. Tinsley.

Bullock, W. H. — Polish Experiences during the Insurrection of 1863—64. With Map. (Polnische Erfahrungen während des Aufstandes von 1863—64. Mit einer Karte. London. Macmillan.

Poesie und Belletristik.

Allingham. — The Ballad Book, a Selection of the Choicest British Ballads. Edited by William Allingham. (Das Balladenbuch. Eine

Auswahl der besten brittischen Balladen. Herausgegeben von W. Allingham.) London, Macmillan und Comp. 1864.

Bekanntlich war die Balladensammlung, welche der Dichter Dr. Thomas Percy, Bischof von Dromore in Irland, im Jahre 1765 veröffentlichte, von nicht geringem Einflusse nicht nur auf die Literatur Englands, sondern auch auf die Deutschlands. Seitdem sind nahe an hundert ähnliche Sammlungen in England und Schottland erschienen, von denen jedoch keine auch nur entfernt Anspruch auf Vollständigkeit machen kann. England ist eben in dieser Hinsicht, wie in so vielen anderen intellectuellen Dingen, trotz seines rühmlichen Vorangehens, hinter anderen Ländern, wie Spanien, Portugal, Italien und in neuerer Zeit Deutschland und Skandinavien zurückgeblieben. Ein Amerikaner jedoch, H. J. Child, Professor der Eloquenz im Harward College, hat in den letzteren Jahren eine große Sammlung in 8 Bänden edirt, welche die umfassendste von allen ist, die bisher veröffentlicht worden. In Folge früherer Vernachlässigung dieser köstlichen naturwüchsigen Dichtungen, in denen der Volkscharakter auf die unverfälschteste Weise sich äußert, ist viel Schätzbares verloren gegangen, und Vieles von dem, was sich erhalten hat, in verstümmelter Form auf uns gekommen. Die seit Percy erschienenen Sammlungen beschränkten sich entweder, wie Sir Walter Scott's „Border Minstrelsy", auf die Balladen einer gewissen Gegend oder Epoche, oder wie Nisson's „Robin Hood", auf einen, ein historisches Ereigniß oder einen romantischen Charakter umgebenden Sagenkreis, oder endlich, wie Percy's, auf eine Auswahl der beliebtesten und gediegensten Balladen überhaupt. Die vorliegende reiht sich, wie aus dem Titel ersichtlich, wiederum blos der Percy'schen Sammlung an; der Herausgeber, ebenfalls Dichter, hat sich aber seiner Aufgabe mit vielem Geschmack erledigt und große Sorgfalt auf den Text verwendet, so daß man nur wünschen kann, er möchte seine verdienstvolle Arbeit fortsetzen und das begonnene Werk vollenden, um so mehr, als man jetzt noch Manches vermißt, was entschieden einen Platz in einer Auswahl der besten Balladen beanspruchen dürfte. D. A.

Edwards. — Barbara's History. (Barbara's Geschichte.) Von Amelia B. Edwards. London, Hurst und Blackett. 3 Bände. 1863. Leipzig, B. Tauchnitz. 2 Bände. 1864.

Die bereits seit längerer Zeit nicht unvortheilhaft bekannte Schriftstellerin reiht sich mit dieser ihrer neuesten Leistung, mit der sie zum ersten Mal in die Tauchnitzsammlung aufgenommen ist, der Bronte-Schule an, jedoch nicht ohne ihre Selbständigkeit zu behaupten. So erinnert ihre Heldin Barbara an Jane Eyre, während Hugh Farquhar, der in ganz Europa

herumschweifende Sonderling, an Rochester sein Vorbild gehabt haben dürfte. Barbara, die ihre eigene Geschichte erzählt, ist die ihrer absonderlichen Neigungen wegen hintangesetzte Tochter eines adelstolzen, wiewohl unbemittelten Vaters, der die verkörperte Selbstsucht ist und seine beiden Töchter nach Deutschland zur Ausbildung schickt. Wir werden nach einer fingirten kleinen Residenzstadt am Main versetzt, wo sich eine Anstalt befindet, in welcher jeder Zögling sich irgend einer Kunst zu widmen hat. Barbara wählt die Malerei und gelangt darin zu bedeutender Fertigkeit. Sie ist durch und durch Künstlerin und von der Weihe der Kunst dermaßen erfüllt, daß sie für nichts Andres Sinn hat, während ihre Schwester nur der Nothwendigkeit halber Musik und Gesang treibt und damit zu glänzen sucht. Ein Edelmann führt die eitle Schöne als Gattin heim und erfüllt so des Vaters Wünsche. Barbara aber verwirkt seine Zuneigung durch ihren Hang zur Kunst und — was noch schlimmer war in seinen Augen — ihren Entschluß, sich derselben zu widmen. Sie läßt sich jedoch durch nichts beirren und schreitet rüstig weiter auf dem Wege zur Vollendung, auf dem sie ihr Lehrer, der sie auf der Anstalt in den heiligen Tempel eingeführt, auch in Rom, wo sie sich später wieder begegnen, väterlich unterstützt. Sie trifft indessen wiederholt mit ihrem von Kindheit an bewunderten und verehrten Helden, Hugh Farquhar, zusammen, und der seiner Heimath abholde Wanderer vermählt sich endlich mit ihr. Jetzt sucht die Gattin den Unsteten in die häuslichen Bande zu locken; nach langem Widerstreben seinerseits gelingt es ihr, ihr Vorhaben auszuführen, aber nur zu ihrem Unstern. Sie findet in seinem Hause ein Weib verborgen und hält sich für hintergangen. Sie ergreift die Flucht und ladet dadurch auf sich und ihren unschuldigen Gatten namenloses Leid. Das Weib war nämlich eine unglückliche Griechin, die, nachdem sie wider ihren Willen zur Heirath genöthigt worden, bei Farquhar eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Sie selbst führt später das getrennte Ehepaar wieder zusammen und stirbt zerknirscht im Bewußtsein ihrer Schuld, da sie einen an Farquhar gerichteten Brief, der ihm die erwünschte Auskunft über den Aufenthalt Barbara's zu geben bestimmt war, diesem vorenthalten und dadurch unsägliches Leiden verursacht hatte. So ungefähr verläuft die von Unwahrscheinlichkeiten nicht freizusprechende Erzählung, der man trotzdem manche Vorzüge nachrühmen kann. Eine wohlthuende Frische und Begeisterung für die Kunst, wie überhaupt für alles Edlere im Leben durchweht sie. Barbara ist ein Wesen, das sich gegen das in England zum Abgott gewordene und versteinerte Hergebrachte auflehnt und die Sklaverei der Mode von sich abzuschütteln sucht, ohne deshalb unweiblich zu werden und gegen die gute Sitte zu verstoßen. Die mannichfaltigen Schilderungen englischen und deutschen Lebens zeigen von künstlerischem Talent und jener Gewandtheit, die mit einigen Strichen

das Bild in klaren, scharfen Zügen hinzuwerfen versteht. Die gelungenste und originellste Gestaltung in dem Werke aber ist die alte Tante Sandyschaft, deren Sonderbarkeiten und Grillen, mit echtem Humor gepaart, jedenfalls die heiterste Seite im Gemälde bilden und zum Ergötzen des Lesers dienen. Sie dürfte, ohne daß wir das Verdienst der Verfasserin mit diesem Ausspruche schmälern und der Ursprünglichkeit ihrer Schöpfung zu nahe treten wollen, an die berühmte Mrs. Poynser in „Adam Bede" erinnern. Wie dem auch sei, so wird man doch Miß Edwards als eine der begabteren Mitbewerberinnen auf dem von den Engländerinnen mit so großem Erfolg angebauten Gebiete der Novellistik begrüßen können.

D. A.

Fullerton. — Too Strange Not To Be True. A Tale. (Zu seltsam, um nicht wahr zu sein. Eine Erzählung.) Von Lady Georgiana Fullerton. 3 Bände. London, Bentley. 1864. Leipzig, B. Tauchnitz. 2 Bände. 1864.

Die zum römisch-katholischen Glauben sich bekennende Verfasserin hat unter diesem Titel die bei uns durch Zschokke längst eingebürgerte, romantische Sage von der Prinzessin von Wolfenbüttel, der Gattin des Zarewitsch, zu apologetischen Zwecken verwendet. Der segensreiche Einfluß der alleinseligmachenden Kirche wird uns zu wiederholten Malen in salbungsvoller Sprache bis zum Ueberdruß nahegelegt. Wenn man ihr aber hieraus einen Vorwurf gemacht, so können wir diesem nur insofern beistimmen, als sie die ästhetische Wirkung des Buches dadurch beeinträchtigt hat; denn ohne die Bekehrungsgeschichten des jungen Indianerfürsten Ontara und der ganz unnöthigerweise in die Erzählung mit hineingezogenen Schauspielerin, Mademoiselle Gauthier, würde man dem Werke ungetheilten Beifall zollen können. Die fromme Verfasserin hat in ihrem propagandistischen Eifer gegen das ne quid nimis gesündigt und allem Anschein nach, lediglich um der in England hergebrachten Forderung des dreibändigen Romans zu genügen, auch in anderen Hinsichten des Guten zu viel gethan. Das Maß des Unglücks, welches die Fürstin und ihre neuen Angehörigen trifft, ist jedenfalls überhäuft. Unersättlich verfolgt sie das widrige Geschick, und nur ein kurzer Zwischenraum der Erholung ist ihnen und somit dem Leser vergönnt. Zu viel des Wehes ist über ihre unschuldigen Häupter ergossen, und zu viel wird der Geduld des Lesers zugemuthet. Indessen trotz dieser Mängel oder vielmehr trotz dieser Ueberschreitungen des weisen Maßes, welcher vortheilhafte Abstand zwischen der Darstellung unserer Verfasserin und der Zschokke's! Wie weibisch-süßlich-sentimental ist die feine, wie

männlich, kräftig und nüchtern dagegen die ihrige! Beim Vergleich dieser beiden Stylarten wäre man fast geneigt, jede Verwandtschaft zwischen deutscher und englischer Denkungsweise in Frage zu stellen. Bei Zschokke ist der Grundzug eine fast krankhafte Gefühlsschwärmerei; bei Lady Fullerton, abgesehen von dem religiösen Element, das sie allzusehr in den Vordergrund treten läßt, herrscht eine gesunde Anschauung der Dinge und Bewunderung der Naturschönheiten vor. Hier, trotz spiritualistischer Ueberschwänglichkeit, derber Realismus; dort thränenreicher Idealismus. Wie ganz anders, um wenigstens ein Beispiel anzuführen, schildert die englische Schriftstellerin den Helden der Erzählung, den Obristen Auban, als der deutsche Schriftsteller seinen Chevalier d'Aubant! Bei ihm ist er ein sentimentaler pessimistischer Schwärmer; bei Lady Fullerton ein kräftiger, durch und durch gesunder Mann. Freilich war Zschokke Romantiker und erinnert seine Darstellung nur zu deutlich an Werther's Leiden. Allein ist auch diese Richtung bei uns längst verworfen, so läßt sich doch der deutsche Grundzug in ihr nicht verleugnen, und man kann wohl behaupten, daß man in der ganzen englischen Literatur vergebens eine derartige Darstellung suchen würde. Bei einem tiefern Eingehen könnte der Vergleich der beiden Leistungen für die Charakteristik deutscher und englischer Denkungsart und Schilderung sehr belehrend werden. Träte der Unterschied in der Behandlung des Stoffes nicht so scharf hervor, wäre die Darstellung nicht so grundverschieden, so würde man bei dem gänzlichen Ignoriren Zschokke's seitens unserer Verfasserin, und vielleicht gerade deswegen, leicht geneigt gewesen sein, sie eines Plagiats zu bezichtigen, um so mehr, als sie unverkennbare Bekanntschaft mit der deutschen Literatur verräth. Es genügt jedoch ein ganz oberflächlicher Blick in die beiden Werke, jeden Schatten eines solchen Verdachts zu entfernen. Welchem von beiden Werken wir den Vorzug geben, bedarf wohl nach dem Vorangegangenen keiner näheren Andeutung; nur möchten wir zum Schluß noch, wenn hier überhaupt von Vergleich die Rede sein kann, auf die der Haupterzählung episodisch eingeschalteten und der Phantasie der Dichter entsprungenen weiblichen Gestalten hinweisen. Wie sehr überragt das von einem Heiligenschein umgebene, liebenswürdige, an ihrem Heimathlande und dessen Eingebornen mit jeder Ader hängende Naturkind, Wilhelmina — die Schöpfung der Engländerin — die gewöhnliche Kammerzofe Agathe unseres Zschokke! Erwähnt sei noch, daß dem vorliegenden Werke als Anhang die Quellen beigegeben sind, welche die Verfasserin als Grundlage ihrer Erzählung benutzt hat. Für die Leser unserer Revue dürfte diese neue Bearbeitung jener romantischen, der Geschichte Rußlands entnommenen Sage eine besondere Anziehungskraft haben, mag man über den Werth der Dichtung urtheilen wie man wolle.

D. A.

Reade. — Hard Cash, a Matter of Fact-Romance, by Charles Reade. (Hartes Geld. Ein auf Thatsachen beruhender Roman. Von Charles Reade.) 3 Bände. London, Sampson Low u. Comp. 1863. Leipzig, B. Tauchnitz. 2 Bände. 1864.

Es ist schwer, diesem Buche gerecht zu werden. Ein Werk dieser Art entzieht sich eigentlich aller Kritik. Der Zweck des Verfassers ist, eine der schreiendsten Ungerechtigkeiten, einen der gröbsten Mißbräuche, die in England, dem gepriesenen Lande der Freiheit, herrschen, bloszustellen und alle Nichtswürdigkeiten und Unmenschlichkeiten, die sich daran knüpfen, zu enthüllen. Um kurz zu sein: habsüchtige Verwandte haben die Macht, eines ihrer Familienglieder, dessen Vermögen sie sich anzueignen wünschen, seiner persönlichen Freiheit zu berauben, indem sie es vermittelst eines nur zu leicht zu erlangenden Zeugnisses zweier käuflicher Aerzte als geisteskrank erklären lassen und so einem Privat-Irrenhause überliefern, wo es nur zu oft der grausamsten Behandlung ausgesetzt ist und, Dank den widersinnigen Gesetzen des Landes und der fahrlässigen, gewissenlosen Verwaltung derselben, mit eisernen Banden festgehalten werden kann. Verträgt sich die Poesie wohl mit einer so ausgesprochenen Tendenz, wie sie hier vorliegt? Soll man das Buch als Kunstwerk oder als Flugschrift behandeln? Etwas Bedenkliches hat der Versuch immer, die Dichtung zu praktischen Zwecken zu verwenden oder umgekehrt derartige Thatsachen dichterisch zu verarbeiten, und zwar deshalb, weil die Dichtung stärkere Farben verlangt, wenn sie eindringlich wirken soll, dieser Forderung aber nur auf Kosten der strengen Wahrheit genügt werden kann. So hatte Reade schon durch seinen ersten berühmten Tendenzroman: „It is never too late to mend" von vielen Seiten her den Vorwurf der Entstellung und Uebertreibung auf sich geladen, und nicht besser ist es ihm diesmal ergangen. Ist der Vorwurf aber gerechtfertigt? Uns will es nicht bedünken, daß dem so sei. Auf einen öffentlichen Angriff von Seiten eines der Betroffenen hat er sich so glänzend und siegreich vertheidigt, daß sein Gegner die Waffen strecken mußte. Ganz abgesehen aber von dem Tendenziösen im vorliegenden Buche und von der mehr oder minder wahrheitsgetreuen Darstellung der Thatsachen, wird man der poetischen Einkleidung derselben im Ganzen seine Bewunderung nicht versagen können. Wir geben zu, daß die Erzählung an Ereignissen überladen, die Diction ungleich, oft geziert und zuweilen sogar salopp ist; daß die Schilderungen allzusehr auf Effect berechnet sind und man den Verfasser von den Geschmacksverirrungen der Sensationsschule nicht freisprechen kann: bei allen diesen Fehlern aber, welcher Schwung und welche hinreißende Kraft der Darstellung, welcher Reichthum der Erfahrung, welche Unerschöpflichkeit der Erfindung, welcher Ernst, welcher Feuereifer tritt hier zu Tage! Die gerechteste saevis indignatio durchdringt das ganze Werk, und gewiß, ein so

schöner Zweck rechtfertigt die angewandten Mittel und söhnt uns selbst mit allen Vergehen des Verfassers gegen den guten Geschmack aus. Es giebt hochpoetische Stellen in dem Buche, von denen man gesagt hat, kein anderer lebender Schriftsteller hätte sie schreiben können; wir wollen noch eins hinzufügen: Es bedarf eines Hercules, um den Augiasstall der zum Himmel schreienden Mißbräuche im Lande der Freiheit zu reinigen, und Reade ist ein Hercules und versteht es, wie nicht leicht ein anderer, die Keule zu schwingen. Die Wucht, mit welcher die Schläge fallen, ist außerordentlich. Nur ungern scheiden wir von ihm, ohne auf Einzelnheiten eingegangen zu sein; doch können wir uns nicht versagen, wenigstens auf die gelungenste und höchst originelle Schöpfung im Buche — den schottischen Arzt, Sampson, — hinzuweisen. Das ist eine Gestalt voller Leben und Kraft und Gemüth. Mit unerschöpflichem und redseligem Humor, aber auch mit unverhaltener Entrüstung und einschneidendem Spotte fällt dieser Sampson über die Philister her und züchtigt sie nach Herzenslust. Er ist der geschworene Feind des unter englischen Aerzten so arg grassirenden Humbugs und hat ihm ewigen Krieg erklärt. Ueberhaupt ist das ganze Buch ein Kampf mit dem medicinischen und juristischen Humbug, und nach dieser Seite hin wird es seine beabsichtigte Wirkung gewiß nicht ganz verfehlen. Es wäre jedoch innigst zu wünschen, daß es dem Verfasser, der den berührten Gegenstand mit diesem Werke noch nicht abgeschlossen haben will, gelänge, seinen ganzen Zweck zu erreichen und dem frevelhaften Treiben, welches er in so ergreifender Weise zu schildern verstanden, daß wir den bemitleiden müßten, der dieses schwärzeste Blatt in der Socialgeschichte Englands mit kaltem Blute lesen könnte, ein Ende zu machen.

D. A.

Tennyson. — Enoch Arden and Other Poems. (Enoch Arden und andere Gedichte.) Von Alfred Tennyson. London, Moxon. 1864. Leipzig, B. Tauchnitz. 1864.

Treffend und sinnig, wie immer, heißt es in der griechischen Götterlehre von dem geflügelten Rosse Pegasus, daß der Meeresgott es erzeugt habe. Auch der gekrönte Dichter Englands, der seit längerer Zeit seinen Aufenthalt auf der schönen Insel Wight genommen, hat am Meeresstrande neue Begeisterung geschöpft und in diesem neuesten Bande Dichtungen geliefert, die zu den schönsten gehören, welche seiner Muse entsprungen. Uns haben sie mehr angesprochen, als Alles, was er bisher geschaffen, und es ist nicht befremdend, daß der Erfolg in England ein so großer ist und man von den Tausenden von Exemplaren berichtet, die in wenigen Tagen drüben vergriffen worden. Das Titelgedicht und das nächstfolgende, „Aylmer's Field", sind Dichtungen

epischer Gattung; diesen reihen sich mehrere kleinere, bereits früher veröffentlichte Gedichte, meist lyrischer Art, an; außerdem enthält die Sammlung ein neues, im Lincolnshire-Dialecte verfaßtes humoristisches Gedicht, „The Northern Farmer", und den Schluß bilden einige Versuche in klassischem Versmaß und die Uebertragung einer Stelle aus der Ilias. Im Enoch Arden ist der Stoff derjenigen Volksklasse entnommen, deren Lebensweise wohl die meisten poetischen Züge bietet. Enoch, ein armer Fischer, unternimmt eine größere Seereise, um die Lage der heißgeliebten Familie zu verbessern. Er leidet Schiffbruch, und vom Sturm auf eine unbewohnte Insel geschleudert, bleibt er, nachdem seine beiden Gefährten verunglückt, allein daselbst zurück. Nach langem, vergeblichem Hoffen und Harren erscheint das rettende Boot, das ihn zur Heimfahrt mit aufnimmt. Er erreicht die Heimath wieder, jedoch nur, um sein häusliches Glück zertrümmert zu sehen. Seine Gattin, die lange vergebens seiner Rückkehr geharrt, hat unterdessen den anhaltenden Bewerbungen des Müllers, der sie schon als Mädchen geliebt und nur Enoch weichen mußte, Gehör geschenkt und sich mit ihm vermählt. Der bestürzte und trostlose Enoch will das Glück seiner Familie nicht stören und bleibt unerkannt und verborgen im Dorfe, bis der Tod herannaht. Erst dann entdeckt er sich seiner Wirthin und stirbt, den Seinigen seinen Gatten- und Vatergruß entbietend und versöhnt mit Allen. Das zweite Gedicht bewegt sich in den höheren Gesellschaftskreisen. Ein ahnenstolzer Ritter, Sir Aylmer Aylmer, dessen einzige Tochter Edith dadurch seinen Stamm erhalten soll, daß ihr einstiger Gatte ihren Familiennamen annimmt, lebt auf freundschaftlichstem Fuße mit dem Pfarrer auf seinen Besitzungen. Dessen jüngerer Bruder Leolin und Edith Aylmer wachsen als Gespielen zusammen auf und verpflichten sich gegenseitig zu ewiger Treue. Der Vater, darüber erzürnt, läßt die Tochter alle seine Strenge empfinden und schneidet sie von allem Verkehr mit dem Geliebten ab. Sie welkt dahin und stirbt, eine geknickte Lilie, und die Hoffnungen der Eltern werden mit ihr zu Grabe getragen. Und Leolin, der Geliebte? Er nimmt den Dolch, den sie ihm selbst einst geschenkt — ihr Vetter, einer ihrer Freier, hatte ihn ihr verehrt — und durchbohrt sich die Brust. Mit Entsetzen vernimmt die Gemeinde das Schicksal der beiden von Allen geliebten Wesen. Der Bruder aber läßt von der Kanzel seine Donnerstimme ertönen und beklagt in Gegenwart der Eltern, die ihr Kind dem Moloch geopfert, die Oede, in die ihr und sein Haus verwandelt worden; denn auch er war nun der letzte seines Stammes. Doch er beschwichtigt die aufgeregten, Rache dürstenden Gemüther der Gemeinde, indem er sie an die Tugenden der beiden Opfer und an das Strafgericht mahnt, welches der Adels- und Geldstolz an sich selbst vollzogen. In wenigen Monaten folgen die vom Schmerz zermalmten Eltern ihrem Kinde ins Grab nach, und wo einst der stolze

Sitz des Ritters mit seinen Zinnen hoch gen Himmel emporragte, ist jetzt nur ein offenes Feld zu sehen. Der ganze Zauber Tennyson'scher Poesie ist über diese beiden Erzählungen ergossen: keine Härte stört den melodischen Fluß oder verunstaltet das Ebenmaß dieser schwungvollen Verse, und die bilderreiche Sprache ist von einem Schliff und einer Glätte, die fast alles von ihm bisher in dieser Beziehung Geleistete übertrifft. Es ist, als ob der Dichter im feinsten Marmor gearbeitet und statt der Feder des Meißels sich bedient hätte. Gerade diese überaus verfeinerte Form aber wird auch diese Dichtungen bei aller Volksthümlichkeit des Inhalts nicht zur Volkspoesie werden lassen. Es fehlt ihnen jene Einfachheit, die unmittelbar zum Herzen des Volkes spricht und den Stoff ihm genießbar macht. Die Tennyson'sche Poesie trägt eben zu deutliche Spuren der Kunst an sich. Es gebricht ihr an jener höchsten Kunst, die sich zu verbergen versteht. Dabei ist sie bekanntlich sehr manierirt. Er ist der Dichter der höher gebildeten Klassen; sie schwören auf ihn und begnügen sich, wie der „Times"-Recensent berichtet, mit dem einfachen Ausrufe: „Tennyson ist Tennyson." Zum Volke aber ist seine Stimme noch nicht gedrungen; der Masse ist er noch nicht verständlich geworden und dürfte es, falls er nicht später noch einen andern Ton anschlägt, ebensowenig wie Wordsworth, jemals werden. Was den Inhalt des Enoch Arden betrifft, so hat das Athenäum sich veranlaßt gesehen, ihn zu tadeln und dem Dichter den Vorwurf zu machen, er habe dem verdorbenen Geschmacke der Sensationsschule gehuldigt und ihrer Unsittlichkeit gefröhnt. Diesem engherzigen Urtheil kann das des Reader über Aylmer's Field zur Seite gestellt werden. Dieses Blatt gesteht dem Gedichte zwar Kraft und Schönheit zu, glaubt jedoch, es werde lange nicht den Beifall finden, wie Enoch Arden, weil es von unangenehmer Wirkung sei, „und es ist möglich", fügt der Recensent hinzu, „Kritiker dürften fragen, ob Herr Tennyson die Moral beabsichtigte, daß Standesrücksichten kein Bestimmungsgrund für Eltern sein sollten, sich den Wünschen ihrer Töchter in Heirathsangelegenheiten zu widersetzen oder ob er gar keine Moral beabsichtige und nur eine Geschichte erzähle." Das heißt denn wahrlich den ganzen Standpunkt unsers Dichters verkennen. Niemand kann einen höheren Begriff von der Aufgabe des Dichters haben, als Tennyson und die Schule, der er angehört. Sie wollen nicht blos Sänger, sondern vates, Propheten, sein. Sie treiben die Poesie nicht zur Belustigung, sondern zur Belehrung der Menschen; sie wollen veredelnd auf sie wirken, das Wahre, Gute und Schöne verherrlichen und befestigen und das Falsche, Schlechte und Häßliche züchtigen und verbannen, kurz, sie wollen das messianische Reich des Friedens und der Eintracht, des allgemeinen edlen Menschenthums und Wohlwollens herstellen. Man lese die Gedichte in diesem Sinne und frage sich dann, ob jene Urtheile sich auch nur einen Augenblick halten

können. Welche hehre Lichtgestalt tritt uns in Enoch entgegen! Seine große Selbstverleugnung soll seinen Landsleuten und Standesgenossen, von deren ungebändigten Leidenschaften so viele Verbrechen zeugen, zur Belehrung dienen, wie viel der Mensch über sich vermag, wenn er nur von echter Liebe beseelt ist und seine Willenskraft anstrengt. Aylmer's Field ist eine erschütternde, hochtragische Erzählung, die als Strafpredigt gegen den Götzendienst des Mammons nach unserem Dafürhalten eine der wichtigsten socialen Fragen behandelt. Wir schließen mit der wärmsten Anempfehlung dieser Gedichtsammlung, die uns einen Hochgenuß geboten hat, wie er uns selten zu Theil wird. Was wollen am Ende die dürftigen Worte eines Recensenten, sei er auch noch so innig in seiner Bewunderung, gegen die Schöpfungen des Dichters sagen? Jene verhallen in einem Tage, diese dauern für alle Zeiten. D. A.

Wood. — Trevlyn Hold, or, Squire Trevlyn's Heir. (Trevlyn Hold, oder Squire Trevlyn's Erbe.) Von Mrs. Wood. London, Gebrüder Tinsley. 3 Bände. 1864. Leipzig, B. Tauchnitz. 2 Bände. 1864.

Als treue und gewissenhafte Berichterstatter, denen es darum zu thun ist, ihre Leser mit jeder wichtigeren Erscheinung auf dem Felde der englischen Literatur bekannt zu machen, dürfen wir die jüngste Leistung der Mrs. Wood nicht unbeachtet vorübergehen lassen. Die Verfasserin hatte bekanntlich mit ihrem vor nur einigen Jahren erschienenen Erstlingswerke, East Lynne*), einen glänzenden Erfolg errungen und ungeachtet der Mängel, die jenem Werke anhafteten, sofort einen hervorragenden Platz unter ihren dichtenden Schwestern eingenommen. Diese ihre erste Leistung berechtigte zu den schönsten Erwartungen. Die Monatsschriften säumten daher nicht, das neu aufgetretene Talent auszubeuten, und jedes Jahr brachte ein neues Werk aus ihrer Feder. Die schönen Erwartungen aber, die man gehegt hatte, waren getäuscht; das Talent der Verfasserin schien sich erschöpft zu haben, und ihr vorletztes Werk, The Shadow of Ashlydyat, war geradezu albern zu nennen. Sie hatte sich hier ins Gebiet des noch vor Kurzem zur Schmach des Jahrhunderts, in England wie in Amerika, so arg grassirenden Geister- und Gespensterschwindels verloren, und man konnte solche

*) Im Athenäum vom 1. Oct. 1864 wurde dieses Werk als dasjenige bezeichnet, welches die vielerwähnte Sensationsschule hervorgerufen habe: dies scheint jedoch auf Irrthum zu beruhen; denn bisher hat man allgemein Wilkie Collins als das Haupt dieser Schule angesehen und seinem „Woman in White" die Entstehung derselben zugeschrieben.

Verirrung nur beklagen. Um ſo erfreulicher iſt es, in vorliegendem Werke ſie wieder auf beſſerem Wege zu ſehen und einen bedeutenden Fortſchritt zu erkennen, den wir mit Vergnügen verzeichnen. Trevlyn Hold iſt eine aus dem Leben gegriffene Erzählung, wahr und lebensgetreu, ſpannend, ohne unangenehm auf die Nerven zu wirken, ereignißreich, ohne in Uebertreibungen auszuarten, kurz ein echtes Lebensbild, mit vielen rührenden und ſchönen Zügen durchwoben. Wir können es daher unbedingt als erſprießliche Lektüre empfehlen. D. A.

Clarke. — Good Stories. Selected and edited by J. Erskine Clarke; Second Series. (Gute Geſchichten. Ausgewählt und herausgegeben von J. E. Clarke; Zweite Folge.) London. Macintosh.

Longfellow, Henry Wadsworth. — Complete Poetical Works, including his Translations and Notes. New edition, with Illustrations. (Sämmtliche poetiſche Werke von H. W. Longfellow, ſammt ſeinen Ueberſetzungen und Anmerkungen. Neue Ausgabe mit Illuſtrationen.) London. Bell & Daldy.

Trollope, Anthony. — Can you forgive her? With Illustrations. (Kann man ihr verzeihen? Mit Illuſtrationen, in zwei Bänden. Erſter Band.) London. Chapman & Hall.

Deutſche Literatur.

Geſchichte.

Bernhardi. — Geſchichte Rußlands und der europäiſchen Politik in den Jahren 1814 bis 1831. Von Theodor v. Bernhardi. Erſter Theil. Vom Wiener Congreß bis zum zweiten Pariſer Frieden. Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 1863.

In früheren Zeiten war es wohl Sitte, den Büchern gewiſſe ſymboliſche Titel zu geben. Da gab es Werke unter der Aufſchrift: Goldener Spiegel, Gelehrte Eule, der aufſtrebende Aar u. dergl. und man mußte erſt das ganze Buch geleſen haben, um zu wiſſen, in welcher Beziehung der Namen zu der Sache ſtehe. Seitdem dieſe Gelehrten-Kinderei aufgehört hat, iſt man gewöhnt, die Bücher beim rechten Namen zu nennen und ihren Inhalt mit einem kurzen Wort zu bezeichnen. Indeß glauben wir in dem

obengenannten Werke einen Rückfall in die Zopfepoche zu finden und eine Art von Symbolik in dem bezeichneten Titel zu erkennen. Denn wenn es auch seine volle Richtigkeit mit der Meinung des Herrn Verfassers hat, daß die Geschichte einer europäischen Großmacht, deren Geschick es ist, bestimmend und maßgebend auf die Entwickelung aller allgemeinen Verhältnisse und Interessen des Welttheils einzuwirken, nothwendiger Weise die internationale europäische Politik fast in ihrem ganzen Umfang umfasse, wenn auch dem nicht entgegengetreten werden darf, daß dies in gesteigertem Maße der Fall sei in jener von dem Autor behandelten Zeit, da Rußland zu einer so hervorragenden Stellung, zu einem so gewichtigen Einfluß in dem Rath der europäischen Mächte empor geführt war, und wenn endlich auch mit einiger Beschränkung zugegeben werden muß, daß Rußlands allgemein geschichtliche Bedeutung bis jetzt überhaupt überwiegend in seiner auswärtigen Politik, weniger in seinem innern Leben zu suchen war — so kann doch eine volle Rechtfertigung des gewählten Titels darin nicht gefunden werden. Mindestens hätten diesen Gesichtspunkten zufolge die allgemeinen Verhältnisse nur so dargestellt werden können, daß ihre Beziehung zu Rußland oder die Stellung desselben zu den allgemeinen Erscheinungen in den rasch bemerkbaren Vordergrund gerückt waren. Wie sich die allgemeine europäische Politik in dem Geiste der russischen Diplomatie und des damals an den Ereignissen so unmittelbar betheiligten Kaiser Alexander reflectirte, das konnte nach dem auf der ersten Seite des Buches gegebenen Versprechen einzig und allein der rothe Faden sein, der sich hindurchzog, und ob auch häufig zurückgedrängt, doch immer als der Kern der Sache sich heraushob. Faktisch geht auch wirklich ein solcher rother Faden durch das ganze Buch hindurch, oder mit andern Worten, in der Wirklichkeit hat auch der Erzähler seinen hervortretenden Heros, an dem die ganze Fülle seiner Empfindung und seiner Theilnahme hängt, auf den er gern alle öffentlichen Ereignisse und Wandlungen, alle geheimen Machinationen und Verwickelungen jener Zeit bezieht. Nur ist das eben nicht Rußland — sondern Preußen. Mit entschieden größerem Rechte hätte das Buch Geschichte Preußens und der europäischen Politik genannt werden können. Freilich würde dann noch weit weniger zu rechtfertigen sein, ja ganz zur Ungebühr werden, daß der Verfasser die allgemeine geschichtliche Bedeutung des Staats nur in seiner auswärtigen Politik sucht, was auch, wie gesagt, in Bezug auf Rußland nicht ganz zutrifft. Denn mag man den Charakter des innern Lebens in dem slawischen Nordstaate selbst nur in einer zeitweiligen taumelnden Schwankung, die schließlich mit einer furchtbar rückläufigen Bewegung ausgeht, erkennen, so kann das mit Rücksicht auf das allgemeine populäre Interesse gering angeschlagen werden, als Erfüllung einer wissenschaftlichen Aufgabe aber von reicher Belehrung und selbst allgemein geschichtlicher Bedeutung

sein. Es ist schade, daß ein so ausgezeichneter Schriftsteller uns nicht die Embryonologie der heute immer bedeutsamer und großartiger sich entfaltenden russischen Verhältnisse dargestellt hat.

Das war es, was an dem ganzen Buche auszusetzen war. Nur eben die ersten zwei Worte; im Uebrigen sind wenige ihm gleiche Bücher in den letzten Decennien erschienen.

Was soll man da zuerst rühmen: das überaus emsige und sorgfältige Quellenstudium, oder die feine Urbanität und Kunst der Darstellung? Der ganze Wiener Congreß mit all seinen Thorheiten und Erbärmlichkeiten, mit all seinen Hoffnungen und Täuschungen, mit all seinem hohlen Glanz und seiner kleingeistigen Heuchelei tritt fast greifbar entgegen. Welch eine schreckliche Walpurgisnacht! Und davon hat das deutsche Volk die Erfüllung seiner Ideale erhofft und erwartet! Es kann kein Zweifel sein, wer der furchtbare Gebieter dieses Blocksbergs war — kein anderer als Talleyrand. Die ganze Geschichte dieser Versammlung ist nichts als die Darstellung der großen Dupe, in die der höhnisch-lächelnde, gewissenlose Franzose eine ganze Welt hineincomplimentirt. Aber es ist gut, sehr gut, daß diese ganze Armseligkeit immer wieder und lebhaft den Völkern vor die Augen gebracht wird, damit sie erkennen, wie man Jahrhunderte hindurch ihnen falsche Götzen vorführte, und ihnen zurief: „Das sind deine Götter," damit sie aber auch sich hüten vor Ueberschätzung und Ueberhebung oder vor dem Groll und der Verzweiflung über gleichzeitige Erscheinungen und sich nicht blenden lassen von dem Schein und der Gaukelei. Wenn man in diesem Bernhardi'schen Buche über die eine große Rolle darin einnehmende polnische, oder wie sie dort wegen ihres Zusammenhanges sehr richtig bezeichnet ist, polnisch-sächsische Frage liest und die Haltung Europas in den erst jüngst verflossenen Jahren dem gegenüber in Betracht zieht, so glaubt man das Opfer einer boshaften Mystification zu sein, was es wohl auch im Grunde ist. Bekanntlich bezogen sich die neuerdings von England, Frankreich und Oesterreich erlassenen schroffen Noten in der polnischen Sache, welche alle Börsen Europas in ein monatelanges Schwanken gebracht hatten, wiederholentlich und mit Nachdruck auf die Wiener Verträge und auf die von Rußland dort übernommenen Verpflichtungen, und bekanntlich hören auch die Polen nicht auf, nicht blos Rußland, sondern selbst Preußen und Oesterreich gegenüber die Wiener Verträge im Angesicht Europas anzurufen. Und doch hat vielleicht niemals eine Versammlung eine den Polen feindseligere Haltung eingenommen, als dieser Wiener Areopag. Es ist bekannt, daß der Kaiser Alexander, der damals sich eben im Schwung hochsinniger Ideen befand, eine Wiederherstellung des polnischen Reiches innerhalb der Grenzen von 1772, also mit Zuziehung der heute sogenannten „westlichen Gouvernements" trotz des größten Widerwillens der

ihn berathenden Staatsmänner, Pozzo di Borgo und Stein, beabsichtigte. Gegen nichts aber erhoben sich die Diplomaten Englands und Frankreichs lebhafter als dagegen. Lord Castlereagh sah darin eine dauernde und bedenkliche Gefahr für Europa, und bestand im Gegentheil darauf, selbst das Herzogthum Warschau zu zertheilen, und in Frankreich, wo (wie Bernhardi sehr richtig bemerkt) Rhetorik die allgemeine Grundlage der Bildung ist, konnte man nicht darum verlegen sein, wie dergleichen Ablehnungen in wohltönende Phrasen einzukleiden seien. In den Instructionen Talleyrand's hieß es in dieser Beziehung: „Unter allen Fragen, die auf dem Congreß berathen werden sollen, würde der König diejenige, welche Polen betrifft, als die erste, die größte, die vor allen im höchsten Sinn europäische, als diejenige, die außer allem Vergleich über jeder andern steht, angesehen haben, wenn es möglich gewesen wäre, zu hoffen, daß dieses Volk, durch sein Alter, seine Tapferkeit, die Dienste, die es in frühern Zeiten Europa geleistet hat, wie durch sein Unglück, der Theilnahme aller andern in so hohem Grade würdig, seiner uralten und vollständigen Unabhängigkeit zurückgegeben werden könnte." Da eine solche Herstellung Polens indessen nicht zu hoffen — eine Wiedererrichtung des Königreichs unter der Herrschaft des Kaisers von Rußland aber etwas ganz Anderes und eine Gefahr für Europa sei — müsse man eben die Theilung des Herzogthums Warschau verlangen. (!) — Nun blieb der Kaiser Alexander bei seinem Vorsatze nicht, und bei der corrupten Bildung, die später zu Stande kam, sprach er nur die Hoffnung aus, daß auch Oesterreich und Preußen ihren polnischen Landestheilen solche Institutionen geben würden, daß dabei auch die polnische Nationalität nicht ohne Berücksichtigung ausginge. Auch Lord Castlereagh war bemüht, ähnliche Erklärungen von den andern beiden Mächten herbeizuführen, und Fürst Metternich verwendete sich lebhaft für einen Beschluß, in welchem eine Verständigung der drei Theilungsmächte über die zu verleihenden Einrichtungen in Aussicht genommen war. So glaubte der österreichische Staatsmann am besten dafür Sorge getragen zu haben, daß die Freiheiten des Landes nicht allzuhoch hinausgingen, und daß Alles nur auf harmlose Förmlichkeiten zurückgeführt werden könne. „Jene Erklärungen, diese Versuche, die wahrlich nicht zu ihren Gunsten gemacht wurden, aber ohne Erfolg blieben, sind es, worauf sich die Polen später berufen haben, um darzuthun, daß man ihnen zu Wien versprochen habe, sie sollten sich, obgleich sie unter drei verschiedene Staaten vertheilt blieben, eines politisch einheitlichen Nationaldaseins erfreuen. In welcher Weise so etwas auszuführen sein könnte — darüber haben sie sich freilich niemals näher erklärt." So steht die Sache im Lichte der wahren Geschichte, und es ist doch gar zu sonderbar, wenn die englisch-französischen Noten heute fortwährend die Wiener Verträge und Wiener Verpflichtungen im Munde führen, wenn

sie, gedrängt von dem allgemeinen Geschrei, sich für Polen — zu Noten erheben.

Während der erste Theil unseres Buches sich ausschließlich mit dem Wiener Congreß beschäftigt und da in drei natürliche Gruppen zerfällt, von denen die erste die polnische, die zweite die sächsische und die dritte die überaus lehrreiche deutsche Frage, oder die Constituirung jenes monströsen Bundes, an dem wir noch heute kränkeln, umfaßt, ist in der zweiten Hälfte des Buches der belgische Feldzug und die Wiedereinsetzung der Bourbonen behandelt. Hier sind noch mehr neue und bis dahin unbekannte Materialien verarbeitet, als in der ersten Hälfte, und die kritische Behandlung der französischen Darstellungen jener Ereignisse läßt zum ersten Mal dieselben in einem reinern Lichte erkennen, als es bis dahin möglich gewesen war. — Mit Begierde und Ungeduld sehen wir dem zweiten Bande dieses vortrefflichen Werkes entgegen. J. C.

Chroniken, die, der deutschen Städte vom 14. bis in's 16. Jahrhundert. 3. Bd. A. u. d. T.: Die Chroniken der fränkischen Städte. Nürnberg. 3 Bde. Leipzig, Hierzel.

Kapp. — Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika. Von K. Kapp. Berlin, F. Duncker.

Polenz. — Geschichte des französischen Calvinismus bis zur Nationalversammlung im Jahre 1789. Zum Theil aus handschriftlichen Quellen. Von G. v. Polenz. 4. Band. A. u. d. T.: Geschichte des politischen französischen Calvinismus vom Aufstand von Amboise im J. 1560 bis zum Gnadenedict von Nimes im J. 1629. 3 Theile. Von der Thronbesteigung Heinrich's III. im J. 1574 bis zum Tode Heinrich's IV. im J. 1610. Gotha, F. A. Perthes.

Wichmann. — Geschichte Altona's. Unter Mitwirkung eines Kenners der vaterstädtischen Geschichte. Herausgeg. von E. H. Wichmann. 1. Lieferung. Altona, Mayer.

Vor und nach der Regentschaft. Ein Beitrag zur preußischen Staats- und Rechtsgeschichte. (Deutsche Jahrbücher für Politik und Literatur, Octoberheft.)

Die Verwaltung König Otto's in Griechenland und sein Sturz. (Preußische Jahrbücher, Octoberheft.)

Länder- und Völkerkunde.

Die neuesten Entdeckungsreisen an der Westküste Afrika's. Mit besonderer Berücksichtigung der Reisen, Abenteuer und Jagdzüge von P. B. du Chaillu, Ladislaus Magyar, sowie von C. J. Anderson. Herausgegeben von Hermann Wagner. Leipzig, Spamer.

Die Berichte der Entdeckungsreisenden sind oft mit wissenschaftlichen Angaben, Pflanzenbestimmungen, Wetterbeobachtungen, Messungen u. s. w. so überhäuft, daß sie für die große Masse des lesenden Volkes, das lernen und sich unterhalten, nicht aber studiren will, ungenießbar sind. Es ist daher ein Zusammenarbeiten solcher eigentlich wissenschaftlichen Werke eine verdienstvolle Arbeit, für die sich das Publikum durch angemessene Theilnahme bedankt Das vorliegende Buch stellt die Reiseergebnisse obengenannter Entdecker mit Geschick zusammen und läßt es auch nicht an der Kritik fehlen, die vornehmlich Jagdabenteuern gegenüber immer am Platze ist. Die Ausstattung ist anständig, die meisten der 100 Illustrationen sowie die beiden Karten gut. L.

Osenbrüggen. — Neue culturhistorische Bilder aus der Schweiz von Eduard Osenbrüggen, Professor in Zürich. Leipzig, Roßberg. 1864.

Diese „Bilder" zählen im besten Sinne zur Unterhaltungsliteratur. So reich sie an juristischem Material sind, so vermißt man doch die wirklich culturhistorische Behandlung. Der gemüthvolle, fast idyllische Styl beweist auch, daß der Verfasser nicht die Absicht hatte, wissenschaftliche Abhandlungen zu schreiben. Es enthält das Werkchen solche Aufsätze, wie sie den Leser sanft rühren und erfreuen, ohne ihn aufzuregen, gleich den Eindrücken, welche einsame Thäler mit malerischen Hütten und das einfache Naturleben auf den Wanderer machen. Die Darstellung ist ohne allen Glanz, aber so treu und wahr, daß manche Schilderung die unmittelbare Anschauung ersetzt, so weit dies durch Schriften möglich ist.

L.

Müller. — Reisen in die Vereinigten Staaten, Canada und Mexico. Von Baron J. W. v. Müller. 1. Bd. Leipzig, Brockhaus.

Volk und Zustände in Algier. Bilder und Skizzen von einer deutschen Dame. Leipzig, Bergson-Sonenberg.

Die Fortschritte des Britischen Indiens. (Deutsche Jahrbücher für Politik und Literatur, Septemberheft.)

Die Territorien der Vereinigten Staaten im Beginne des Jahres 1864. (Koners Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Bd. 17. Heft 3.)

Aesthetik und Literaturkunde.

Schmidt. — Milton's dramatische Dichtungen. Eine Vorlesung von Dr. A. Schmidt. Königsberg. W. Koch. 1864.

In diesem schätzbaren, zum Besten des Königsberger Gustav-Adolph-Vereins veröffentlichten Vortrage hat der um die Shakespeare-Forschung verdiente Verfasser es unternommen, die beiden Milton'schen Dichtungen Comus und Samson Agonistes zu beleuchten. Es schien ihm nämlich, als habe noch keiner seiner Vorgänger den Comus unter den richtigen Gesichtspunkt gestellt. Vollends den Engländern, selbst dem scharfsinnigen Macaulay, sei die eigentliche Absicht des Dichters ganz verborgen geblieben. Und doch sei diese so handgreiflich, daß sie nur ausgesprochen zu werden brauche, um sofortige Anerkennung zu finden. Nach einem flüchtigen Blick auf die damaligen politischen Verhältnisse und den Charakter Milton's als Puritaner und Dichter, gelangt der Verfasser zu dem Schlusse, daß „der Comus ein Protest gegen den Ton war, welcher bei den unmittelbaren Nachfolgern Shakespeare's die Bühne zu beherrschen begann. Speciell war er gegen eine Art von lyrisch dramatischen Spielen, welche damals bei Hofe sehr beliebt waren und besonders von Ben Jonson, dem Hofdramaturgen und poeta laureatus, auf Bestellung geliefert wurden. Diese sogenannten Maskenspiele waren im besten Falle platt, nichtig und ekelhaft schmeichlerisch, in der Regel frivol und sinnlich, nicht selten noch schlimmer als das. Milton nun dichtete das seinige zur Verherrlichung der Tugend und Unschuld und zur Beschämung jener Poesie, welche die Sinnenlust als höchstes Glück und echte Lebensweisheit pries, und gab ihm in offenbar satirischer Absicht den Titel Comus, als ob es bestimmt wäre, den Sensualismus Ben Jonson's und seiner Nachtreter noch zu überbieten." Hier wollen wir nur die Bemerkung einschalten, daß schon Dr. Samuel Johnson im Comus eine Dichtung erkannte, die „zur Verherrlichung und Vertheidigung der Tugend" dienen sollte. Diese Absicht ist wohl auch zu augenfällig, um übersehen oder verkannt zu werden. Neu aber ist jedenfalls die Entdeckung der polemischen Tendenz. Wir gehen zu dem zweiten der oben genannten Dramen über. Vierzig Jahre trennen es von dem ersteren. Alle während der Revolution gebrachten Opfer schienen vergeblich gewesen zu sein. Mit der Restau-

ration Karls II. steigerte sich die Unsittlichkeit bis zum höchsten Grade bei Volk und Regierung und „eine geradezu verruchte Literatur vergiftete vollends den krankenden Volksgeist. Erblindet und zum Greise gealtert, sah Milton alle Hoffnungen seiner Jugend getäuscht, alle Arbeit seines Mannesalters um ihre Frucht betrogen. Das Böse triumphirte; Dagon und Moloch herrschten an Stelle des wahren Gottes.“ Milton blieb unerschüttert und verkündete in seinem „Wiedergewonnenen Paradiese“ die Heilsbotschaft für alle kommenden Geschlechter. Für seine entarteten Zeitgenossen jedoch hatte er nur Ein Gefühl — unversöhnlichen Haß, und gegen sie war die im Jahre 1672 geschriebene Tragödie Samson gerichtet, in welcher er ihnen mit prophetischem Geiste ihren nahen und jähen Fall voraussagte. Simson soll nicht sowohl Milton selbst, als vielmehr die ganze puritanische Partei oder den Geist, aus welchem die Revolution hervorging, vertreten; doch müsse man darauf verzichten, eine durchgehende Aehnlichkeit zu entdecken. Nicht in den Personen, sondern in den allgemeinen Verhältnissen, in der Aehnlichkeit der historischen Situationen liege der Schlüssel zu der polemischen Absicht des Dichters. Die Auszüge aus den beiden Dichtungen, welche der Verfasser zum Belege seiner Ansicht mittheilt, sind so vortrefflich übersetzt, daß wir den Wunsch nicht unterdrücken können, er möchte sich zu einer vollständigen Uebertragung der beiden Dramen entschließen. Das gediegene Schriftchen verdient allgemeine Empfehlung und zwar nicht blos aus literarischen Gründen. D. A.

Klein. — Geschichte des Drama's. Von J. L. Klein. Band 1. Leipzig, T. O. Weigel.

Loebell. — Die Entwickelung der deutschen Poesie. Von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode. Vorlesungen, gehalten zu Bonn im Winter 1854, vor einer Versammlung von Männern und Frauen von Dr. Joh. Wilh. Loebell. 3. B. A. u. d. T.: G. E. Lessing. Aus Bonner Vorlesungen. Mit angehängten Annalen der literarischen Thätigkeit Lessing's. Nach des Verf. Tode herausgegeben von Dr. A. Koberstein. Braunschweig, Schwetschke und Sohn.

Belletristik.

Anneke. — Das Geisterhaus zu New-York. Roman von Mathilde Franziska Anneke. Jena und Leipzig, Costenoble. 1864.

Nicht mit Unrecht hat man es der romantischen oder romanschreibenden Schule in Frankreich zum Vorwurf gemacht, daß sie uns Helden von so

raffinirter Bösartigkeit, so erschreckender Unmoralität vorführt, wie wir sie nie im Leben angetroffen und — wir wollen es zur Ehre der Menschheit annehmen — auch niemals antreffen werden. Dennoch haben diese Helden noch eine Art von poetischem Interesse für uns; es sind Menschen, die wenigstens ein bestimmtes großes Ziel im Auge haben und mit bewundernswürdiger, wenn auch häufig entsetzlicher Consequenz diesem Ziele zuschreiten. Die unerschütterliche Festigkeit, die Energie sind an und für sich selbst schon poetische Eigenschaften, sie adeln einen Menschen und werfen einen Schleier über manche sonst unerträgliche Fehler und Schwächen, sie mildern zuweilen selbst die hassenswürdige Erscheinung des Lasters. Der neuen romantischen Schule in Amerika war es vorbehalten, uns dergleichen Bösewichter ohne jene romantischen Eigenschaften vorzuführen, Bösewichter, über deren Gesellschaft selbst die Bewohner der Zuchthäuser und Bagno's erröthen würden; und nicht allein die Schriftsteller englischer Zunge verewigen solche Helden, sondern auch deutsche Schriftsteller, ja sogar Schriftstellerinnen. Die Verfasserin des vorliegenden Romans schildert uns einen moralisch vollständig verlumpten Menschen, der über die Leiber seiner Mitbürger hinwegschreitet, wie ein gedankenloser Spaziergänger über die Blumen auf seinem Wege, der Intriguen anspinnt und mit den niedrigsten Verbrechern in Verbindung tritt, ohne daß man den Zweck recht eigentlich erkennen kann. Die Handlung selbst ist ziemlich verworren und verliert an Interesse durch den Umstand, daß sie mit einer Anzahl gar nicht zur Sache gehörigen Episoden überwuchert erscheint. Unstreitig haben wir es mit einer Anfängerin zu thun, denn sie gebraucht eine unverhältnißmäßige Menge von Mitteln, um sehr unbedeutende Zwecke zu erreichen; dabei sind ihre Mittel nicht besonders glücklich gewählt. Auffallend ist es, daß die Dame sich zuweilen einer Sprache und einer Anzahl von Ausdrücken bedient, die ihr zartes Geschlecht nicht erkennen lassen und welche bewirken, daß die hier und da eingestreuten lyrischen Stellen sich sonderbar in ihrer barbarischen Umgebung ausnehmen. Einige ziemlich gelungene Schilderungen und Scenen aus dem amerikanischen Leben bilden den einzigen Vorzug dieses Romans, dessen Composition eine sehr kunstlos zusammengefügte und im Schlusse sogar eine mehr als nachlässige ist. *ρ.*

Bernd von Guseck. — Deutschlands Ehre. 1813. Historischer Roman von Bernd von Guseck. Leipzig. Hermann Costenoble. 1864. Drei Bände.

Der historische Roman soll ein Roman auf historischem Hintergrund sein, nicht, wie hier, eine Zusammenstellung voluminöser Geschichtsfragmente, die mit einer höchst unbedeutenden Romanerfindung in loser Ver-

bindung stehen. Wir müssen diese Art, den historischen Roman zu behandeln, entschieden mißbilligen, da sowohl die Geschichte als der Roman dabei zu kurz kommt. Wenn eben die Möglichkeit aufdämmert, daß man anfangen könnte sich für diese oder jene Figur zu interessiren, so verschwindet der Roman und an seine Stelle tritt ein ausführliches Stück Geschichte. Taucht nach langer Pause wieder ein Brocken des Romans auf, so führt er nicht weiter, die Personen bewegen sich in einem gleichgültigen Gespräch, und plötzlich geht der Autor im nächsten Kapitel zu einer weitläufigen Schlachtbeschreibung über, gleichviel ob eine seiner Romanfiguren in der Schlacht mitwirkt oder nicht. Die Sprache verdient bisweilen nachdrücklichen Tadel. Sätze wie: „er versprach die sie betroffenen Unfälle wieder gut zu machen", dürfen keinem Schriftsteller, der diesen Namen mit Recht führen will, aus der Feder gehen. O. S.

Bibra. — Hoffnungen in Peru. Ein Roman von Ernst Freiherr von Bibra. Jena und Leipzig, Costenoble. 1864. 3 Bände.

Man könnte diesen Roman ebensogut eine tolle Geschichte nennen: Ein Advocat in einer süddeutschen freien Reichsstadt (also wohl Frankfurt a. M.?) kündigt eine reiche Erbschaft in Peru an, die den Hinterlassenen eines Herrn Dosel in Deutschland anheimgefallen sei und fordert alle Mitglieder der Familie Dosel auf, sich bei ihm zu melden. Infolgedessen regt sich allenthalben Alles was Dosel, Doßel, Dossel, ja sogar Tosel heißt, oder mit einem dieses Namens verschwägert, verschwistert und sonst verwandt ist, Edelleute, Bauern, Leineweber, Künstler, Todtengräber, Wahnsinnige, Seiltänzer und Verbrecher, alle machen soviel wie möglich Geld flüssig, versetzen Möbel, Uhren, Felder und Wälder, um die gelösten Summen und die flüssig gemachten Ersparnisse langer Jahre in den Geldkasten des lächelnd einstreichenden Advocaten zu schütten. Zwei Dosels reisen sogar nach Südamerika, der eine um seine Ansprüche in nächster Nähe geltend zu machen, der andere durch eine ruchlose Intrigue halb mit Gewalt dorthin gebracht. Der Roman spielt also in zwei Hemisphären zu gleicher Zeit, eine Erscheinung, die jetzt schon nicht mehr zu den Seltenheiten gehört, seitdem man von jedem anständigen Schriftsteller zu verlangen gewöhnt ist, daß er wenigstens in zwei Erdtheilen zu Hause sei! Genügt ein Schriftsteller dieser Anforderung, so verzeiht man es ihm gern, wenn er, wie es hier der Fall ist, eine ziemlich wildverworrene Handlung, die reich an Unwahrscheinlichkeiten aller Art ist, mit einem gänzlich unbefriedigenden Schlusse, wenn er sogar mehrere Handlungen nebeneinander, die nichts miteinander zu thun haben, dem Leser vorführt; man verzeiht es ihm dann auch gern, wenn der Held

des Romans ein Dümmling ersten Ranges ist, der, wie es ja auch in der Welt zu gehen pflegt, als solcher das meiste Glück hat. Doch nein, das meiste Glück macht jener listige Advocat, der so viele Menschen aus ihrer Seelenruhe geschreckt hat, so viele Arme um ihr letztes Scherflein betrog und den der Verfasser am Schlusse lustig seinen Raub genießen läßt. Wie Ironie erscheint es uns darum, wenn wir am Schlusse des Romans das Motto nochmals in's Auge fassen, welches auf dem Titelblatte steht und die Worte Byron's enthält: „Damit nun Niemand zu behaupten wage, es sei die Dichtung unmoralisch, bitte ich nicht eher zu schreien, als bis man getroffen ist." Der Verfasser verräth viel, sehr viel Phantasie, auch hat er viel gesehen und weiß das Gesehene, zumal die südamerikanischen Landschaften, mit großem Talente zu schildern; aber er macht auch Vieles ungenießbar durch eine Art Humor, die man Galgenhumor zu nennen pflegt. Bei den entsetzlichen Scenen, welche die Nachtseiten der menschlichen Seele grell hervortreten lassen, beliebt er noch zu spotten, während der wahrhaft gebildete Mensch, wenn er sich diese Scenen als wirklich geschehen vorstellt, darüber aus voller Seele weinen möchte. *ρ.*

Brachvogel. — Historische Novellen von A. E. Brachvogel. Jena und Leipzig, Costenoble. 1864. 3. und 4. Band.

Die Zahl der neuerscheinenden historischen Romane und Erzählungen wächst von Tag zu Tage, ein sicherer Beweis, daß der Geschmack des größeren Publikums sich dieser Art von Unterhaltungslectüre immer mehr und mehr zuwendet. Und da dieser Zweig der Literatur der leichteste ist, so leicht, daß er selbst von Dilettanten mit Glück in Angriff genommen werden kann, so ist es kein Wunder, daß die Concurrenz immer größer wird. Von Kunst ist hier nicht mehr viel die Rede, sie wird auch von den Meisten gar nicht verlangt; ein glücklicher Griff in der Auswahl des Stoffes, ein leidlicher Styl, ein gefälliger Dialog sind die einzigen Erfordernisse. Dies scheint auch Herr Brachvogel eingesehen zu haben, nachdem er es vergeblich versuchte, den Erfolg, den ihm sein „Narziß" errang, in einer höheren Kunstgattung weiter zu verfolgen. Die Novellen, die er uns in den vorliegenden Bänden liefert, gehören mehr der literarischen Fabrikation als der poetischen Production an. Der dritte Band enthält zwei Novellen, die noch einigermaßen ausgearbeitet und von einer Idee beseelt sind, aber schon in der ersten Novelle des vierten Bandes, im „Commandanten von Oldeslohe" bekommen wir trockene Geschichte mit etwas Flitterkram umhängt; der „Marconnay" zeigt sich als Reclame für eine vornehme Familie dieses Namens und „Rizzio" ist dermaßen nach der Schablone ge-

arbeitet, daß wir nicht recht einzusehen vermögen, warum der Leser nicht lieber dieses Kapitel der schottischen Geschichte in einem Geschichtswerke nachlesen sollte. Und gar kein Lob? wird unser Leser hier fragen. Gar keins, müssen wir ihm anworten, wenn wir gerecht sein wollen; denn wenn ein besser begabter Schriftsteller soweit unter das herabsinkt, was er sonst geleistet und durch seine Leistung für die Zukunft versprochen, dann können uns selbst gelegentliche Ausbrüche tieferen Gefühls und sparsame Blitze eines höher angelegten Geistes die Ueberzeugung nicht rauben, daß fester, unerbittlicher Tadel allein hier auszusprechen sei. ρ.

Gerstäcker. — Die beiden Sträflinge. Australischer Roman von Friedrich Gerstäcker. 3 Bände. Jena und Leipzig. Costenoble. 1864.

Die Erzählung spielt zu der Zeit, in welcher der Goldreichthum Australiens noch nicht aufgefunden und die Unsicherheit der Ansiedler eine verhältnißmäßig bedeutende war. Natürlich finden sich in dem Buche tapfere Männer, schöne Mädchen, wilde Räuber — deren wildester in einem unbewachten Moment des Autors von „moralischem Zwang" spricht — blutige Kämpfe, höchst unerwartete Begegnungen, schwierige Lagen, in denen die Hülfe am nächsten, wenn die Gefahr am größten, kurz alle Ingredientien, aus denen ein talentvoller Schriftsteller eine unterhaltende, bisweilen sogar spannende Lectüre zusammenmischt. Mehr freilich nicht, aber da mehr nicht beabsichtigt war, für den Zweck genug. O. S.

Frenzel. — Charlotte Corday. Historischer Roman von Karl Frenzel. Hannover, Rümpler.

Freytag. — Die verlorene Handschrift. Roman in 5 Büchern. Von Gustav Freytag. 3 Theile. Leipzig, Hirzel.

Kompert. — Geschichten einer Gasse. Novelle von Leopold Kumpert. 2 Bde. Berlin, Gerschel.

Mühlbach. — Der große Kurfürst und seine Zeit. Historischer Roman von Louise Mühlbach. 1. Abthl. Der junge Kurfürst. 3 Bde. Leipzig, Costenoble.

Müller. — **Erzählungen und Charakterbilder** von Otto Müller. Berlin, Janke.

Oelckers. — **Historische Geschichten** von Theodor Oelckers. 2 Bde. Leipzig, Abel.

Wilbrandt. — **Geister und Menschen.** Ein Roman in 3 Bänden. Von Adolph Wilbrandt. Nördlingen, Beck.

Berichtigung.

Im dritten Bande der „Russischen Revue" S. 328 ist bei Gelegenheit einer Besprechung von G. Eliot's Romola mißbilligend erwähnt worden, daß die eben erschienene deutsche Uebersetzung den Titel Romola in „Frau in Schwarz" umgewandelt habe. Diese Bemerkung stützte sich auf eine in öffentlichen Blättern erschienene Anzeige, die sich jedoch als eine irrthümliche erwies und offenbar auf einer Verwechselung beruhte. Der Ref. sieht sich daher nachträglich zu der Berichtigung veranlaßt, daß die deutsche Uebersetzung der Romola einfach den Titel des Originals führt.

Dresden, Druck von E. Blochmann u. Sohn.

Die Braut vom Richtplatz.

Russische Volksgeschichte.

Von Wladimir Dahl.

Wer hätte bei uns nicht von dem Volksglauben gehört: man hole oder könne sich eine Braut „unter der Knute wegholen" — wie das Volk in seinen Erzählungen von dieser wunderlichen Sache sich auszudrücken pflegt! Die Sache ist um so wunderlicher, da es kein Gesetz giebt noch je gegeben hat, welches auch nur die Möglichkeit dieses vermeintlichen Brauchs zuließe; und dennoch glaubt das Volk in ganz Rußland daran und erzählt die Ueberlieferungen wieder, die sich darüber erhalten haben. Hier ist eine derselben, die wie alle ähnlichen sich auf die eingewurzelte Meinung gründet, daß wenn sich Jemand finde, der im Augenblick, wo die Strafe an einer Verbrecherin vollzogen werden soll, öffentlich das Verlangen kund giebt, ihre Schuld zu decken, d. h. sich mit ihr zu vermählen und die Verantwortung für sie zu übernehmen, die Strafe ihr sofort erlassen und die Begnadigte mit dem ihr vom Schicksal gesendeten Bräutigam gleich zum Traualtar geführt werde. Konnte nicht in der That Aehnliches, von der Sitte allein geheiligt, vor Alters stattgefunden haben, zu einer Zeit, wo die staatliche und gesellschaftliche Ordnung sich mehr auf Gebräuche, als auf geschriebene Gesetze gründete? — Folgendes erzählt unter anderem die Ueberlieferung.

In einem unserer mittleren Gouvernements lebte in einem stattlichen Dorfe ein nicht unvermögender Bauer. Er hatte Familie und darunter eine Tochter mit Namen Daria. Dieses Mädchen zeigte von klein auf in ihrem Wesen viel Eigenthümliches, was weder ihre Eltern noch Andere aus ihrer nächsten Umgebung begreifen konnten oder auch

nur zu begreifen sich Mühe gaben, und was sie sogar in der Folge nicht recht zu erklären wußten. Einige nannten sie hartnäckig, selbst boshaft, während Andere behaupteten, gegen gute Menschen sei sie gut über alle Maßen, aber ihr Herz ertrage keine Beleidigung oder Ungerechtigkeit, und boshaft sei sie nur dann, wenn sie fälschlich beschuldigt würde, was sie schlechterdings nicht litte. Sie war, versicherte man, mitleidig und folgsam, wenn man sie nicht durch rohe Scheltworte, durch Verleumdung oder durch ungerechte und ihre Kräfte übersteigende Forderungen reizte. Als sie jedoch groß und, wie man zu sagen pflegt, heirathsfähig wurde, war alles das bald vergessen und der gute Ruf Daria's verbreitete sich in der ganzen Umgegend. Sie hatte schwarzes Haar und schwarze Augen, war für eine Bäuerin sehr weiß, groß und schlank, von äußerst lebhaften und ausdrucksvollen Zügen und wegen ihres gesunden und klaren Verstandes erhielt sie den Beinamen „Trumpfmädel". Auch war sie als das arbeitsamste Mädchen im Dorfe bekannt; es ging ihr nicht allein, sondern flog ihr von den Händen; an die Arbeit machte sie sich stets unter Scherzen und Singen. Wenn aber zu Zeiten Daria auf Anlaß irgend einer Kränkung oder eines Unrechts verstimmt ward, so schwieg sie eine ganze Woche und wurde nicht eher die frühere lustige Sängerin, als bis sie ihrem Beleidiger die ganze Wahrheit ins Gesicht gesagt hatte und ohne die Antwort abzuwarten, hinzufügte: Nun geh in Gottes Namen!

Natürlich hatte ein solches Mädchen viele Bewerber; es wird erzählt, daß, als zwei derselben um ihretwillen in Streit geriethen und beinahe handgemein wurden, sie ihnen zugerufen habe: „Halt, nicht gerauft, ihr dummen Kerle! Kommt doch lieber her, so will ich euch beide mit eigenen Händen ausklopfen und jage euch mit den Wasserkannen zum Hof hinaus!" Auch wird erzählt, Daria sei einem armen elternlosen Burschen, der im Dorfe als Tagelöhner lebte, geneigter gewesen, als all ihren anderen Anbetern; doch versteht es sich von selbst, daß dieser Bursch nicht ihres Gleichen war, und daß Daria an einen solchen Freier nicht einmal denken durfte. Es fand sich ein Anderer, nach dem Herzen ihres Vaters und nach dem Geschmack ihrer Mutter: der Sohn des Amtsbezirksschreibers, ein junger Stutzer, von stattlichem Aeußeren und hübschem Vermögen, aber zweideutigem Lebenswandel. Sein Vater, obgleich

selbst dem Trunke ergeben, schlug ihn mehr als einmal, wenn er aufgeräumt aus der Stadt zurückkam und sprach dazu: „Mußt nicht ins Wirthshaus laufen, mußt dich nicht vollsaufen u. s. w."

Dieser Freier gefiel Daria durchaus nicht. Lange versuchte sie durch Bitten bei Vater und Mutter von ihm loszukommen und nannte ihn ins Gesicht „einen Unverschämten", weil er nicht von ihr ablassen wollte; endlich aber mußte sie sich fügen und ihn heirathen, weil in solchen Fällen die Eltern allein entscheiden, die das besser verstehen als Unsereins. Das Hauptargument der Eltern war, auch die Mutter habe ihrer Zeit den Vater Daria's nicht heirathen wollen und es später doch gethan, und nun Gott sei Dank lebten sie mit einander. Die Hochzeit wurde gefeiert; Daria's Freundinnen weinten allen Ernstes und sprachen die Brautklagen nicht blos des Brauchs und Anstands halber, sondern weil das Mädchen sie dauerte. Dreimal nach einander begannen sie das Lied:

„Hat man dein armes Haupt ertränkt
Mit einem solchen Trunkenbold" —

so daß endlich der Vater der Braut wild wurde und sie anschrie: „Daß ihr mit eurem Lied!... singt es euch selbst an den Hals"... womit er sie denn zum Schweigen brachte. Daria's schwarzer Zopf wurde aufgelöst, alle Mädchen weinten, nur sie allein weinte nicht. Was sie aber dachte, weiß ich nicht. Darüber wurde im Dorfe vielerlei hin und her geredet. Einige meinten, daß sie vor Erbitterung nicht geweint, Andere, daß sie den Schreibersohn gern geheirathet und sich nur geziert habe.

Allein bald hieß es, daß Aksén und Daria nicht recht einig mit einander lebten. Manche gaben ihm die Schuld, indem sie sagten, er sei schon früher ein liederlicher Mensch gewesen, Andere klagten wieder sie an und versicherten, sie habe das ganze Haus an sich gerissen und ließe Aksén seines Lebens nicht froh werden. Die Gescheiteren sagten schlechtweg, daß Beide für einander nicht paßten, daß dieses Weibchen keinen so abgeschmackten Burschen wie Aksén, sondern einen Mann haben müßte, den sie liebte. Mit einem Worte, nachdem es geschehen, fing man erst an zu merken, daß es nicht wohlgethan war, die Beiden mit einander zu verheirathen, und dieselben Nachbarn, die früher, als Daria's Vater

sich darüber beklagte, daß sie den Aksén nicht möge, zu ihm gesagt hatten: „Was achtest du auf sie! was weiß sie! Fällt ihm gar ein, das Mädchen zu fragen!“ — dieselben Nachbarn sprachen jetzt: Ei! Ei! hast dich ohne Noth beeilt, Alter, das Mädel war noch jung. Und was für ein Mädel! Ein solches bleibt nicht sitzen. Komm' recht gut noch ein Weilchen ihre Freiheit genießen, hätte dich nicht arm gemacht; sie ersetzte dir ja zwei Mägde; würde sich nach und nach schon ausgetollt und den Ihrigen gefunden haben!“

Daria wurde schwanger, und dieser Umstand wieder, statt die jungen Eheleute zu versöhnen und einander mehr anzunähern, trug im Gegentheil zu neuen Streitigkeiten bei, und zwar zu Streitigkeiten solcher Art, die nur in der allerstumpfsten Existenz vergeben und vergessen werden können, bei jedem Menschen aber von sittlichem Gefühl nicht einmal eine Versöhnung zulassen. Aksén, der von Neuem sich herumtrieb und trank, fing an, ich weiß nicht warum, mit seiner Frau Händel zu suchen und ihr jenen armen Burschen vorzurücken, dessen vorhin Erwähnung geschah. Er wurde eifersüchtig auf sie, und nach Art solcher Leute zankte er mit ihr laut, ohne sich um zufällig anwesende Zeugen zu kümmern. Daria antwortete darauf mit stolzer Verachtung: er sei ein betrunkener Narr und wisse selbst nicht was er schwatze, es habe sich Keiner beigehen lassen, sie nur anzurühren und auch er Dummkopf, obgleich ihr Mann, würde zeitlebens so wenig von ihr zu sehen bekommen haben, wie von seinen Ohren, wenn nicht ihr Vater sie ihm geopfert hätte. Da wollte Aksén üblicher Maßen seine Frau schlagen, aber bei der ersten Drohung gerieth Daria in eine so entschiedene Entrüstung, daß ihm bange wurde, worauf er sich auf Anrathen seiner Kameraden mehr Muth antrank. Nachdem er dies gethan, näherte er sich Daria, wie er glaubte, mit heldenmäßiger Kühnheit und Entschlossenheit; aber es zeigte sich, daß er, wie man zu sagen pflegt, zu schwer geladen hatte. Unvernehmlich schelтend taumelte er mit ausgespreizten Beinen zu ihr hin und bildete sich ein, daß er dahinfliege wie ein Falk, hoch über Wald und Feld. Darien kostete es keine große Mühe, ihn unter die Bank auf die für die Gänse bereitete Streu hinzustrecken und das Bret mit Ausschnitten für die Hälse der Gänse vorzulegen. Dort schlief Aksén bis zum Morgen, erschrak nicht wenig, als er früh in einem Sarg erwachte, schämte sich,

sein Abenteuer den Kameraden zu erzählen und war auf einige Zeit gebändigt.

Daria gebar einen Sohn. Die Kinderfrauen und Basen quälten die arme Wöchnerin halb todt. Sie trugen sie ins Dampfbad, wuschen, klopften und begossen sie, endlich brachten sie sie aus der heißen Badestube zurück und legten sie ins Bett. Da Männer mit dergleichen nichts zu thun haben, so nahm Aksén hieran auch nicht den geringsten Antheil, hielt es aber für seine Pflicht, sich vor Freude zu betrinken und gratulirenshalber Schwiegervater und Schwiegermutter aufzusuchen. Zwei, drei Tage vergingen; die kräftige Constitution der jungen und gesunden Frau gewann die Oberhand und die Wöchnerin konnte in ihrem Stübchen schon herumgehen. Eines Morgens ging der Mann in aller Frühe auf die Arbeit; Daria schlief noch. Ein fester, tiefer Schlaf hatte sie befallen, so daß sie, als sie ziemlich spät erwachte, Mühe hatte, sich zu besinnen und sich selbst darüber wunderte. Ihre erste Bewegung war, nach dem Kinde neben sich zu fühlen; es war da, lag aber der Quere unter ihr. Eiskalt überlief es sie; sie sprang auf und faßte es in ihre Arme — es hatte keine Lebenswärme mehr. Sie hatte es im Schlafe erdrückt.

Daria that einen gellen Schrei; wild funkelten ihre schwarzen Augen, sie warf sich über das Kind und versuchte lange, lange, es mit ihrem Athem zu erwärmen; mit einem Male hielt sie inne und erhob sich; wiederum befühlte sie das Kind mit den Fingern, wiederum schrie sie wild auf und plötzlich überströmte sie es mit heißen Thränen.

Nach und nach kamen Leute herbei, Nachbarn und Nachbarinnen; aber es war Erntezeit, die Meisten auf dem Felde bei der Arbeit, zu Hause nur Greise und Kinder. Daria stand hoch aufgerichtet in der Ecke der Stube, drückte das todte Kind an ihre Brust und ließ, ohne sich zu rühren, wie gedankenlos ihre schwarzen glänzenden Augen im Kreise umherschweifen. Die alten Männer und insbesondere die alten Weiber traten ein, machten laute Bemerkungen, schrien aus vollem Halse, näherten sich wiederholt der unglücklichen Mutter, besahen das Kind und versicherten, daß es nicht mehr am Leben sei. Eine sprach: „Wie konntest du aber auch, Daria ..... du mußtest so und so, ... das Kind weiter weg von dir, an die Seite, höher hinauflegen, ... sieh, ich

will dir's zeigen"... Eine Andere entschuldigte sie damit, daß es ihr erstes Kind und sie der Sache unkundig gewesen. Eine Dritte meinte: „Dariechen, mein Herzchen, muß gar zu fest eingeschlafen sein" u. s. w. Dabei besann man sich auf allerhand ähnliche Vorfälle, Geschehenes und Nichtgeschehenes, und erzählte es mit allen Einzelheiten.

Nachdem man sich satt geschwatzt, schickte man endlich nach den Eltern Daria's und dann nach einer Tante, aber die waren Alle nicht zu Hause; darauf sandte man zwei Jungen in's Feld, um den Mann nach Hause zu rufen. Da die unglückliche Mutter immer noch bleich wie die Wand auf demselben Fleck stand, ihr Kind fest an sich drückte und es Niemandem gab, trotz alles Zuredens und Versicherns, es sei Zeit dasselbe zu waschen und zurechtzulegen, so setzten sich die alten Weiber auf den Bänken herum und begannen eine Unterhaltung in allen Tonarten über den armen Bogdaschka (wie man jedes Kind vor der Taufe zu heißen pflegt). Er sei unglücklicherweise nicht getauft und da könne man ihn nicht in heiliger Erde auf dem Kirchhofe bestatten, sondern würde ihn ohne Beisein des Geistlichen hinter der Mauer begraben müssen; die Mutter würde ihn auch in jener Welt nicht wieder sehen, denn er sei ja noch kein menschlich Wesen und Gott habe noch nicht seinen Geist in ihn gelegt, da er weder Kreuz noch Heilthum an sich trage. In Folge solcher Erörterungen beeilten sich auch die Weiber einer thörichten Alten den Mund zu schließen, die als Heulerin von Profession, sobald sie erfahren hatte, daß in Aksénos Hause eine kleine Leiche sei, vom andern Ende des Dorfes mit allen Mienen des Schreckens herbeigelaufen kam und die üblichen Todenklagen anfing: „Ach du mein Licht, du mein Täubchen, wer wird mich nun lieb haben, wer mir Gutes thun, mich speisen und tränken, wem hast du mich zurückgelassen!" u. s. w. Die Alte, eingeschüchtert und zweifelhaft, hielt inne und fragte: „Was? ist wohl nicht nöthig?" — Von allen Seiten betäubten sie Erklärungen, der Kleine sei kein selig Entschlafener, sondern ein Bogdaschka; sie aber, die sehr harthörig war, begriff nicht recht, um was es sich handelte; sie schwieg, schüttelte den Kopf und fing an für sich zu beten und sich zu bekreuzen.

Nach und nach wurde die Stube geräumt; die ungebetenen Besucherinnen gingen zum Theil auseinander, zum Theil ließen sie sich vor

der Thüre nieder und unterhielten sich gegenseitig durch spaßhafte Geschichten. Als Daria allein geblieben und nach dem betäubenden Lärm um sie her Stille eintrat, gerieth sie auf einmal in eine gewisse Unruhe und fieberhafte Bewegung; brennende Röthe bedeckte ihr Gesicht, von Neuem funkelten ihre Augen; sie blickte scheu um sich. Ohne die Leiche des Kindes von ihrer Brust wegzunehmen, schlich sie leise an den Tisch und ergriff ein großes Brodmesser. Es schien nach Allem, daß sie in ihrer bewußtlosen Verzweiflung Hand an sich legen wollte; sie prüfte mit dem Finger die Schärfe des Messers, dann sah sie sich wieder vorsichtig um und horchte auf die Stimmen der Weiber unter dem Fenster; endlich ließ sie die Hand sinken und verlor sich im Anschauen ihres todten Kindes. In dieser Stellung befand sie sich noch, als sie lautes Reden und Lärmen auf der Straße vernahm: es war Aksén, der vom Felde heimkam, und den die alten Weiber in gemeinsamem Chor mit Beileidsbezeugungen und Erzählung des Vorgefallenen empfingen. Eines der Weiber klammere sich sogar an ihn und verfolgte ihn bis in die Stube mit den Worten: „Schlag sie nur ja nicht, Liebster, schlag sie nicht, das wär' eine Sünde, sie that's ja ohne Willen, es war Gottes Rathschluß."

Aksén trat ein, hinter ihm her die Schaar der Nachbarn und Nachbarinnen. Als Daria Geräusch hörte, fuhr sie zusammen und zog die Hand mit dem Messer hinter sich zurück, wie wenn sie es verstecken wollte. Aksén trat ganz ruhig und gleichgiltig an sie heran, warf einen Blick auf die Leiche des Kindes, dann auf Daria und sprach, indem er sich abwendete: „Was ist's weiter! Ein Bastard weniger im Dorfe."

Kaum hatte er das gesprochen, als er einen gellenden Schrei that und zu Boden fiel. Man sprang ihm bei: Aksens ganzes Gesicht war mit Blut bedeckt, er athmete röchelnd; man hob ihn auf und jetzt erst gewahrte man mit Schrecken, daß in seinem Halse ein großes Messer stak, welches fast bis an den Griff eingedrungen war. Niemand hatte bemerkt, wie das geschah; kaum der Eine und der Andere der im Zimmer anwesenden Alten hatte eine rasche Bewegung von Daria's Hand wahrgenommen, wie wenn sie den Mann zurückstieß oder ihm abwehrend einen Schlag versetzte.

Ein Schrei des Schreckens erscholl im Hause Aksens, dann auf der Straße und wuchs bald zu einem vielstimmigen Geheul, welches sich durch das ganze Dorf und über die Felder verbreitete. „Daria hat ihren Mann erstochen," riefen die Begegnenden einander zu, über die Gasse, über Höfe, Verschläge und Hanffelder — und als nach einer Viertelstunde der unglückliche Aksén wirklich seinen Geist aufgab, dachte Niemand mehr daran der tauben Alten, der berühmten Heulerin, Einhalt zu thun, die sich auf einen Baumstumpf setzte, wo sie sich berufsmäßig wie zu Hause einrichtete und die Hände zusammenschlagend sich in Todtenklagen ergoß, die freilich auch Keiner hörte.

Daria wurde in Ketten gelegt; die Untersuchung und die Rechtsprocedur nahm ihren Gang und wurde sehr schnell beendet, da die Sache eine sehr einfache war; die Aussagen der sämmtlichen Zeugen und der Verbrecherin selbst stimmten in Allem überein. Daria erklärte nur, daß sie sich nicht mehr deutlich besinne, wie es geschehen, wohl aber wüßte sie, wie sie ganz außer sich gerathen, als Aksén in Gegenwart Anderer ihr Kind mit einem Schimpfnamen genannt und ihr selbst einen Makel angeheftet, welchen sie durch nichts verschuldet hätte. Diesen Vorwurf habe sie auch früher kaum zu ertragen vermocht, jetzt vollends habe er sie um alle Besinnung gebracht und nur dunkel erinnere sie sich, was geschehen sei. Jakow, der ebenfalls verhört wurde, weinte heftig, rang die Hände und rief Gott zum Zeugen an, daß weder er noch Daria sich vergangen; Aksén habe, Gott weiß warum, gegen die arme Daria eine grundfalsche Beschuldigung erhoben.

Dem mochte nun sein, wie ihm wollte, Daria wurde als des Mordes überführt und geständig zur Strafe auf offenem Markte verurtheilt. Der bestimmte Tag kam heran, und alle Anstalten waren auf dem Marktplatz der Gouvernementstadt getroffen, wo diesmal wegen der Pokrowschen Messe eine Menge Volkes zusammenströmte. Wir wollen nicht die Einzelheiten der damals üblichen Vollstreckung solcher Urtheile beschreiben; sie sind allbekannt, und wer sie etwa nicht kennt, verliert nichts daran. Als die Verbrecherin herbeigeführt wurde, bemächtigte sich Mitleid und Schreck der zahllosen Menge. Es war ein junges Weib von 21 Jahren, schlank, stattlich, schön, trotz aller Leiden, die sie ertragen und noch zu erwarten hatte. In ihrem Benehmen zeigte sich nichts von Furchtsamkeit,

noch eine Spur von Dünkel oder Frechheit. Sie war ganz in ihr Schicksal ergeben, und außer einer von Zeit zu Zeit wahrnehmbaren Angst, war es nur die Scham vor der Schande und eine tiefe, wenn auch zu späte Reue, welche sie ihre Blicke zu Boden senken ließ. Man hörte sie viel und lange beten: sie klagte sich in Allem an und sprach nichts zu ihrer Rechtfertigung.

Todtenstille trat ein, als nach dem Trommelwirbel das Urtheil verlesen wurde. Unter den Tausenden, die zugegen waren, gab es sicher keinen Einzigen, der nicht mehr oder weniger alle Umstände der Begebenheit gekannt hätte — auch pflegen diese Einzelheiten im Urtheile nicht angeführt zu sein — dennoch schien Jeder Alles, was sich auf den Vorfall bezog, bis auf die letzte Sylbe hören zu wollen, um, wo möglich, zu seinem Troste irgend einen Umstand herauszufinden, welcher das Gewissen der Verbrecherin einigermaßen erleichterte.

Kaum war das Urtheil verlesen und die Unglückliche den Händen des Henkers übergeben, als von zwei entgegengesetzten Seiten aus der Menge zwei Männer hervortraten: der Eine im dürftigsten Bauerkleid, das Gesicht nur von einem Anflug von Bart umsäumt, bleich, heftig erregt vor Angst und Bangen; der Andere in elegantem, feinem blauen Tuchrock mit seidenem Gürtel, einen Castorhut in der Hand, mit jungem, blühendem Gesicht. Der Erstere stürzte hastig vor zu denen, die von Amtswegen die Verbrecherin umgaben, und schon war er bis zu dieser selbst gedrungen; da traf er auf den Andern, der ihm zuvorgekommen und die Amtspersonen bereits gegrüßt hatte. Der arme Jakow (er war es) blieb furchtsam und unschlüssig stehen; er hörte deutlich den sich verbeugenden jungen Burschen im Tuchrock ausrufen: „Um Christi und der ewigen Erlösung willen Gnade! Ich bin entschlossen, sie zu meinem Weib zu nehmen.“ Jakow bekreuzte sich mehremal, brach zu gleicher Zeit in ein heftiges Weinen und Lachen aus und sprach laut vor sich hin: „So also, siehst du!“ Darauf trat er wieder ein wenig zurück, so daß ihn kaum Jemand bemerkte. Daria aber hörte nichts, sie stand noch immer da, ohne sich zu rühren, ohne die Augen zu erheben.

Dieses unerwartete Einschreiten eines fremden jungen Mannes überraschte Alle: die Leute sperrten den Mund auf, man hätte eine vorbeisummende Fliege hören können. Das erste Wort ließ sich halblaut ver-

nehmen: „Thu's nur, guter Mensch, nimm sie getrost, du wirst es nicht bereuen.“ Der Bursch im blauen Tuchrock wurde gefragt, was er wollte; er wiederholte laut und deutlich dasselbe: „Um Christi und der ewigen Erlösung willen Gnade! Ich bin entschlossen, die Unglückliche zu meinem Weib zu nehmen.“ Da erst rauschte es auf wie ein Meer, und Reden, Gebete, Freudenrufe erschütterten die Luft. Keine Mütze blieb auf dem Haupte. Alles bekreuzte sich.

Jetzt ein Wort über den jungen Burschen, der fünf Schritte von Daria entfernt stand, weder bleich noch erregt, noch verzweifelnd, sondern ruhig und heiter in Erwartung der Entscheidung und, wie es schien, mit der Zuversicht des Erfolges. Es war der Sohn eines wohlhabenden Handelsbauern aus dem benachbarten Kreise.. Sein Vater und seine Mutter, die für ihn in einer Weise sorgten, wie es Eltern nie thun sollten, beschlossen zuletzt, ihn mit einer Bürgerstochter zu verheirathen, die auf Grund verschiedener Berechnungen und Combinationen ihnen gefiel, ihrem Sohne Terenti aber so sehr zuwider war, daß er beinah ins Wasser gegangen wäre, um sie los zu werden. Vom Vater in Geschäften auf die Messe geschickt, hatte er früher schon von der Begebenheit gehört, welche im ganzen Gouvernement so viel Aufsehen erregte, und nun sah er sich ganz unerwarteter Weise plötzlich der schönen Verbrecherin gegenüber; blitzschnell zuckte der Gedanke durch seinen entschlossenen Kopf: Wie wenn ich unter der Knute weg mir dieses junge Weib holte! Würde sie mir nicht eine treue und gehorsame Gattin sein und mich bis an den Tod lieben oder doch wenigstens mir zugethan sein? . . . . . Und dabei thät' ich ein gottgefälliges Werk . . . . Denn diese Aermste . . . . sieht eine Missethäterin so aus? Der Teufel führte ihre Hand, als Schmerz und Empörung ihren Geist verdunkelten; aber sie hat keinen Theil an dieser Sünde. Ist denn die mir Verhaßte, die mein Elend wird, so viel werth als sie? Und Jener werde ich nicht entgehen . . . . . Mit einem ehrlichen Burschen getraut, wird Daria selbst wieder ehrlich; ich werde Niemandem erlauben, ihr einen Vorwurf zu machen; ich reise mit ihr fort; mag in Gottes Namen der Vater alles Geld für sich behalten, ich jage nicht danach . . . . . Dieser Gedanke bemächtigte sich seiner in einem Augenblick dermaßen, daß er sich desselben nicht mehr entschlagen konnte, und wie mit einem bereits fest-

stehenden Entschluß drängte er, der Verbrecherin folgend, sich vor. Je mehr er sie betrachtete, desto weniger konnte er es über sich gewinnen, ein Auge von ihr zu verwenden. Als nun der verhängnißvolle Moment eintrat, den er aus der volksthümlichen Ueberlieferung kannte, wie er sich denn auch auf die ihm in seiner Kindheit mitgetheilten Worte besann, die in solchem Falle an die Amtspersonen zu richten waren — als dieser Moment eintrat, da stockte ihm auf einmal der Athem; muthig trat er vor, und nachdem er sein Vorhaben kundgethan, athmete er wieder frei auf, wie wenn er eine Centnerlast von sich abgewälzt . . . . . .

Man erkundigte sich, wo er her sei, ob er etwa verheirathet oder ein Verwandter der Verbrecherin. Terenti suchte und rief sogleich Zeugen auf; deren Aussage war befriedigend. Die Obrigkeit überlegte und sprach: „Sei's denn in Gottes Namen. Was Gott beschlossen hat, kann Niemand wenden."

Der Henker, welcher die durch einen so ungewöhnlichen Zwischenfall von der Strafe befreite Verbrecherin nicht anrührte, mußte jedoch, wie die Sage erzählt, zur Erbauung des Volkes einen Knutenhieb einer Stute versetzen mit den Worten: „Thut Buße, Kinder, und betet zu Gott für die Unglücklichen." Er legte ein Stück Baumrinde auf die Stute, holte aus, theilte mit einem Hieb das Stück Rinde in zwei auseinander fallende Hälften, und damit war die Schuldigkeit des Henkers gethan.

Auf der Stelle wurde das so unerwartet verlobte Paar zur Trauung geführt. Daria hob während der ganzen Zeit die Augen nicht in die Höhe und sah weder ihren Verlobten noch ihren Mann an. Sie schien noch nicht recht zu fassen, was mit ihr vorging; Terenti sah sie an, lächelte und schwieg. Das Volk lärmte freudig, strömte dem ungewöhnlichen Paare nach und geleitete dasselbe erst zur Kirche und dann von der Kirche wenn auch nicht bis nach Hause, so doch wenigstens bis ans Stadtthor. Von Mehreren wurde ihnen Geld zugeworfen, Terenti aber zog den Hut, dankte freundlich ablehnend und gab das Geld den Bettlern. Ein fremder Kaufmann ließ sich von dem allgemeinen Jubel so weit hinreißen, daß er dem Volk einen Schmaus bereitete, indem er alle mit Brezeln traktirte, und dabei rief er Hurrah bis zur Heiserkeit und Erschöpfung.

Terenti, der im eigenen Wagen zur Stadt gekommen war, verließ in demselben mit seiner jungen Frau die Stadt. Sie hob noch immer die Augen nicht empor und sprach kein Wort zu ihm. Als sie endlich allein im freien Felde waren, hielt er das Pferd an und sagte: „Nun, Dariechen, gieb mir die Hand. Nicht wahr, wir wollen mit einander leben?“ Sie sank ihm zu Füßen, umfaßte seine Kniee und jetzt erst, nach langer unerträglicher Pein, brach sie in Thränen aus.

Terenti hob sie mit Gewalt auf.

— Das Alte muß vergessen sein, sagte er: wir fangen ein neues Leben an, wie wenn wir heut erst mit einander zur Welt gekommen wären..... Aber wo fahren wir nun hin, Dariechen? Nach Hause kann ich nicht: ob mich meine Eltern jetzt annehmen, weiß Gott; in Jahr und Tag werden sie sich wohl erbitten lassen, aber jetzt kann ich nicht zu ihnen. Fahren wir nach deinem Dorfe zu deinen Eltern; geht das?

— Warum nicht! sagte Daria, fest und muthig ihrem Manne ins Gesicht blickend. In Gottes Namen laß uns hinfahren.

Den Empfang von Seiten des Schwiegervaters und der Schwiegermutter kann man sich schwer vorstellen. Sie saßen daheim im Dorfe in tiefster Betrübniß, wohl wissend, was jetzt in der Stadt geschah. Plötzlich fährt ein Wagen in den Hof. Sie blicken auf, sehen hin und trauen ihren Augen nicht.... Ein junger Mann im Tuchrock mit seidenem Gürtel und Castorhut bringt nach dem unglücklichen, mit Schande bedecktem Hause der alten Leute ein junges Weib .... und dieses Weib ist — ihre Tochter!

Lange konnten die Alten keine Fassung gewinnen, kein Wort hervorbringen, obwohl die Tochter schon zu ihren Füßen lag und der junge Mann, nach tiefer Verbeugung, grüßend dastand und sie um ihren Segen bat. Als die Alten endlich zu sich kamen, fielen sie Terenti zu Füßen, der in seiner Verzweiflung die sich versammelnden Leute zu Hilfe nehmen mußte, um die Alten empor zu richten und sie auf die Bank zu setzen.

Terenti's Eltern ließen ihn zwei Jahre nicht vor die Augen. Er aber griff inzwischen zum Pflug und arbeitete beim Schwiegervater; auch Daria machte sich in früherer Weise an die Arbeit und die ging

ihr trefflich von statten. Endlich, als Terenti's Vater erkrankte und sich dem Tode nahe glaubte, wünschte er mit seinem Sohne und seiner Schwiegertochter sich auszusöhnen. Es wurde nach ihm geschickt, und kaum hatten die Alten Daria gesehen und sie einigermaßen kennen gelernt, als sie sie lieb gewannen und sich nicht mehr von ihr trennen wollten. Daria aber soll eine so musterhafte Frau und Tochter gewesen sein, daß sie noch jetzt, wo diese Begebenheit sich nur als dunkle, alte Sage erhalten hat, in jenen Gegenden allen Frauen und Bräuten als Vorbild hingestellt wird.

Ich vergaß nur noch eins zu sagen. Jene harthörige, stumpfsinnige Alte, die berühmte Heulerin, deren ich erwähnte, kam, als das junge Paar bei dem Vater Daria's eintraf, auf den entstandenen Lärm ins Haus. Ohne recht zu wissen, was vorging, begann sie, als sie im Flur und in der Stube weinen hörte — das freudige Weinen der Eltern Daria's — sofort ihrer Gewohnheit und ihrem Berufe gemäß zu heulen und Todtenklagen zu sprechen, während sie sich in die Stube drängte. „Bist du toll geworden, alte Thörin?" schallte es ihr von allen Seiten entgegen. Da hielt sie inne und fragte gutherzig: „Was? Ist wohl nicht nöthig?"

Fragmente zur Symbolik menschlicher Gestalt.*)

Nach Gemälden der Dresdener Galerie.

Von C. G. Carus.

Wenn der Mensch Maß und Messer der Schöpfung mit Recht genannt wird, so liegt darin zugleich, daß er auch sein eignes Maß sein muß, und in meiner Proportionslehre glaube ich auch jedenfalls den Weg gezeigt zu haben, um es vollkommen verständlich zu machen, in welcher Weise wirklich aus dem Menschenkörper an und für sich jenes Maß (der Modul) zu entnehmen sei, nach welchem die Menschengestalt am richtigsten gemessen und mit andern verglichen werden kann.

Indeß nicht bloß vom Messen handelt sich's, wenn man die Gestalt und den Bau des Menschen wahrhaft verstehen will, sondern zugleich und hauptsächlich von richtiger Deutung und Beurtheilung des Verhältnisses alles Einzelnen zum Ganzen und umgekehrt — mit einem Wort: von der Symbolik derselben. — Wie reich und mannichfaltig übrigens in ihrer Anwendung diese Wissenschaft sei, darüber habe ich bisher schon manches gedacht und geschrieben, was hoffentlich hie und da Einigen zu Gute gekommen sein wird; aber auch fortwährend beschäftigt mich dieses Studium noch vielfach, und begleitet mich überallhin, somit denn auch — ja, ich darf sagen, ganz besonders — wenn ich eine Mußestunde auf unsrer reichen und schönen Galerie zubringe. — Seit langem hatte

*) Die vorstehenden Mittheilungen gehören zu einer größern Reihe von Aufsätzen, welche der berühmte Verfasser in Anknüpfung an mehrere Hauptgemälde der Dresdner Galerie niedergeschrieben, aber bis auf einen (über die Sixtinische Madonna, in dem Jahrbuche der Schiller-Stiftung) noch nicht veröffentlicht hat. Wer, wie er, bei Betrachtung solcher Meisterwerke der Kunst mit dem Sinn und Geschmack des Kenners sowohl das Auge des Künstlers als den scharfen Blick des Naturforschers verbindet, der bietet schon durch die Art, wie die Eindrücke dieser Werke sich in seinem Geiste spiegeln, eine seltene Gelegenheit der Belehrung nach

ich mir daher vorgenommen einige Bemerkungen dieser Art, wie sie sich mir dort oft aufdrängten, niederzuschreiben, und so seien denn jetzt diese vor ein paar Jahren entstandenen Zeilen nachdenkenden Freunden bestens empfohlen; ja ziehe ich vielleicht späterhin zuweilen selbst die Galerie der plastischen Werke des Alterthums gleichfalls zu diesen Betrachtungen heran, so möge auch Das stets im rechten Sinne aufgenommen und benutzt werden.

I.

Kopfbau und Handform des heiligen Coelestin bei Zurbaran (627) *) und Fußform der Maria, sowie Kopfform des Sixtus bei Raphael (67) im Vergleich mit Fußform der Magdelena bei Correggio (153) und auf der Copie nach Tizian (236).

Der Begriff davon, daß Personen vorwaltenden Gemüths, und namentlich eines Gemüths für erhabene göttliche Dinge, ja Solche, die man im günstigsten Sinne des Wortes als Schwärmer bezeichnet, gewöhnlich durch einen, im Mittelhaupte stark gewölbten Kopfbau sich auszeichnen, ist früh schon von guten Beobachtern und namentlich Künstlern erlangt worden; den physiologischen Grund dafür aber, welcher nur des der Entwickelungsgeschichte des Hirns — namentlich aus der Urbedeutung des Mittelhirns — entnommen werden kann, glaube ich zuerst schärfer nachgewiesen zu haben. Der Kopf des Coelestinus bei Zurbaran mit seinen ganz nach der Scheitelhöhe hinstrebenden Linien, und noch mehr, der früher schon erwähnte, freie sichtbare Scheitel jenes Sixtus bei Raphael, sie sind denn abermals Belege hierfür, denn in Beiden wird der Ausdruck einer in der ganzen Figur sich aussprechenden, vorstrebenden Gottinnigkeit dadurch ohne Zweifel bedeutend verstärkt. Nebenbei giebt die jugendliche Straffheit der Züge diesem Coelestin in eben dem Maße mehr geistige Spannung, als auch die Hände, welche bei Sixtus so sehr dem Elementar-motorischen sich nähern, bei ihm ebenfalls deutlicher nach motorisch-psychischen Typus geformt sind, und, in ihrem straffen Aneinandergelegtsein, völlig jener Spannung des Antlitzes

---

den verschiedensten Richtungen hin. Es dürfte daher der Wunsch, daß jene Aufsätze recht bald zu vollständiger Veröffentlichung gelangen, auch aus der Seele unserer Leser ausgesprochen sein. Die Redaction.

*) Die beigefügten Ziffern bezeichnen die betreffende Nummer im Galeriekatalog.

entsprechen, welche in diesem Falle sich erklärt als Ausdruck des eben gefaßten Entschlusses, der dreifachen Krone zu entsagen.

Auch der Füße von Raphaels Madonna mußte ich heute noch besonders gedenken, und zwar um so mehr, da ich sie in meinem größern Aufsatz über dieses nie genug zu betrachtende Bild nicht besonders erwähnt und hervorgehoben hatte. — Sie sind aber in Wahrheit von einer Feinheit der Bildung, daß man bei ihnen der Bezeichnung des an und für sich am Fuße edelsten Typus, d. i. der sensibel-motorischen Form, hier noch die Anerkennung eines eigenthümlichen psychischen Princips anfügen möchte. Es ist nämlich bemerkenswerth, wie gerade dadurch, daß diese große edle Gestalt von so fein und reingeformten Füßen getragen wird, das eigen Schwebende, Aetherische ihrer Erscheinung dem Auge des Beschauenden erst so recht deutlich sich ausspricht. — Gewiß, man weiß nicht, soll man von ihr überhaupt sagen: sie stehe oder sie gehe oder sie schwebe in der Luft und setze die Füße nur zum Schein auf das symbolisch angedeutete Rund der Erde. Wichtig daher auch, daß gerade diese Füße vielleicht das Einzige im Bilde blieben, das Raphael nicht gleich bei dem ersten Hinwerfen der Conception ganz seinem innern Geistesbilde gemäß auf die Leinwand bringen konnte, sondern das er erst verbessern mußte, um es mit solcher Schönheit darzustellen. Deutlich nämlich sieht man jetzt immer noch, bei genauerer Betrachtung, die ersten, später verworfenen Linien (pentimenti), welche er sich nicht die Mühe gab ganz zu verwischen, sondern nur schlechthin durch bessere ersetzte, somit auch darin fest an dem Charakter des Ganzen haltend, wie es nun einmal durchaus möglichst flüchtig und ganz in erster Begeisterung sich auf der Leinwand fixiren sollte.

Wie schwer übrigens andere sonst treffliche Künstler es zuweilen erreichen, dem wunderbaren Gebilde des Fußes ganz sein Recht zu thun und ihm einen der übrigen Körperform vollständig entsprechenden edlern Charakter aufzudrücken, fiel mir noch auf, theils bei Correggio's Magdalena, theils bei dem oben bezeichneten Bilde Tizian'scher Schule. Die Magdalena, dies schöne innige und liebe Bild einer recht tief in sich versunkenen weiblichen Seele — es stören mich stets an ihm die sogar unvollkommen gebildeten Füße, denen wirklich die stumpfe elementare Form recht durch und durch mißliebig aufgedrückt ist. Desgleichen

sieht man auf jenem Studium eines lieblich, wie nach einem Bade in Unschuld ruhenden Mädchens (236) einen Fuß, der offenbar viel zu wenig stimmt zu dem feinen anmuthigen Antlitz und dem ganzen sonst so edel und reingeformten Körper, dergestalt, daß ich schon deshalb überhaupt das Bild nimmermehr Tizian selbst zuschreiben würde, in dessen Werken immer ein so großer Begriff schöner Menschengestalt sich verwirklicht.

II.

Antlitz- und Handform der Maria und der betenden Familie bei Holbein (1809) gegen die Hand des Christus bei Tizian (222) und die Hände der Maria bei Correggio (154).

Hat man lange die Madonna Raphael's betrachtet und geht dann zu der des Holbein, so begiebt sich eine seltsame Bewegung unseres Innern. Im ersten Augenblick stört uns gewöhnlich die kurze, so irdisch feststehende, inmitten der versammelten Familie wie unvorbereitet erscheinende Gestalt der Maria — wir sinnen dann nach und mehr und mehr fühlen wir uns angezogen; wir untersuchen jetzt von wo wohl diese Anziehung ausgehen möge — und nächst dem wunderbar stillen, über alle irdischen Stürme erhobenen Antlitz, erkennen wir bald, daß es besonders die Hände sind, deren reiner und doch etwas gemilderter Typus vollendeter weiblich psychischer Form, mit eigen magnetischer Wirkung unser Gefühl anspricht. Wie hinter dieser Stirn nie ein unreiner Gedanke war, so haben diese Hände nur Vestalinnen-Dienst gethan, und wenn in der Hand des Christus bei Tizian die klare gottinnige Wahrnehmung der Welt, und zugleich eine eigne hohe Energie sich ausspricht, so liegt in diesen Händen der reine Segen einer tiefen unendlichen Liebe. Wie viel merkwürdige Parallelen ließen sich doch überhaupt nicht ziehen zwischen Antlitz und Händen dieser Maria, der Raphael'schen Madonna, und endlich jenes Tizianischen Christus — Parallelen, als deren Resultat ich hier nur Das anführen will, daß man den großen Ur-Dreiklang aller göttlichen Offenbarung der Welt, d. h. den Dreiklang von Liebe, Schönheit und Wahrheit, in jenen drei wunderbaren Kunstoffenbarungen, und zwar als in höchst eigenthümlicher Weise durchgeführt, gar wohl nachweisen könnte, so daß, wenn in

Raphael's Madonna uns das höchste Schöne sichtbar ward, im Christus Tizian's, der Ausdruck der Wahrheit leuchtend hervortritt, in Holbein's Madonna aber der einer vollkommenen Liebe.

Indeß noch eine andere für Symbolik sehr merkwürdige Kunstschöpfung muß nothwendig hier auch mit erwähnt werden und das sind die Hände der Maria auf der Nacht des Correggio, welche, wenn die der Maria des Holbein so vollkommen den Typus der psychischen Hand darstellen, mit gleicher Vollendung den Typus der sensibeln Hand aussprechen; ja es ist hier noch im Bezug auf die frühern Vergleichungen zwischen Antlitz- und Handform beizufügen, daß unter allen drei hier zusammengestellten Abbildern der göttlichen Jungfrau, eigentlich nur bei dem des Holbein, Hand- und Antlitzform völlig einander adäquat genannt werden dürfen, indem bei Raphael Alles auf das so wunderbar hohe und reine Antlitz und die ganze Gestalt sich concentrirt, während die überhaupt weniger hervorgehobenen Hände nur das göttliche Kind stützen und halten, ohne an sich eine besondere Schönheit zu zeigen, bei Correggio aber, gegen die ätherische Zartheit dieser sensibeln Hände offenbar der Kopf der Maria ausnehmend zurücktritt und nur noch im Wiederscheine des von dem göttlichen Kinde ausgehenden Lichtes zu leuchten scheint. — Wende ich mich dagegen wieder zum Bilde Holbein's, so können die Gedanken immerfort hinauf- und hinabsteigen zwischen Antlitz und Hand, und immer wird ihnen in Beiden zugleich die rein psychische Individualität und die eigene Liebesverklärung nur um so mehr klar werden. Ist doch auch offenbar in der Physiognomie des ganzen Baues dieser Hände und dieses Gesichts so viel Verwandtes! Schon die Ruhe und Stille solcher Züge entspricht merkwürdig den so sanft und still übereinander gelegten Händen, eben so aber auch die Eigenthümlichkeit der Einzelbildung des einen oder der andern; denn in der schönen einfach gewölbten Stirn ist ganz ein ähnlicher Bau wie in der weichen länglichen Mittelhand, und in der feinen geradherab sich senkenden Nase zeigt sich eine Form, deren Charakter sich vollkommen wiederholt in der der zarten, ruhig aneinander geschlossenen Finger.

Uebrigens ist es auch nicht uninteressant, mit Hinblick auf symbolische Bedeutung, die die Maria umgebende Familie zu betrachten, wo dann zunächst der Pater familias als rechter irdischer Rückhalt und

Schirm aller Glieder dieses Hauses, durch die Zeichen vorherrschender Kraft und wohlgeschärften Verstandes sich auszeichnet. Eine klare, breite und intelligente Stirn, an einem in Breite, Höhe und Länge kräftig entwickeltem, von dunkelm glatten Haar vollbedeckten Schädel, deutet jene Geistes-Eigenschaften eben so bestimmt an, wie der feste einfache Bau von Wangen, Nase und Mund bei einem scharfen und doch in bestem Sinne gläubigen Ausdruck des freigeöffneten Auges, während die kräftig gefalteten, durchaus den männlich motorischen Charakter tragenden Hände auch von ihrer Seite dies wohlgezeichnete Bild der Festigkeit und Treue vollenden helfen. — Dem Manne im Wesen sehr entsprechend kniet ihm gegenüber die im Leben gewiß einst auch sehr tüchtige, in sich klare und im Hause trefflich schaffende Frau, in Antlitz- und Händeform völlig das wenn auch etwas tiefer gestellte Abbild des Hausherrn gewährend; ein Typus, welcher freilich dann weit mehr abfällt in der ihr nächst Knieenden, deren geistarmer Blick kaum mehr ernstlich das Wunder beachtet, das vor ihren Augen eben sich begiebt, recht nach Art gewöhnlicher beschränkter Naturen, die, wenn andere bedeutende, selbst im scheinbar Kleinen das inwohnende Große zu erkennen wissen, dagegen oft auch an dem Größten höchstens nur irgend ein Geringes herausfinden möchten.

Doch noch einmal kehre ich zu Correggio's Madonna zurück, und zwar wieder um eine noch nirgends erwähnte Symbolik ihrer Hände hervorzuheben; denn nicht genug an der schönen sensibeln Form und an der wirklich durchleuchteten ätherischen Natur derselben, so verbirgt sich hier noch ein eignes mystisches Zeichen, das sicher bei weitem den meisten Beschauern entgeht. Nämlich in der Hohlhand der Linken ruht das eine Füßchen des göttlichen Neugebornen, so zart und so umschlossen, ganz wie an einer Centifolie die mittleren, kleinsten, eigentlich Staubfäden andeutenden Blumenblättchen, umgeben von dem Kranze der größern Blätter. Wirklich wird in dieser Art die weiche Hand der mütterlichen Jungfrau recht eigentlich zum Boden, dem das in diesem Kinde sich verkörpernde Heil entsprossen, und zum Born, aus dem dieser ewige Lichtquell aufsteigt; mit einem Worte, zur Hand des Segens, welcher von hier aus über alle kommenden Geschlechter sich verbreiten soll. — Wer also dergleichen Dinge bei Correggio aufmerksam verfolgen will

der wird ihm gern um so mehr zugeben, daß nicht nur auch er ein Maler war, sondern, wie es eigentlich immer sein sollte, ein Maler und Dichter zugleich.

III.

Die Symbolik bei den Niederländern. P. P. Rubens (838, 840, 839, 856). **Ant. v. Dyk** (997, 998, 996).

Es bleibt doch immer ein eignes Verhältniß in der Kunst, daß man auch bei ihr nicht selten Gelegenheit hat, sich zu überzeugen, daß Mehr — weniger, und Weniger — mehr sein kann. Ich meine dies so, daß man erkenne: eine sehr große Fertigkeit und Leichtigkeit der Darstellung drücke oft die Gegenständlichkeit, Wahrheit, und dadurch häufig auch das poetische Element entschieden herab, während eine gewisse Ungelenkigkeit, ja Mangelhaftigkeit der Technik, nicht selten gerade der Naturauffassung, eben so wie der innern Intention vortheilhaft erscheinen, und uns dadurch um so mehr anziehen kann. — Ich mußte gerade heute hieran denken, als ich eben in Hinblick auf symbolische Bedeutung des organischen Baues, die Bilder von Rubens betrachtete, von Rubens, diesem Gewaltigsten aller Niederländer und einem der Gewaltigsten aller Maler der Vergangenheit und Zukunft überhaupt. Da ist es denn aber ganz merkwürdig: mustert man seine Gestalten vom Standpunkte der Symbolik, indem man zugleich die Wahrheit sich gegenständlich hält, daß alle schärfere Menschenkenntniß davon uns überzeugen muß, daß kein Mensch dem andern unbedingt gleichen könne, und daß in Jedem eben irgend eine andere Signatur der Menschheit ausgeprägt erscheine, so findet man alsbald in vielen seiner Bilder hierin eine auffallende Leerheit. Sind es nicht geradezu Portraits, die er der Natur nachbildete, so erkennt man in seinen Gestalten sehr häufig einen sehr hervorstechenden Mangel an Individualität, welcher freilich vielfältig compensirt wird durch entschiedene Bravour der Darstellung, uns aber doch zuletzt für ein höheres Bedürfniß unbefriedigt zurücklässt. Ich brauche es kaum auszusprechen, wie sehr jenes Einerlei namentlich auffällt bei den meisten seiner nackten Frauengestalten, diesen Fleisch- und Fettmassen, die Einem kaum irgenwo mehr Ueberdruß er-

regen, als wenn sie, wie hier im Urtheil des Paris (838) uns drei Göttinnen bedeuten sollen, deren jede nothwendig eine so ganz andere Idee verwirklichen müßte, als hier diese uns vorführen. Hier nämlich ist offenbar Alles mit einer Gleichförmigkeit hingezeichnet — wie etwa ein fertiger Schreiber einen und denselben Buchstaben hinter einander immer genau mit denselben Zügen hinwirft, und natürlich fragt man außerdem noch vergeblich nach einer eigentlichen Schönheit der Form. — Das Gleiche kommt dann auch vor bei jugendlichen Männergestalten, wo indeß Aktstudien und ungeheure Kenntniß der Gliederformen ihm so weit mehr für Schönheit und Frischheit kräftiger Bildung zu Hülfe kommen. Von wahrer schöner Individualität ist dagegen auch hier selten die Rede. Man vergleiche z. B. den Hirten Paris (838) und den Merkur, jenen Führer der Seelen (840), wie er den Argus tödtet, und zwei so sehr verschiedene Begriffe sieht man hier vollständig durch einen und denselben Typus — allerdings mit entzückender Meisterschaft des Machwerkes — dargestellt. Erinnert man sich dann ferner seiner großen historischen Compositionen, von denen Wien so reiche Schätze aufzuweisen hat, so wird man auch da nur zu Vieles dieser Art entdecken, und wird sich dabei leicht überzeugen, daß oft Sachen von Meistern einer weit geringeren Technik (so z. B. die biblischen Compositionen altdeutscher und altitalienischer Künstler) neben großer Aengstlichkeit und nicht zu leugnender Schwäche der Ausführung, dagegen den Begriff wahrer Individualität in weit höherem Maße ausgesprochen haben. — Bei all dergleichen hat man also wirklich das Recht wieder darauf zurückzukommen, daß Weniger mehr und Mehr weniger genannt werden dürfte. Allerdings muß ich indeß hier unmittelbar hinzufügen, daß wenn dafür ein im Können so mächtiger, im Sehen so scharfer und im Schaffen so fruchtbarer Künstler, als Rubens, nun auch wirklich es sich vornimmt, Individualitäten ganz treu nach dem Leben darzustellen, er nothwendig das Außerordentlichste hervorbringen werde. Schon so ein prachtvolles Bild, wie der Liebesgarten (839), ein Bild, bei dem er jedenfalls an sehr bestimmte Personen gedacht hat, gewährt auch in Beziehung auf Darstellung scharfer Individualität, neben allem Reichthum der Composition und aller Wärme der Ausführung, ganz Vortreffliches, und so werden auch alle seine andern Bilder nach

wirklichen Personen, also namentlich seine eigentlichen Portraits (unter denen mir besonders der berühmte Chapeau de paille in der Sammlung von Rob. Peel in London unvergeßlich bleibt, außer ihrer großen Technik, auch durch ihre schöne Charakteristik immer sehr hoch gestellt werden müssen. Was mich jedoch betrifft, so ist mir heute in dieser Beziehung zunächst ein Bild aufgefallen, welches zwar an sich weniger bedeutend an malerischer Behandlung, als viele seiner Andern, dafür aber durchaus so fein symbolisch charakterisirt ist, daß man bestimmte Gemüths- und Geisteseigenschaften wirklich mit ausnehmender Leichtigkeit daraus ablesen kann; es ist das Brustbild einer schwarzgekleideten Frau mit schwarzem Schleier über den Kopf (856). Man sehe dies schon etwas ältere, aber offenbar noch jung scheinen wollende Gesicht, mit dem scharfen, breit vorstehenden Kinn, mit seinen schmalen, unliebenswürdigen Lippen, der markirten Nase, den weit offenen, gern in Alles sich mengenden Augen, dem brandröthlichen Haar, und insbesondere mit den fast krallenhaft ausgezogenen spitzen Fingern, welche trotz ihrer Dünne und Länge doch ganz das Gegentheil sind von psychischen Händen, und man braucht keinesfalls mehr als dies, um den deutlichen Begriff einer kalten, liebeleeren, egoistischen Persönlichkeit zu erhalten, einer Persönlichkeit, die ich vor dem Bilde selbst nicht anders als mit dem Worte „spinnenhaft" in der Schreibtafel notiren konnte.

War ich aber nun einmal bei Rubens, so konnte es nicht fehlen, daß ich mich zugleich seinem größten Schüler, Ant. v. Dyk zuwendete, um auch dessen Verhältniß zur Symbolik zu erwägen. Unschwer kommt man nämlich bei diesem bald zur Ueberzeugung, daß er, und zwar durch minder geniale Macht der Produktivität, mehr gegen die Fehler seines Meisters geschützt, dafür mit um so größerm Glück sich auf ein edles, aber unmittelbares Nachahmen der Natur gewiesen finde, und gerade deshalb auch bei Auffassung der Individualität sich in höherem Grade berechtigt zeige, mit Rubens selbst in die Schranken zu treten.

Ich nahm heute nur drei Portraitköpfe v. Dyk's, gleichsam als Probe in Betrachtung (s. d. Nrn. 997, 998, 996) und welch sicheres scharfes Gefühl zeigte sich sogleich mir schon in dem trefflichen Festhalten an der jedesmaligen Eigenthümlichkeit des hier nie scharf genug zu beachtenden Schädelbaues, als von welchem ja doch alle individuelle

Kopf- und Antlitzbildung stets und zunächst bestimmt wird. Da ist jenes Brustbild mit stählernem Harnisch (997); was für ein derber Germanenkopf ist das! so etwa westphälischen oder niedersächsischen Stammes, ein wahres Caput quadratum, mit stark markirten Kinn-, Stirn- und Wangenknochen; zwar gewiß kein ausgezeichnet philosophischer Geist, aber eine Individualität, die sich nie etwas vergiebt und auf die man in allen Fällen mit vollem Rechte zählen mag. Dann der wohlhabige Niederländer (998) auch stark und ausdauernd organisirt, aber mit mehr rundlicher, etwas zur celtischen sich hinneigenden Kopfform, etwa ein reicher Handelsherr, dessen Tisch eben so reich wie sein Haus war, dabei humor-, wein- und frauenliebend, übrigens gleich dem Vorigen und noch mehr, aller Gelahrtheit fremd. Der dritte endlich (996) eine total verschiedene Individualität, dem Kopfbaue nach mehr dem finnischen Stamme (etwa Ungarn) angehörig, als demjenigen Stamme, in welchem innerhalb der edeln Form der Tagvölker, die westlichen, Dämmerungsvölker sich wiederholen. Gewiß, diese im Ganzen mehr rundliche, stark nach oben erhabene Kopfform, sie kündigt sogleich mehr den Gemüthsmenschen an, womit denn auch das lebhafte, etwas feuchte Auge, die klare, aber ziemlich stark geröthete Gesichtsfarbe, und der zwar kräftige, aber sehr lang ovale Antlitzbau vollkommen übereinstimmen. Ein leicht und bis zu heftiger Leidenschaft bewegtes Naturell, welches handelt ohne lange zu überlegen, und liebt und haßt meist ohne ausreichenden Grund, es tritt in dem Gesichte durch v. Dyk's Kunst mit solcher Entschiedenheit uns entgegen, daß man zum Besten aller Lehren wahrer und höherer Physiognomik gewiß nichts mehr wünschen möchte, als von solchem Künstler eine Reihe Köpfe, ja ganzer Gestalten, je nach verschiedenem Volksstamme und verschiedener Individualität, als Illustrationen zu einer umfassenden Symbolik dargestellt zu sehen. Mit Lust würden dann noch so Manche zu diesen Studien herankommen, denen dergleichen, ohne solche Beihülfe, für immer zu schwer durchzuarbeiten und zu fassen bleiben wird.

IV.

Die Symbolik bei den Holländern: Frans van Mieris (1465), Netscher (1528), Adr. von Ostade (1228), Rembrandt (1225, 1219) und Cornelis Janson van Ceulen (1213), endlich Pinturichio (24) und Lorenzo da Credi (34).

Wenn die Kunst bei den Niederländern durch ihren dort heimischen Koryphäen Rubens bei aller scharfen Objectivität, doch einen eigenthümlichen Schwung und einen Schimmer von Idealität bekam, so sind die Holländer dagegen fast ohne Ausnahme reine Naturalisten, aber Naturalisten der bedeutendsten Art. Die meisten von ihnen malten ihre Bilder wie Bienen ihre Zellen bauen, mit unendlichem Fleiß und ganz nach eignem unbewußten Drange. Sie hingen mit wahrer Liebe der Natur an, und schrieben deren große symbolische Zeichen treu ab, meist ohne von der Deutung derselben irgend eine Ahnung zu haben. In Wahrheit kann daher auch der Physiognom ihre Bilder studiren, wie die Natur selbst, und eben in solchem Sinne beschäftigte mich daher in diesen Tagen zunächst die Betrachtung jenes reizenden kleinen Bildchens des Frans v. Mieris (1465), wo eine Frau, deren Gestalt an die Agrippina oder richtiger Ariadne unsrer Antiken erinnert, mit abgewendetem Gesicht, gegenüber einer etwas zigeunerhaften Alten, an einem Tische sitzt, auf welchem eine Laute liegt. Jeder wird hier bei aufmerksamer Betrachtung sogleich fühlen, daß ein eigner großartiger, etwas verführerischer Charakter in dieser Gestalt sich andeutet, aber nur Der, dem die Symbolik des Menschen genauer bekannt ist, wird auch die charakteristischen Zeichen nachweisen können, welche jenes Urtheil eigentlich erst vollständig begründen. Interessant ist es zumal, daß wir hier, während, wie bemerkt, gerade der Kopf sich abwendet, bei dieser übrigens elegant costümirten Dame, so entschiedene Zeichen ihrer psychischen Eigenthümlichkeit schon aus dem Verhältniß ihres Gesammtbaues abnehmen können; Zeichen, welche über ihre wahre Bedeutung nichtsdestoweniger kaum einen Zweifel übrig lassen, und hier insbesondere aus dem durch das schöngelegte und prächtig gemalte Seidenkleid hindurch wohl erkennbaren Schenkelbau entnommen werden müssen.

Größe der Gliedmaßen nämlich ist es vorzüglich, die der Gestalt an und für sich (wie in der Symbolik ausführlicher nachgewiesen wird)

stets eine mehr materielle Gewalt verleiht, und sind es die untern Gliedmaßen (namentlich die Oberschenkel), welche durch große, schöne und kräftige Entwickelung sich auszeichnen, so wird damit zugleich der Ausdruck eines gewissen sinnlichen Reizes gegeben sein, ein Reiz, welcher sich denn auch wirklich hier über das ganze vornehm nachlässig auf den Sessel hingegossene Frauenbild reichlich verbreitet, und ihm so viel des Interessanten mittheilt, daß es mich gar nicht wundern sollte, wenn die lebendige Phantasie eines Dichters zur Gruppe dieser Frau mit der Laute und der Alten eine ganze Geschichte erfände, worin denn allerhand Abenteuer, etwa einer berühmten theatralischen Sängerin, oder auch einer in diplomatischen Intriguen erfahrenen schönen Unbekannten, sich trefflich verwerthen ließen. Uebrigens müßte bei alledem auch die Symbolik ihres Armes, zumal in Bezug auf den Vorderarm, hier mit in Rechnung gestellt werden, und eben so die des Nackens und Halses, welches Alles trefflich zu solchem Ganzen stimmt, so daß, da zuletzt immer noch das Antlitz unsichtbar bleibt, nun, um unsere Vorstellungen vollkommen abzurunden, wir versucht sein möchten, dem anziehenden Modell zuzurufen „Tournez s'il vous plait", wenn dergleichen nur irgend einen Erfolg versprechen dürfte.

Wie also dieses Bild des Mieris so ganz sprechend ist in seiner stummen Symbolik, so auch, jedoch wieder mit ganz andern Individualitäten, sind es die oben bezeichneten Bilder von Netscher und Ostade. Wagte es Jemand zu behaupten, es gebe überhaupt keine wirklich festbegründete Physiognomik, so möge man ihn nur vor diese zwei zierlichen Tafeln stellen und ihn fragen, ob er nicht von diesen Gestalten, und namentlich von diesen Köpfen, sofort den Eindruck einer sehr scharf bezeichneten menschlichen Eigenthümlichkeit empfange? und ob ihm nicht schon daraus klar werde, daß all diese Lineamenten eine durch und durch bestimmte Sprache reden?

Wie ja fast jeder Mensch, wenn er unter Andere kommt, eine Art von Physiognomik treibt, wenn auch oft wenig rationell, so kann der Erfahrene sie wirklich schon an solchen Bildern sich auslegen, an denen übrigens immer wieder das Unbewußte und gerade dadurch so tief Poetische nie genug zu preisen bleibt. Es ist gewiß, wir haben auch in unsern Tagen manchen Künstler, der ganz mit gleicher Feinheit und

technischer Vollkommenheit solche menschliche Stillleben auszuführen im Stande ist, und wohl wirklich deren gemalt hat, aber geht man tiefer auf Betrachtung der meisten dieser modernen Sachen ein und sucht da nach lebendigem Pulsschlage, so findet man Alles todt, und zuletzt kommt einem dann Göthe in's Gedächtniß: „Man fühlt die Absicht und man ist verstimmt!" Dieser Netscher dagegen (1528), der junge Mann, der gedankenvoll an seinem Schreibtische sitzt — solch tiefe geheimnißvolle Fühlung von Dem, was hinter dieser Stirn vorgeht, sie konnte gewiß nur durch das im wahren und schönen Sinne Kindliche einer Künstlerseele so zur Darstellung gebracht werden. Muß ich doch bei dergleichen immer wieder an die platonischen Dialogen denken, wo Sokrates so oft den Schülern sagt: „ihr habt ja alle Weisheit eigentlich schon in euch; was ich thun kann ist nur, daß ich die Hebamme eurer Gedanken bin und euch selbst allmählich erfahren lasse, was ihr längst und von Haus aus besitzt." Denn ein solcher Künstler besitzt ja wirklich jene geist- und gefühlbannende Kraft von Haus aus, und braucht nur die Kunst der Ausführung durch Emsigkeit und Fleiß zu erlernen und kann dann seiner, der erfreulichsten oder rührendsten Darstellungen, gewiß sein. In unsern Tagen dagegen geht es mit diesem zum Bewußtseinbringen dunkeln Gefühls gewöhnlich mehr wie beim Baume der Erkenntniß, wo, wenn die Frucht genossen ist, das Leben im Paradiese aufhört. Bei jenen ältern Kunstwerken darf man daher auch sagen, daß zwar aus ihnen heraus zum Verständniß für Andere allemal eine reichliche Blumenlese symbolischer Wahrheiten zu Tage gefördert werden könne, daß dagegen gewiß auch da immer nur ein lebloses Machwerk zur Erscheinung gekommen sein würde, wenn erst nach Maßgabe der Ergebnisse studirter symbolischer Wissenschaft, gleichsam wie nach Grad-messer und Zirkel, dergleichen Gestalten zusammengesetzt worden wären.

Ganz ähnliche Betrachtungen mag man nun auch bei Ostade's Bauernschenke (1288) anstellen, die ich mit nichts besser zu vergleichen wüßte, als mit den Volks- und Kärrner-Scenen in Shakespeare's Heinrich IV. und V. — Kann hier nicht der Symboliker gleichfalls aus diesen bald dumpfen, bald noch von einem gewissen neckischen Humor belebten Gesichtern wirklich ein gut Theil der einfachen Lebensgeschichte dieser Leute, ihrer Tagewerke, ihrer Leidenschaften, ihrer Angewöhnungen

gründlich herauslesen. — Der Nüancen sind die mannichfaltigsten, und die Charaktristik die schärfste, und da das Alles so ohne große Reflexion, blos in Folge gesunder Naturanschauung frisch hingeworfen ist, so giebt dies den Gegenständen ein geistiges Interesse, welches wir sonst an den dargestellten menschlichen Persönlichkeiten an und für sich gewiß schwerlich nehmen würden. Nur der Genius der Kunst ist es, der auch hier die Dürftigkeit des Lebens zu verschönen und verklären vermag, gerade wie bei Murillo's Bettelkindern oder dem Charakter eines Sancho Pansa bei Cervantes.

Doch ich verliere mich in ein zu weites Feld und wollte eben jetzt doch noch auf einige andere für Symbolik interessante Glieder- und Gesichtsbildungen bei niederländischen Künstlern aufmerksam machen, wohin ich denn zunächst die besonders geschickt und schön ausgeführte Darstellung sensibler Hände bei van Ceulen (1213) rechne, wie sie hier an einem lebensgroßen Frauen-Portrait trefflich zur Anschauung kommt. Man examinire daher diese schöngemalten Hände recht genau, und vergleiche sie dann mit den sensibeln Händen bei Correggio's Maria auf der Nacht (154) und man wird Stoff zu gar manchen Betrachtungen finden. Hier nämlich ist nicht die sensible Hand in ihrer feinern Bedeutung genommen, wo sie Ausdruck einer höheren Gefühls- und Liebesfähigkeit ist, und den Boden bildet, auf welchem ein Christus als zartes Kind ruhen kann, sondern es findet sich da blos die Weichheit und das reiche Gefühlselement einer Frauenseele charakterisirt, die eben durch diese allein ihren Platz in der feinern Gesellschaft und in den Verhältnissen einer edlern Häuslichkeit einzunehmen bestimmt war.

Muß man doch übrigens sagen, daß sonst auf Bildern holländischer Künstler es im Ganzen immer vorwaltend die elementare Hand ist, welche am häufigsten vorkommt, und jedenfalls mag dazu im Charakter des Volkes selbst die nächste Veranlassung zu suchen sein, da dieser soweit entschiedener als bei andern germanischen Stämmen durch Vorherrschen der materiellen, oder wie man auch sagen könnte, elementaren Existenz bezeichnet wird. — Rembrandt, auf dem Bilde, das man für sein eignes Portrait halten darf (1225), zeigt offenbar selbst, namentlich in der Hand, welche die Frau umfaßt, diesen Typus in scharfer Charakteristik. Ganz Aehnliches läßt sich denn auch sagen von dem

Brustbilde der jungen Frau, welche für Rembrandt's Tochter oder Frau gilt (1219), wo stumpfe elementare Formen sowohl Hand als Antlitz sattsam bezeichnen; und so möchte ich denn hier überhaupt noch schließlich bemerken, daß man schwerlich auf irgend einem echt holländischen Bilde einen Daumen dargestellt finden wird, von solcher Länge, Schlankheit und Reinheit der Gesammtform, wie z. B. auf jenem Bilde der Maria von Fra Filippo Lippi (35) und so manchen ähnlichen Bildern alter Italiener, was denn, bei der psychischen Bedeutung dieses recht eigentlichen Charakterfingers der Hand, jedenfalls bedeutungsvoll und merkwürdig genug genannt werden darf. Mag man nämlich auch nicht so weit gehen, wie ein neuerer französischer Autor über die Hand,*) welcher an dem Nagelgliede des Daumens geradezu die Willens-, und am zweiten die Vernunftstärke des Menschen messen will, so wird doch keinem aufmerksamen Chirognomen das psychisch Wichtige dieses Theiles der Hand entgangen sein, und gewiß werden Jedem, der darüber weitere Vergleichungen anstellen will, sich im Leben wie in der Kunst manche merkwürdige Resultate in dieser Beziehung ergeben.

Doch ich schließe vor der Hand diese Betrachtungen, und nur da ich jetzt eben der alten Italiener gedacht hatte, will ich auch noch zwei jugendliche Köpfe dieser Schule zur Uebung im Anlegen des symbolischen Maßstabes hervorheben und empfehlen, wovon der eine das Temperabild eines Knabenkopfes (24), alle Zeichen eines selbst in diesem Alter schon scharf hervortretenden Trotzes und ernster, entschiedener Gesinnung, durch festen Stirnbau, etwas aufgestülpte Nase, starke Lippen und ein markirtes Kinn deutlichst verkündet, während der andere von Lorenzo da Credi (34), in dem Profil eines kleinen Johannes, den schönen und sanften Charakter des großen Evangelisten, mit solcher Klarheit uns wahrnehmen läßt, daß, wenn auch gleichsam noch in der Knospe, man vielleicht in gleicher Weise von ihm wie von Raphael's Christuskinde auf der Sixtina sagen dürfte, es sei noch kein Bild des gereiften Evangelisten gefunden, welches Das ganz vollendet ausspräche was hier im zarten Kinde angedeutet, ja zu bestimmter Erwartung großer Zukunft vorgezeichnet ist. — Sind nämlich jugendliche Formen

*) Desbarolles, mystères de la main.

dem Physiognomen zwar allerdings immer besonders schwer zu entziffern, so erringt sich doch dafür der Künstler um so mehr dann einen besondern Triumph, wenn es ihm gerade in solchen Formen doch gelingt, in einer und derselben Individualität nicht nur die Gegenwart scharf zu charakterisiren, sondern zugleich auf eine höhere, nothwendig bevorstehende Zukunft mit Bestimmtheit zu deuten. Dichter und Seher scheinen sich dann auch hier wirklich in einem und demselben Geiste zu einigen.

Londoner Skizzen.

I.

Denkmäler.

Lord Palmerston hat bekanntlich bei jeder schicklichen Gelegenheit über Londons verpestete Atmosphäre und den ungeheuren Rauch, der den Himmel unsichtbar macht, geklagt und von den Technikern Abhilfe verlangt. Ein Witzbold hat ihm erwidert, er möge doch um aller Heiligen willen den Rauch in London belassen, denn gnädig verdecke er mit seinem schützenden Mantel die Geschmacklosigkeit der Londoner Statuen und das elende Einerlei der Bauten. Der Mann hat Recht; selten findet man wohl in einer großen Stadt, und fügen wir hinzu in Großbritannien überhaupt, eine solche Sammlung von schlechten Monumenten.

In dem feuchten Nebelklima Albions hat kein großer Musiker das Licht der Welt erblickt, kein Maler, der als Meister ersten Ranges gelten kann, ward dort geboren, und selbst die Zahl mittelmäßiger Bildhauer ist gering. Der einheimische Nationalstolz hat es nicht gelitten, daß fremde Künstler die Ehrendenkmäler großer Briten meißelten, und so stehen diese denn da, meist Caricaturen, aber in zahlloser Menge. Manchem Soldaten von zweifelhaftem Feldherrntalent sind mehrere Denkmäler gesetzt worden, Wellington hat sogar drei. Aber er, der größte der Briten, dessen Ruhm noch lange über die Welt hinstrahlen wird, wenn jene Staatsmänner und Offiziere, gegen die man so freigebig war, längst vergessen sind, Shakespeare hat in der Hauptstadt London kein öffentliches Denkmal! Welche Schmach für England! Erst jetzt denken Leute der arbeitenden Classe daran ihm draußen

fern vor der Stadt, auf Primrose Hill, ein Monument zu gründen. Und ist es Lord Byron besser ergangen? Das einzige, was in London an ihn erinnert, ist das schöne Bild des Dichters in albanesischer Tracht das in der „National Portrait Gallery" hängt. Aber Männer, von denen die Londoner nichts weiter zu berichten wissen, als daß sie der hohen Aristokratie angehörten und so und so viel Millionen Einkünfte hatten, haben Statuen. Vielleicht hielten sie auch einmal im Oberhause eine Rede, beschenkten ein Waisenhaus oder halfen brutal irgend ein unglückliches indisches Reich zerstören, einen nackten Indianerstamm vertilgen.

Der rechte Platz für solche Statuen, wo sie unbeachtet und halbvergessen stehen, sind die langweiligen Squares Londons. Der größte Theil vom Grund und Boden in London gehört reichen Aristokraten, welche die Bauplätze auf eine Reihe von Jahren (gewöhnlich 99) verpachten; so giebt es dort keinen Hauseigenthümer in unserm Sinne und selten dehnt sich ein kleiner Garten bei der Wohnung aus. Aber es giebt große gemeinschaftliche Gärten, zu denen nur die Bewohner der umliegenden Häuser Zutritt haben und das sind die mit eisernen Gittern umgebenen Squares. Sie sind weit davon entfernt, öffentliche Plätze zu sein, und die zum Eintritt Berechtigten, werden von den Nichtberechtigten mit Neid und Mißgunst betrachtet. Aber außer vielen unbedeutenden Leuten, theilen auch einige berühmte das Schicksal, in Erz an diese langweiligen Orte verbannt zu sein. So steht Pitt von Chantrey in Hanover Square, Fox in Bloomsbury Square und Canning in Palace Yard. Ihre Statuen sind ohne alle künstlerische Bedeutung.

Fast überreich an Monumenten ist Trafalgar Square. Dieser schöne Platz, einer der größten Londons, unterscheidet sich von den obenerwähnten Squares dadurch, daß er für Jedermann zugängilich ist. Eine Menge öffentlicher Gebäude umgeben ihn. Zunächst an der Nordseite die in den Jahren 1832 bis 1838 von Wilkens errichtete Nationalgallerie mit prächtigem korinthischen Porticus und hochgewölbter Kuppel; dann die Kirche St. Martins in the fields, die gleichfalls durch ihren schönen antiken Porticus anzieht, zu dem aber der Thurm und die übrigen Theile des Gebäudes wenig passen. Gegenüber bei Charing Croß imponirt uns der große Palast des Herzogs von Northumberland

auf dem uns der Löwe der Percys mit kühn erhobenem Schweife entgegenblickt.

Die Bodenunebenheiten des Platzes sind durch Terrassenbauten ausgeglichen und lustige Wasserwerke senden in immerwährenden Strahlen ihre zerstäubenden Säulen gen Himmel. Zwischen ihnen erhebt sich eine korinthische Säule, die das Standbild Nelson's trägt, hoch in die Lüfte. Nach der Trajanssäule hatten die Franzosen ihre Vendomesäule gebildet und hoch oben hin ihren großen Kaiser gestellt. Diese ahmte der englische Akademiker E. H. Bailey wieder nach und so steht denn der Sieger von Trafalgar als achtzehn Fuß hohe Kolossalstatue dort; auch er trägt den dreieckigen Hut, und das einzige, was sonst zu erkennen ist, ist der schlaffe Rockärmel, welcher den Admiral kennzeichnet, denn beim Sturm auf Santa Cruz im Jahre 1797 verlor er den linken Arm. Wir können den Werth oder Unwerth der Statue nicht beurtheilen, denn sie ist zu sehr unsern Blicken entrückt; aber es ist und bleibt eine Geschmacklosigkeit die Standbilder von Männern, die dem Volke in's Gedächtniß gerufen werden sollen, dem Auge zu entziehen und sie hoch in die Wolken zu versetzen. Und ist diese einzelne Säule nicht an und für sich schon ein verfehltes Machwerk? Die Säule wirkt nur da, wo sie gemeinschaftlich vorkommt und erfüllt ihren Zweck nur dann, wenn sie etwas zu tragen hat. Hier aber trägt die über 200 Fuß hohe Säule die uns von unten winzig erscheinende Figur Nelson's. Bei uns in Deutschland hat man diese Geschmacklosigkeit nicht nachgeahmt; mir wenigstens ist nur die Waterloo-Säule in Hannover als abschreckendes Beispiel bekannt. Noch fehlen die vier Löwen, die das Postament der Säule schmücken sollen; im verflossenen Sommer gaben sie zu einer unerquicklichen Debatte im Parlamente Anlaß; denn das Geld für das Denkmal ist verbraucht und so steht es denn, obgleich es bis jetzt etwa 230,000 Thlr. kostete, noch unvollendet da. Das bronzene korinthische Capitäl ward aus eroberten französischen Kanonen gegossen, die Basreliefs am unteren Theil wurden von verschiedenen Künstlern in Bronze hergestellt; sie alle gehen nicht über das Mittelmäßige hinaus. Watson stellt uns den Seehelden dar, wie er nach der Besiegung der spanisch-französischen Flotte bei St. Vincent am 14. Februar 1797 den Degen des spanischen Admirals in Empfang nimmt. Eine Scene aus der Besiegung der fran-

zösischen Flotte bei Abukir am 1. August 1798 ist das Werk Woodingtons, und Ternouth bildete die Besiegung des dänischen Admirals Lassen und die Zerstörung der dänischen Flotte am 2. April 1801 — aber hieran lassen sich die Engländer jetzt am wenigsten gern erinnern. Das vierte Basrelief, Carew's Werk, zeigt uns den Tod Nelson's nach der Schlacht bei Trafalgar; darüber stehen die weltberühmten Worte jenes laconischen Tagesbefehls: „England expects every man will do his duty."

Noch stehen — eine bunte Zusammensetzung — neben der Nelsonsäule ein Reiterstandbild Georg IV., jenes berüchtigten Königs und Wüstlings, von Chantrey; dann Henry Havelock, der als britischer General 1858 im ostindischen Kriege fiel, und der alte Charles Napier. Alle drei bieten kein hervorragendes Interesse; dagegen ist die Reiterstatue Karls I., die im Jahre 1633 gegossen wurde, ein prächtiges Stück alter Sculptur — aber der Künstler war auch ein Franzose, Le Soeur.

Nicht weit von Trafalgar Square treffen wir in St. James Park auf eine zweite Säule, die aus hellem schottischen Granit mittelst öffentlicher Subscription in den Jahren 1830 bis 1833 errichtet ward. Fragen wir aber nach den Verdiensten des Mannes, der dort oben steht und den wir ebensowenig wie Nelson zu erkennen vermögen, so schweigt die Geschichte gänzlich; sie weiß nur, daß die Bronzestatue auf der 124 Fuß hohen Säule, welche Richard Westmacott ausführte, den zweiten Sohn König Georg's III. darstellt, den Herzog von York. Ja, er war ein Mensch ohne alle hervorragenden Eigenschaften, und doch ist sein Andenken in Erz und Granit erhalten und die einzige Erklärung, die wir dafür abzugeben wüßten, ist, daß er aus königlichem Blute stammte: dies genügt den Engländern. Denn selten wohl wird man an einer Herrscherfamilie mehr Antheil nehmen, der sich trotz der politischen Unbedeutenheit und Machtlosigkeit derselben bis zum Servilismus versteigt, als gerade in England. Alle Zeitungen wimmeln täglich von Hofnachrichten, man belauert jeden Schritt der königlichen Familie und drängt sich tagtäglich massenhaft und neugierig da zusammen, wo ein Glied derselben zu sehen ist.

Noch eine dritte Denksäule besitzt London, aber sie verherrlicht keine Person, sondern ist der Erinnerung an das Walten eines furchtbaren

Elementarereignisses gewidmet. Vom 2. bis zum 7. September 1666 herrschte in der Altstadt London ein entsetzlicher Brand, der Hunderte von Häusern zerstörte, viele Menschenleben kostete und Millionenwerth an Eigenthum vernichtete. Mit Mühe ward den Flammen Einhalt gethan, und im folgenden Jahre decretirte das Parlament, daß an der Stelle, wo das Feuer ausbrach, zum ewigen Andenken, eine Säule errichtet werden solle. Christoph Wren, der Erbauer der Paulskirche, von den Engländern als ihr größter Architekt betrachtet, erhielt den Auftrag zur Erbauung der Säule, die in sechs Jahren, von 1671 bis 1677 vollendet wurde und die Summe von beinahe 100,000 Thaler verschlang. Sie ist über 200 Fuß hoch und steht zwischen alten, verräucherten Häusern, auf einem engen Platze in Fishstreethill. Schlechthin führt sie den Namen „das Monument". Man muß auf dem beschränkten Platze den Kopf hoch heben, um an der Säule hinaufzuschauen, und was erblickt man dann über dem dorischen Capitäl? Zunächst ein eisernes Gitter, eine Art Käfig: aus diesem ragt eine 42 Fuß hohe Bronzeurne empor, aus welcher plump gestaltete Flammen emporlodern. Wie konnte man diese Geschmacklosigkeiten hier zusammenhäufen, wie für sie die 200 Fuß hohe Säule errichten? Christoph Wren wollte dort oben jenen Karl II. hinstellen, der durch Monk nach dem Sturze Cromwells wieder in sein Vaterland zurückberufen worden war; das Parlament verlangte aber die bildliche Darstellung des Feuers, und so wurden denn die beweglichen, leichtgezüngelten Flammen im todten starren Erze abgegossen — ein unglücklicher Gedanke. Niemand ahnt von unten, was dort oben dargestellt sein soll und denkt sich unter der Urne einen Blumentopf, aus welchem ein Kohlkopf emporwächst. Mit dem eisernen Käfig hat es eine eigene Bewandtniß, die aber sicher für das, was man englischen Spleen nennt, sehr bezeichnend ist. Er wurde im Jahre 1842 errichtet, denn nicht weniger als sechs Menschen hatten sich in kurzen Zwischenräumen von oben herabgestürzt; es war Modesache geworden, und um dieser Mode ein Ende zu machen, umgab man das Capitäl mit dem häßlichen Gehäuse. Am Sockel erzählen uns langathmige Inschriften die Geschichte des großen Feuers, das C. G. Cibber noch in einem mittelmäßigen Basrelief dargestellt hat.

Der vor wenigen Jahren verstorbene Prinz Albert von Sachsen-Coburg-Gotha, der Gemahl der Königin Victoria, wird wohl jetzt schon derjenige sein, dessen Persönlichkeit am meisten in Erz und Stein abgebildet wurde. So sehr er als Deutscher anfangs den Engländern verhaßt war, so sehr wußte er durch seine vielfachen Vorzüge die widerstrebende Nation zu fesseln, und Achtung und Liebe sind ihm in das frühe Grab nachgefolgt. Noch erhebt sich in der Hauptstadt sein Monument nicht, das jedenfalls großartig ausfallen wird, aber viele kleinere Städte in Schottland und England haben ihm bereits den Tribut der Dankbarkeit gezollt.

Früher war dem eisernen Herzoge, dem Sieger von Waterloo, der Ruhm unbenommen, die meisten Denkmäler in Großbritannien zu haben. Wellington und kein Ende! konnte man ausrufen, und wenn es auch Leute gab, welche das strategische Talent des Herzogs sehr in Frage stellten, so waren doch die Briten unermüdlich darin, ihn bildlich zu verkörpern. London selbst besitzt nicht weniger als drei öffentliche Denkmäler, ohne an die Straßen, Plätze und sonstigen Erinnerungen, welche seinen Namen tragen, gemahnen zu wollen. Auf dem weltberühmten Platze in der City, wo sich das Hauptgeschäftsleben concentrirt, wo das fensterlose Gebäude der Bank von England sich erhebt, wo die Säulen des Mansionhauses, in dem der Lord Mayor seinen Sitz hat, uns entgegenblicken, wo die Börse mit Reuters berühmtem Telegraphenbureau und Lloyds allen Schiffern bekanntes Etablissement steht, wo ein Gewühl von Menschen, Wagen und Pferden den Tag über stattfindet, wie es nur einmal in der Welt da ist, erhebt sich das erste Reiterstandbild des Marschalls; er, der Krieger, an dem Orte, der ganz den Geschäften des Friedens gewidmet ist. Ruhig ist die Haltung des Pferdes und des Reiters. Wir wüßten nichts von besonderem Interesse an diesem Denkmal aufzufinden; es ist kein Schwung, keine Begeisterung darin, es ist unendlich englisch, kalt und steif.

Gegenüber von Hyde Park Corner, wo Picadilly und Grosvenor Place zusammenstoßen, erhebt sich ein hoher Triumphbogen mit korinthischen Säulen und hoch oben darauf, wieder fast in die Wolken versetzt, steht ein zweites Denkmal Wellington's. Das Pferd — es ist der Hengst Kopenhagen, der den Herzog in der Schlacht bei Waterloo trug — ist

in ruhiger Haltung dargestellt; es spitzt die Ohren und bläst die Nüstern auf. Jedenfalls ist es der gelungenere Theil des Monuments, denn auch dieser mit dem Marschallshute und dem Feldherrmantel bekleideten Statue vermögen wir keinen Geschmack abzugewinnen. Anders ist es mit dem Achilles, der nicht weit von diesem Triumphbogen steht und der gleichfalls zu Ehren Wellingtons errichtet wurde. Wir müssen nach Hyde Park hinein, der von vortrefflichen Fußpfaden und geräumigen Fahrwegen durchschnitten, einen Lieblingsspaziergang der Londoner bildet. Hier dehnt sich Rotten Row, ein breiter meilenlanger Reitweg, aus, und auf ihm tummeln sich in den Mittagsstunden gegen tausend Reiter und Reiterinnen. Es ist ein interessantes Schauspiel, hier die ganze fashionable Welt Londons vereinigt zu sehen; da blitzen die Augen der edlen Rosse, sprüht der Schaum am Bug herunter, wehen die Schleier und die goldblonden Haare der schönen, schlankgebauten Reiterinnen. Die Bahn auf und ab geht der Zug; aber alles ist schwarz gekleidet, man spricht dabei wenig, sondern reitet zur Gesundheit und läßt sich sehen. Und auf diese Gruppen von Reitern und Fußgängern blickt die Kolossalstatue des Achilles von Westmacott herab, welche englische Damen zu Ehren des Herzogs von Wellington und seiner Waffengefährten mit einem Kostenaufwande von 70,000 Thälern aus Kanonen gießen ließen, die in Spanien, Frankreich und bei Waterloo erbeutet worden waren. Dies Monument imponirt. Achill ist ganz nackt, nur das Haupt deckt der griechische Helm, die Linke trägt den runden Schild, die Rechte das kurze Schwert. Leben, freie Beweglichkeit und Natur reden aus diesem Erz, wir wundern uns über die Nacktheit, die der Künstler den prüden Engländern vorzuführen wagte — aber das Räthsel ist gelöst, wenn wir erfahren, daß das Ganze eine Copie einer der berühmten Antiken des Monte Cavallo zu Rom ist.

Das sind die Wellington-Denkmäler Londons. Aber sie kommen nicht auf gegen das herrliche Standbild des Herzogs, das in Glasgow, sonderbar genug, auch vor der Börse steht. Sein Meister ist freilich ein Italiener (Marochetti); ein Brite war es, der das Monument Wellingtons am Ende von Princes Street in Edingburgh bildete, und es ist herzlich schlecht und plump ausgefallen.

Eine bloße Aufzählung der andern Londoner Denkmäler würde zu sehr ermüden — soll doch ihre Zahl über 200 betragen! Wir haben auch kein Verlangen gezeigt, sie alle zu sehen. Fast täglich kamen wir an Robert Peel's Statue vorbei; sie steht in einem der beliebtesten Stadttheile, vor der Buchhändlerstraße Pater Noster Row, da wo Cheapside und Newgate sich vereinigen. Vatermörder und eng anliegender Leibrock, glatt und sauber alles, aber eine Anklage gegen England mehr, den großen Staatsmann so dürftig, dorfschulmeisterartig dargestellt zu haben.

Eine Ausnahme macht das Krimkriegdenkmal auf Haymarket; es erinnert in vieler Beziehung an das Radetzkydenkmal in Prag von Max. Wie bei diesem sind auch hier die Träger der verschiedenen Waffengattungen lebenswahr und charakteristisch dargestellt.

Ehe wir aber diese öffentlichen Denkmäler verlassen, sei noch eins erwähnt, weniger um seiner selbst willen, als wegen des Ortes, auf dem es steht. Am Ende von King William Street, da wo diese in Eastcheap einmündet, steht König Wilhelm IV. aus ungefügem Granit gemeißelt. Der Künstler hat sein Mögliches gethan, um das harte Gestein zu bewältigen; das alles geht uns aber weniger zu Herzen, als daß gerade auf diesem Flecken die berühmte „Schenke zum Eberkopf" stand, die Shakespeare in seinem Heinrich IV. unsterblich machte, in der er einst selbst wacker becherte und wo er Sir John Oldstaff, das Vorbild des unvergleichlichen Hans Falstaff, kennen lernte.

Wir wenden den Zeugen der öffentlichen Geschmacklosigkeit in London, seinen verrufenen Denkmälern, den Rücken. Es sind Leistungen, die auf bleibenden Kunstwerth keinen Anspruch machen können, die entweder an einer unwahren Idealität oder einem zu weit gehenden Realismus leiden. Nirgends bewältigt die Form den Stoff und so würde man es eines schönen Tages ohne Schaden für London finden, wenn diese Schrecken der Sculptur, die ungeheure Summen kosteten, über Nacht eingeschmolzen wären.

London ist aber auch überreich an Denkmälern, die in verschiedenen öffentlichen Gebäuden vertheilt stehen. Eine lange Reihe englischer Staatsmänner, in Marmor ausgeführt, schmückt das Innere des neuen Parlamentshauses, jenes riesenhaften gothischen Baues, der uns wohl durch

seine Massenhaftigkeit und Pracht zum Staunen hinreißen kann, der uns anderseits aber durch das Fabrikmäßige seiner Architektur abstößt. Denn von der freien Beweglichkeit, welche in den Bauhütten des Mittelalters herrschte, und die dem individuellen Schaffen der einzelnen Steinmetzen bezüglich der Details so große Freiheit gestattete, finden wir hier keine Spur. Die fast glatte, der Themse zugekehrte Seite läßt uns kalt und überall kehren genau in derselben Weise Rose, Distel und Kleeblatt, das britische Wappen und die Namenszüge der Herrscher wieder.

Auch Guildhall, das Mansion-Haus und vor allem die Kirchen bergen Monumente in großer Zahl. Einen bescheidenen Platz nimmt im britischen Museum Shakespeare ein, der, wie gesagt, noch kein öffentliches Denkmal hat. Im Sydenhamer Krystallpallast stehen viele Statuen, fertig und im Modell. Es würde uns aber zu weit führen, auf sie alle einzugehen, denn alles in allem mögen wohl tausend Monumente im Weichbilde Londons aufzufinden sein. Doch von einem Orte wollen wir noch reden, dessen Namen in der ganzen civilisirten Welt bekannt ist, der in seiner Art einzig dasteht, da er die Denkmäler aller berühmten Briten neben vielen unberühmten birgt; wir meinen Englands Ruhmeshaus, Westminster Abtey.

Es ist gewiß ein herrlicher und schöner Gedanke, alle die großen Männer, welche England hervorgebracht, dem Volke an einem Orte in Erz oder Marmor verkörpert vorzuführen. Aber die Art der Ausführung dieses Gedankens ist eine echt englische und erregt in vieler Beziehung Anstoß. Es ist vor allem die Harmonie, die wir in Westminster Abtey, sowohl in Bezug auf das Gebäude als auch auf die Denkmäler vermissen. Gewiß erscheint uns in der Architektur dieses Gebäudes vieles Einzelne schön, gewiß sind manche der aufgestellten Monumente vorzügliche, ja sogar hervorragende Leistungen der betreffenden Künstler, aber das Ganze macht den Eindruck des gehäuften, des wirren Durcheinander, nicht des harmonischen Nebeneinander. Als Grund und Entschuldigung mag freilich angeführt werden, daß die Westminsterabtei nicht fertig mit einem Schlage dastand, wie die blauäugige Athene aus dem Haupte des ägisschwingenden Vaters hervorsprang, sondern, daß sie verschiedenen Perioden entstammt und daß verschiedene Jahrhunderte an dem Bau, wie an der inneren Ausschmückung arbeiteten.

Drei Bauperioden und mit ihnen drei verschiedene Abänderungen desselben Styles treten uns in den Gebäuden selbst entgegen. Der mittlere Haupttheil mit dem Transept ist ungemein reich im altenglisch-gothischen Style aufgeführt; er ist zugleich der älteste Theil der Abtei und läßt in seinen schönen Verhältnissen und kühnen Wölbungen nichts zu wünschen übrig, als daß das Aeußere einer durchgreifenden Ausbesserung unterzogen würde, denn hier hat der Zahn der Zeit an den weichen Sandsteinen bereits große Verwüstungen angerichtet. Nach Osten zu ließ Heinrich VII. an den Chor dieses Gebäudes eine Kapelle, die seinen Namen trägt, in dem Perpendikularstyle der späteren Zeit anbauen, die uns als ein Zeugniß dafür gelten kann, welche Rückschritte die Gothik damals bereits in England gemacht hatte.

Ist diese Kapelle schon eine unpassende Zuthat und eine Versündigung gegen das ursprüngliche Werk, so müssen wir diesen Ausspruch in noch weit höherem Maße von den beiden Thürmen gelten lassen, die Christoph Wren im siebzehnten Jahrhundert errichtete. Mit Rücksicht auf seine vielen Renaissancebauten, unter denen namentlich die bekannte St. Paulskirche, die Nachahmung St. Peters in Rom, hervorragt und die heute noch neben den neuentstandenen Gebäudecolossen Londons zu den größten Architekturschöpfungen der Weltstadt zählen, nennen die Engländer Wren „den großen". Er hat es verstanden, sich ganz in die Schöpfungen jenes Zeitalters hineinzuleben, und so durfte ihm auch Hylne in der Paulskirche, in deren Krypte die sterblichen Ueberreste des im 91 Jahre verstorbenen Baumeisters beigesetzt wurde, die schöne Inschrift: Si monumentum requiris, circumspice! über den Eingang des Chors anbringen. Fragt man aber, ob Wren für einen andern Styl auch nur Sinn hatte, so fällt die Antwort verneinend aus. Doch war er hierin nur ein treuer Sohn seiner Zeit, die alles, was Gothik hieß, als lächerlich verwarf und sich an die Bauart der Alten anlehnte. Wo daher Wren ältere Gebäude zu restauriren oder zu erweitern hatte, war es ihm unmöglich, sich in die Ideen der alten Meister hineinzuversetzen und er verunstaltete dadurch die schönsten Werke. Ein ewiger Protest gegen diese Barbarei ist z. B. seine Vergrößerung von Hampton Court. Dieser Palast wurde von dem berühmten Cardinal Wolsey in einer reizenden, westlich von London gelegenen Gegend an der

Themse in dem schönen Style seiner Zeit aufgeführt. Die neue Bildergallerie aber, welche Perlen ausländischer Malerei birgt (unter ihnen Raphaelische Cartons) erbaute Wren im Renaissancestyl. Wie die Faust auf's Auge passen jetzt die jonischen Säulen, die viereckigen Fenster und zopfigen Springbrunnen zu den kühngeschwungenen gothischen Bogen, den reizenden Thürmchen und spitzbogigen Fenstern der alten Schöpfung Wolsey's.

Und so wie Wren hier verfuhr, so auch bei der Westminsterabtei. Die von ihm erbauten Westthürme entbehren jeglicher Schönheit und wenn auch bei ihnen im Allgemeinen die gothische Grundform beibehalten wurde, so konnte es Wren sich doch nicht versagen, seine geliebte Renaissance anzubringen und griechische Verzierungen und Säulchen neben den Spitzbogen zu stellen.

Durch den sogenannten „Dichterwinkel" treten wir ein; aber noch ehe wir uns an der Architektur erfreuen können, ehe wir zur Beschauung der schönen gemalten Glasfenster gelangen, erdrückt uns bereits die Masse der Denkmäler, die über und nebeneinander, an den Wänden, an den Strebepfeilern, in den Nischen, ja selbst auf dem Fußboden angebracht sind. Groß und klein, aus Marmor, aus Bronze, Eisen, Messing und Granit stehen sie da, ohne Ordnung und Symmetrie zusammen, wie ihnen der Zufall im Laufe der Zeit den Platz anwies. Wie dies alles zu den harmonischen Verhältnissen des Gebäudes paßt, möge sich jeder selbst sagen. Da erheben sich um das Denkmal irgend eines Admirals aus Marmor gebildete Wolken bis hoch an die Wölbung des Nebenschiffes hinauf, steif und zopfig, wie die Zeit des vorigen Jahrhunderts, in der sie geschaffen wurden. Dort sind Allegorien angebracht, Kanonen weisen auf den Krieger, Schiffe unter Segel auf den Seemann hin; pausbackige Amoretten mit dicken Leibern und unzoologischen Flügeln umfächeln mit Palmen irgend ein Brustbild. Dort sind Wappen und Figuren zu sehen, die Neger oder Indianer vorstellen sollen; aber der ethnographische Blick des Künstlers muß gerade kein großer gewesen sein, denn jene Phantasiegebilde erinnern nur allzusehr an die Wilden und Türken, welche wir auf unsern Maskeraden sehen. Hier englische, dort griechische, lateinische und selbst hebräische Inschriften. Dann treten wir in die Seitenkapellen, wo altehrwürdige Gestalten in ganzer Figur auf ihren Sarko-

phagen ruhen, Könige und Aebte, Ritter und Prinzen; manche dieser Denkmäler reichen bis ins dreizehnte Jahrhundert zurück. Der weiße Marmor der meisten Monumente contrastirt auf eine unangenehme Art mit dem dunklen grauen Tone des alten Domes und scheint mit seinem blendendem Glanze, der unter den lachenden Himmel Italiens gehört, die düstern Glasfenster zu verspotten.

Eine einfache Aufzählung aller Monumente in Westminster-Abtei würde ganze Seiten in Anspruch nehmen. Im Dichterwinkel (Poet's Corner) stehen Chaucer († 1400), der Vater der englischen Poesie, Edmund Spenser, der Autor von „The fayrie Queen" und Shakespeare's Ehrenmonument nach Kent's Zeichnungen. Ihm gegenüber erhebt sich die Statue eines großen Deutschen, der hier bestattet liegt. Als wir Deutschen im Jahre 1859 das Jubiläum unsres Schiller feierten, gedachten die Engländer auch eines Todten. Damals waren gerade hundert Jahre verflossen, daß Georg Friedrich Händel, den sie zu den ihrigen rechnen, in Westminsterabtei bestattet wurde. Als siebenundzwanzigjähriger Mann kam der junge Hallenser hinüber nach England. Damals war sein musikalischer Ruf schon gesichert und er wurde in dem an Componisten armen Eilande fast vergöttert. Mit echt britischer Anmaßung rechnet ihn England jetzt zu seinen Söhnen; er gilt für einen der ihrigen, er muß einstehen für den empfindlichen Mangel Englands an großen Musikern. Fragt man aber, mit welchem Rechte er zum Engländer gemacht wird, so erhält man die lächerliche Antwort „Because he was an english baronet." Und wenn auch heute noch sein Bild in der National-Portrait-Gallerie der Engländer neben dem des in Hannover gebornen Astronomen Herschel hängt, wenn auch sein Namen in „Handel" verballhornt wird, er bleibt doch unser, nicht nur durch seine Abstammung, sondern auch durch seine wahrhaft deutsche Musik.

Soll ich all die Könige und Staatsmänner, die Krieger, Künstler, Dichter und Seefahrer erwähnen? Nicht weit vom Grabmal der jungfräulichen Königin Elisabeth, wo die Herrscherin in ganzer liegender Gestalt mit dem steifen spanischen Kragen und den alten herben Zügen abgebildet liegt, befindet sich das Monument ihrer schöneren unglücklichen Feindin, der Maria Stuart, von deren Sohne, König Jacob I., errichtet. Dort steht der Marmorsarkophag, in dem die Gebeine der

von Richard III. ermordeten Söhne Eduards ruhen, dort steht auch die Kolossalbüste von James Watt, welcher der Welt die Dampfmaschine schenkte. In der Kapelle Eduards des Bekenners finden wir den Altargrabstein Eduards I. mit der charakteristischen Inschrift: Eduardus primus, Soctorum malleus — hic est — und so geht es fort. Große Erinnerungen treten an uns heran, doch der üble Eindruck des Ganzen wird dadurch nicht gemildert.

II.

The Oxford.

Außer den vielen königlichen und nicht königlichen Theatern, die durch die ganze Weltstadt zerstreut sind und die in ihrer Einrichtung sowie in Bezug auf das Publikum, welches sie besucht, nicht sehr von den Theatern des Continentes abweichen, besitzt London noch eine große Anzahl sogenannter Music Halls, in welchen gegen ein verhältnißmäßig billiges Eintrittsgeld dem Volke theatralische Genüsse geboten werden. Hier kann man den Geschmack studiren, welchem die Masse der Londoner in Bezug auf Musik und komische Vorstellungen huldigt, hier kann man aber auch alle Schichten der Gesellschaft im Freien durcheinander beobachten und die verschiedenen Interessen verfolgen, welche die Besucher hierherzogen. Denn es ist nicht allein diese niedrige Kunst, welche die Menschen in die Music Halls treibt; Beweggründe ganz andrer Art drängen allabendlich — natürlich mit Ausnahme des heiligen Sonntags — hier tausend von Londonern und Fremden zusammen.

Am besuchtesten und beliebtesten ist die Musikhalle, welche nach der Oxfordstraße, dieser Hauptpulsader Londons, den Namen „The Oxford" trägt. Dorthin wollen wir unsre Schritte lenken. Ein paar helle Gascandelaber zeigen uns den zwischen glänzenden Verkaufsläden kaum bemerklichen Eingang an. Die Zettel, welche das bunte Programm der Aufführungen enthalten, stehen auf große Pappbogen geklebt an den Seiten der hochgewölbten Eingangsflur. Sie gelten für eine ganze Woche, ja für einen Monat, denn außer einer Anzahl Leute, welche die Oxford Music Hall aus andern als Kunstgründen besuchen, findet sich

allabendlich ein neues Publikum ein. Wir verschmähen es für einen Sixpence in den Pit, das Parterre, zu gehen und steigen stolz zum ersten Platz, dem Balcon, hinauf, nachdem wir dafür unsern Schilling bezahlt haben. Von dort oben haben wir den besten Ueberblick und können uns freier bewegen; freilich gegen Mitternacht hört diese freie Beweglichkeit oft auf und im wirren Knäuel drängen sich Herren und „Damen" dann durcheinander.

Der Saal ist groß und geräumig. Die Decke wird von hohen korinthischen Säulen getragen und statt der Kronleuchter sind überall sternförmig gruppirte Gasflammen angebracht, die den Raum gleichmäßig erhellen. Den Hintergrund nimmt eine kleine Nische ein, die einige Fuß über das Parterre erhöht ist. In dieser Nische befindet sich die Bühne, die durch keinen Vorhang vom Publikum getrennt ist; eine eigentliche Decoration fehlt auf diesen Brettern, die auch eine Welt bedeuten, und die Sänger und Spieler treten, costumirt oder nicht, aus den beiden im Hintergrunde der Bühne angebrachten Thüren vor die Zuschauer. Da, wo bei größeren Theatern der Souffleurkasten angebracht ist, steht ein Sessel und vor ihm ein Tischchen. Das ist der Platz, den die Hauptperson der Music Hall einnimmt, denn hier sitzt, mit dem Gesichte nach dem Publikum gewendet, der Conductor oder Chairman. In der Hand führt er einen hölzernen Hammer, mit dem er auf sein Tischchen klopft, wenn die Vorstellung beginnt oder eine Pause eintreten soll. Mit lauter, vernehmlicher Stimme ruft er den Namen der Personen aus, die auftreten, sowie den Inhalt ihrer Leistungen. Er ist es auch, der sich gegen das „encoren" wehren muß.

Denn je heftiger und wüthender das Publikum die Wiederholung eines Gesanges oder Vortrags verlangt, um so lauter tönen die Hammerschläge des Chairman mit ihren hellen Tönen gegen das Toben der Masse an; sie trägt nicht immer den Sieg über dem Hammer davon, der seine klopfenden Schläge noch lange fortsetzt, wenn die Kehlen der Schreier bereits heiser geworden sind. Aber auch nirgends treibt man das da capo Rufen wohl weiter als in London; und diese Unsitte finden wir nicht blos in den niedrigen Music Halls, nein, auch das decolletirte Damenpublicum und die befrackten, weißcravattigen Herrn in der Coventgarden-Oper oder in „Her Majesty's" huldigen ganz derselben

Barbarei und quälen die Sänger oft drei oder vier Stücke an einem Abend zu wiederholen. *)

Vor dem Chairman sitzt das Orchester. Es besteht aus etwa dreißig Personen und ist recht tüchtig eingeschult. Noch hat die Vorstellung nicht begonnen und die Musiker stimmen ihre Instrumente; sie haben Zeit mit einander zu plaudern, und da hören wir denn die verschiedenen Mundarten unsrer lieben Muttersprache durcheinander schwirren. In der That ist ein großer Theil dieser Leute aus Deutschland; für einen Londoner braucht man dies gar nicht zu erwähnen, denn es versteht sich fast von selbst, daß die Londoner Orchester höherer und niederer Art sich aus Deutschland recrutiren. Fragt man unter den Musikbanden, welche in den vielen Tanzlocalen aufspielen, nach Landsleuten, man wird sie sicher finden. Die armen Burschen, die in dürftigen, fadenscheinigen Röcken oder sonderbaren Phantasieuniformen mit ihren zerknickten Blechinstrumenten an den Straßenecken Londons so häufig umherstehen und eine erbärmliche Katzenmusik aufführen, sie sind meistens aus der Pfalz. So ist der deutsche Musikant überall zu finden; er marschirt, wie Geibel sagt, lustig am Nil und durchstreift Großbritannien seiner ganzen Länge nach, denn selbst hoch im Norden Schottlands läßt er Strauß'sche Walzer oder die herzigen Weisen deutscher Volkslieder in die trübe, graue Luft hinausklingen.

Viel und Vielerlei, das ist es was das Publikum von den Vorstellungen in der Music Hall verlangt, und diesem Wunsche wird Genüge geleistet; denn von 8 Uhr bis nach Mitternacht dauert ohne Unterbrechung die Vorführung aller möglichen Dinge. Das Variatio delectat ist die conditio sine qua non und Sänger, Tänzer, Wunderkinder, Bauchredner, Equilibristen, Hunde und Affen, Komiker und vor allem „nachgemachte Neger" wechseln in bunter Reihenfolge. Stets muß Abwechselung geboten werden und eine Music Hall sucht es hierin der andern zuvor zu thun.

*) Bei einer Don Juan-Vorstellung im verflossenen Sommer im Coventgarden-Theater mußte das Duett: „Reich mir die Hand ꝛc.", dann das „Liebe Schwestern zur Freude ꝛc." und das „Schmäle, schmäle lieber Junge" jedes doppelt wiederholt werden. Freilich sang Adelina Patti die Zerline und John Bull konnte nicht genug für sein Geld bekommen.

Da tritt nach einer Ouverture der erste Tenor hervor. In der Hand hält er ein Notenblatt; die schwarzen Handschuhe, die er zum schwarzen Fracke trägt, sind ein untrügliches Zeichen, daß seine Gage nicht brillant ist. Wir sind auch nicht sicher, ob dieser Künstler am Tage noch andern Beschäftigungen obliegt; denn viel Zeit wird er schwerlich am Tage auf die Einübung seiner Gesänge verwendet haben. Es geht aus seinem ganzen Wesen hervor, daß er ein entschiedener Liebhaber von Rum und Wasser sein muß, denn seine ausgesungene Stimme klingt so, als ob die Kehle allzuhäufiger Befeuchtungen ausgesetzt sei. Aber mit Klatschen empfängt ihn das eben nicht wählerische Publikum. Mit einem Augenverdrehen und Minenspiele, als fühlte er, was er singt, beginnt er schmelzend:

When the swallows homeward fly —
When the roses scatter'd lie —

Armer Herloßsohn! Vergessen ruhst du auf Leipzigs Johanniskirchhof; aber dein schönes Lied von den heimwärtsziehenden Schwalben lebt in aller Munde, ja es ist fast schon zum Gassenhauer herabgesunken, und wenn in Deutschland, wie bei einem echten Volksliede, schon Niemand mehr den Verfasser kennt oder nach ihm fragt, wie soll man von den Engländern verlangen, daß sie den Dichter dieses bei ihnen auch schon volksthümlich gewordenen Liedes kennen? Denn auf den Textzetteln, die unter den Zuhörern vertheilt werden, steht kein Name, ja es fehlt sogar das übliche „translated from the german". Was Wunder, wenn John Bull ein echt englisches Lied vor sich zu haben glaubt und stolz darauf ist, daß seine Componisten so herrliche Melodien schaffen! Nur den deutschen Namen nicht erwähnen! er ist höchlich in Ungnade, dient nur zu Spott und Hohn. Doch Herloßsohn's Lied ist nicht das einzige Deutsche, was wir mit englischem Texte zu hören bekommen; unser rumliebender Tenor weiß die süßen Klänge zu würdigen und er beginnt:

A huntsman was heard to sound his horn
Trara, trara, trara,
While pensively wand'ring through woods and morn —

Das alte gute Volkslied: „Es bließ ein Jäger wohl in sein Horn" ward mit stürmischem Beifall aufgenommen.

Gounod's Faust gilt als die Oper der Opern in London. Diesem Franzosen haben wir Deutschen es zu verdanken — so sagte nämlich die unwissende Weltzeitung, die Times — daß wir mit der Tragödie unseres großen Goethe erst bekannt geworden sind. Die Oper ward in London wohl hundertmal aufgeführt, die Freiwilligen ziehen Sonnabends unter den Klängen des Faustmarsches zu ihren Exercirübungen und Kaulbach's Zeichnungen zum Faust sind plötzlich beliebte Bilder geworden, die an allen Kunstläden aushängen. Sie werden auch gekauft, ohne daß wir daraus auf ein besonderes poetisches Verständniß und Mitgefühl der Engländer zu schließen hätten. Aber Faust und Gretchen sind ja Mode. Darum auch fast an jedem Abend eine „Faust-selection" im Oxford. Auch diese nimmt das Publikum dankend auf. Aber es hat nun zu viel Musik gehört und verlangt nach etwas Anderm. Wonderful dogs and monkeys — Pudel und Affen — machen ihre Kunststücke und Mr. Burton, ein gewandter Tänzer, führt hintereinander die verschiedensten Nationaltänze auf, wobei er sich in überraschender Weise schnell umzukleiden versteht. Allgemeines Jauchzen empfängt ihn, wenn er einen schottischen Fling tanzt, denn die Zahl der Schotten in London ist groß, und alles, was dieselben in England an die heimischen Berge erinnert, wird von ihnen laut bejubelt.

Der Plebejer der Music Hall aber, der auf dem Sixpence-Platz sitzt, und der namentlich Sonnabends stark vertreten ist, gewinnt all dem noch wenig Geschmack ab; sein Gaudium beginnt erst, wenn der Komiker auftritt. Dann schlägt er jauchzend mit den schwieligen Fäusten auf den Tisch, legt die weiße Thonpfeife bei Seite und nimmt schnell noch einen Schluck Bitterbier zu sich; denn er, sein Liebling, Mr. Unsworth, the great original of „or any other man", tritt auf. Rabenschwarz ist sein Antlitz gemalt, eine krauswollige Perrücke deckt das Haupt, dicke rothe Striche bezeichnen die Lippen, aus denen uns die weißen Zähne entgegen starren. Zerrissen, mit bunten Flicken besetzt, ist der lange Rock, von ungeheuren Dimensionen sind die mißgestalten Schuhe und als Scepter schwingt dieser „nachgemachte Nigger" einen alten Regenschirm. Ohne „Negroe performances" ist jetzt keine Music Hall mehr, seit der „berühmte" Mackney diese Art von Volksbelustigung aufbrachte.

Unsworth beginnt im Negerdialect zu erzählen; er ist eine Art Berichterstatter über die politischen Ereignisse der verflossenen Woche, denen er überall die komische Seite abgewinnen muß. Welch besserer Stoff hätte sich ihm da bieten können als Deutschland und Dänemark? „Poor ittle Denmark" rührt John Bull unendlich und bei jedem Hieb, der auf Deutschland fällt, erhebt sich unter den Zuhörern ein infernalisches Geschrei, das von der Decke des Saales wiederhallt. Der biedere Chronist verschmäht nichts, was auf sein Publikum wirken kann, aber am größten fühlt er sich, wenn er die nichtssagende Phrase „or any other man" wiederholen kann und jedesmal wird ihm auch reichlicher Beifall zu Theil. Er hat seinen Bericht geschlossen: Earl Russel und Lord Palmerston, Disraeli und Derby, die Conservativen und Liberalen, sie alle nebst den neuesten Mördern und Ehebrechern sind komisch abgehandelt worden. Als Schluß folgt ein Negergesang mit Guitarrenbegleitung.

Der Abend ist nun schon weit vorgeschritten und der Balkon ziemlich gefüllt. Da sitzen Linienfoldaten in ihren rothen oder weißen Uniformen und horchen eifrig zu; dort laufen geschäftig die Kellner herum und bringen Ale und Porter; kleine Burschen rufen laut in den Zwischenpausen Cigarren und andere Waaren aus, denn hier wird geraucht ohne Rücksicht auf Damen und Sänger. Die Pfropfen der Sodawasserflaschen und der Ingwerbierkrüge knallen; Clerks und allerhand gut gekleidete Leute mischen sich zwischen die Damen der demi monde, die in seidenen Kleidern hier umherrauschen und sich ihre Opfer suchen. Sie sind dem Policeman, der Jahr aus Jahr ein hier seinen Stand hat, wohl bekannt, und er kann von der blonden Lizzie oder der „schwarzen Mary" gar sonderbare Stückchen erzählen. Die Damen sitzen indifferent da und scheinen keinen Mann zu kennen; nur dem Angebot einiger Gläser Sherry können sie nicht widerstehen, der thut's ihnen an und sie halten tapfer aus bis zuletzt die Musik das „God save the Queen" anstimmt, dann ziehen sie mit ihren männlichen Begleitern heimwärts oder in eines der naheliegenden Tanzlocale.

Im „Oxford" ist ein Stelldichein für allerhand dunkle Personen, und die rothgemalten Damen sind es nicht allein, welche dort ihr Wesen treiben. „Beware for pickpockets" lautet ein Anschlag an den Säulen,

und die Taschendiebe halten hier ihre reichliche Ernte. Sie erkennen den harmlosen Fremden unter Hunderten von Einheimischen mit scharfem Blicke heraus und versuchen es ihn zu rupfen, oder sie machen eine gewinnbringende Bekanntschaft mit der Familie des Londoner Kleinbürgers, der keinen Anstand nimmt, seine Frau und Tochter hierher zu bringen, wo Damen von weniger Sittenreinheit das Regiment führen. Der Mikrokosmus der Oxfordmusikhalle wird vollendet durch die Vertreter fast aller Nationen; neben dunkelfarbigen Südamerikanern, in deren Adern zu dem Weißen- noch Indianer- und Negerblut rollte, habe ich dort bezopfte Chinesen gesehen und die Sprachen Europas durcheinander schwirren hören. Jedem, der nach London geht, ist ein Besuch des „Oxford" anzurathen.

Volkswirthschaftliche Briefe aus Rußland.

St. Petersburg, 16. November 1864.

Hätten Sie nicht die Politik aus den Spalten dieser Revue verbannt, so würde ich der Versuchung kaum widerstanden haben, Ihnen mit der Bitte um Einrückung den vollständigen Text der Rede zu übermachen, welche vergangenen Freitag der englische Botschafter Lord Napier vor der Abreise auf seinen neuen Posten nach Berlin an eine Deputation der hiesigen englischen Kolonie gerichtet hat. Die Rede ist ein eigenthümlicher Commentar zu der jetzt so oft angerufenen Nichtinterventionspolitik. Der Gesandte J. Br. Maj. giebt in einer Ansprache, die schon am andern Morgen durch das „Journal de St. Petersbourg" veröffentlicht wird, die Eindrücke seines etwa zweijährigen Aufenthaltes in unsrer Mitte kund, und, wiewohl er zu seinen Landsleuten spricht, sind seine Worte doch ein Memorandum an die Adresse der russischen Regierung und des russischen Volkes, wohlwollende Winke, aber auch ernste Ermahnungen eines tiefen Beobachters, dem es gegönnt war, im Lande der Freiheit und des besonnenen Fortschrittes das Tageslicht zu erblicken und an den Brüsten dieser zum Mann heranzureifen, der überdies durch seine diplomatische Stellung in die Lage gekommen ist, die Ergebnisse verschiedener Regimes (in Spanien, in Amerika, in Holland) mit eigenen Augen zu schauen . . . Doch kann ich auch diese vom echten Geiste civilisatorischen Fortschrittes durchwehte Rede nicht wörtlich wiedergeben, so gestatten Sie mir doch, an früher Gesagtes anknüpfend, die Schlußstellen derselben anzuführen, wo der Redner auf das rein wirthschaftliche Gebiet übergeht und Rußlands Handelssystem in den folgenden Worten bespricht: „Es ist zu bedauern, daß die seit dem Frieden von 1856 verflossenen Jahre in Rußland nicht durch größere Fortschritte in den Prin-

cipien des Freihandels und durch einen blühendern Austausch zwischen den beiden Ländern bezeichnet wurde. Wahrscheinlich wird in diesen Fragen der Haupteffect nicht durch die Vorstellungen officieller Fürsprecher erzielt werden. Die Beweise zu Gunsten des Freihandels sind auf das überzeugendste geliefert in den Schriften unserer Oekonomisten und in den Reden unserer Staatsmänner und diese Quellen stehen Rußland offen. Die Vortheile des Freihandels sind erwiesen durch Englands Blüthe. Die Verbreitung der Aufklärung, das Beispiel Frankreichs, die Finanzbedürfnisse des Reichs, der Untergang protegirter und höchst kostspieliger Industriezweige, die Bekehrung und die Einstimmigkeit aller uneigennützigen Personen und Klassen werden ohne Zweifel mit der Zeit eine Aenderung des Handelssystems im Reiche herbeiführen. Wir werden wahrscheinlich das Wirken dieser natürlichen aber unaufhaltsam arbeitenden Agenten abwarten müssen."

Das Nichtinterventionsprincip, dieses angebliche Schema der heutigen Politik Europas, ist in den vorstehenden Worten, zumal sie von einem Diplomaten ausgehen, nicht besonders respectirt. Aber es hat mit demselben seine eigenthümliche Bewandtniß: je mehr die Regierungen aus gegenseitigem Mißtrauen oder aus andern Gründen sich an dasselbe halten, desto weniger thun es die Völker oder doch die gebildeteren Stände aller Länder. Ist es Nichtintervention, wenn alljährlich ein politischer Congreß (zuletzt in Amsterdam) zusammen tritt, um die Lebensfragen sämmtlicher Nationen einer freien und öffentlichen Besprechung zu unterziehen? Ist es Nichtintervention, wenn deutsche Handelskammern die russische Zoll- und Handelsgesetzgebung einem eingehenden Studium unterziehen und auf Grund derselben in einer gedruckten Denkschrift bei ausländischen Regierungen um eine Reform derselben petitioniren? Ist es Nichtintervention, wenn sämmtliche Handelskammern Englands sich in einem beredten Sendschreiben an ihre Genossinnen in Oesterreich wenden, um ihnen die Vortheile des Freihandelssystems anzupreisen und nachzuweisen und sie dahin zu bewegen, daß sie in ihrem Lande für dasselbe aus Feindinnen, die sie bisher waren, zu Propagandisten werden?

Das letztgenannte Dokument hat durchaus keine specifisch österreichische oder englische Bedeutung; es ist ein kosmopolitisches Aktenstück, von dem, wenn es nur irgendwie bei seinem dermaligen Adressaten Früchte

trägt, zu erwarten steht, daß es später auch an Rußland gerichtet werden dürfte. Da dasselbe hier zu Lande noch nicht veröffentlicht wurde, so gestatten Sie mir, Auszüge daraus an dieser Stelle mitzutheilen. Die Kaufmannswelt liebt es ja, die Anhänger der Handelsfreiheit als Theoretiker, als unpraktische Schwärmer und Schreier über die Schulter anzusehen; hören wir das auf langjähriger Erfahrung beruhende, also „praktische" Urtheil der „praktischsten" Kaufleute aus dem „allerpraktischsten" Lande Europas über diese unpraktische Handelsfreiheit. Die Adresse geht vom „Vereine der Handelskammern des vereinigten Königreichs von Großbritanien und Irland" aus. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen weisen die Verfasser der Adresse in dem folgenden Satze auf die politischen und socialen Wohlthaten der Handelsfreiheit hin: „Weit davon entfernt — sagen sie — die Erwerbung von Reichthum höher zu stellen, als die Ehre und Freiheit des Vaterlandes, hegt der Verein dennoch die Ueberzeugung, daß die Eröffnung neuer Märkte für die Produkte des Ackerbaues und der Fabriken die Quellen des Nationalreichthums entwickelt, die nützliche Beschäftigung der arbeitenden Klasse befördert, die Staatseinnahmen vermehrt, die Vaterlandsliebe auf die beste Weise verstärkt und zu gleicher Zeit die Uebel der Unwissenheit und des Vorurtheils verscheucht, welche Haß unter Völkern anschüren, und daß in dieser Art vermehrte Handelsbeziehungen zu Boten des Friedens und der Eintracht zwischen den Königreichen werden". Nachdem dieser Satz des Längern ausgeführt ist, erinnern die Verfasser daran, daß im Jahre 1846, als Robert Peel die ersten Freihandelsmaßregeln vorschlug, mehrere der mächtigsten Abtheilungen des Gemeinwesens in England den heftigsten Widerstand leisteten, da jeder derselben sich einbildete, daß ihre besondere Lage den Schutzzoll unerläßlich erheische und daß sie jede Aenderung des Zolltarifs zum Ruin führen müsse. „Die Grundbesitzer und Pächter schrieen gegen die Abschaffung der Korngesetze; sie behaupteten steif und fest, daß Ländereien dadurch fast werthlos werden und brach liegen würden; daß England vom Auslande abhängig sein und selbst seine Sicherheit und Unabhängigkeit gefährden würde." Man weiß, wie sehr die Thatsachen diese Befürchtungen Lügen gestraft haben. Unsere Denkschrift weist dies ziffermäßig sowohl für den Ackerbau als für verschiedene andere Industriezweige nach und erinnert namentlich daran,

daß trotz der freien Einfuhr des ausländischen Getreides eine bedeutende Umwandlung von Wiesengrund in Ackerland stattfand, daß der Wohlstand aller mit dem Ackerbau verbundener Klassen größer ist als je und nicht mehr den in früheren Zeiten häufigen Schwankungen ausgesetzt ist, gegen welche die schutzzöllnerische Gesetzgebung sie vergebens zu schützen versucht hatte. Auch ein anderer Einwurf der nichtenglischen Schutzzöllner wird in folgenden Worten entkräftet: „Es wurde behauptet, daß England, nachdem es während einer langen Zeit dem strengen Schutzsysteme, wenn nicht gar dem völligen Ausschlusse in seinem Tarife huldigte, erst zur elften Stunde dieses System verließ, nachdem es durch dessen Hülfe seine Industrie und seinen Handel befestigt und auf die größte Spitze gehoben habe; daß es erst dann in der Lage war, die Concurrenz mit andern Ländern zu wagen, ohne seine Fabriks- und Handelsinteressen zu gefährden . . . . . Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß das sicherste Mittel, die Ausdehnung irgend einer Industrie zu hindern, ist, sie gegen jede Concurrenz zu schützen, so lange sie nicht einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat. Der Beweis ist leicht zu führen, daß wenn England unter dem alten Schutzsysteme Fortschritte machte, dies trotz desselben und nicht in Folge dessen geschah daß obschon seine Gewerbthätigkeit in Fesseln lag, es die Hindernisse, welche wohlmeinende Unwissenheit ihm in den Weg gelegt hatte, durch unermüdliche Energie und Beharrlichkeit und schwere Arbeit überwand; daß Englands größtes und dauerndes Wohlergehen erst von der Zeit eingetreten ist, da jene Hindernisse aus dem Wege geräumt wurden; daß von jener Periode an sein materielles Aufblühen rascher war als in irgend einem frühern Abschnitte seiner Geschichte, und daß selbst das schwere Unglück, welches seine größte Industrie durch die plötzliche Einstellung der gewohnten Zufuhr der Baumwolle in Folge des amerikanischen Bürgerkrieges traf, ertragen und bewältigt werden konnte, dadurch daß ein völlig freier Handel sich neue Kanäle sowohl für die Einfuhr als für die Ausfuhr zu verschaffen wußte, welche bei einer beengten Handelspolitik niemals zu beschaffen gewesen wären." Die Verfasser gestehen, daß sie selbst von diesen Ergebnissen der Handelsfreiheit überrascht wurden, führen aber als ferneres Argument zu deren Gunsten auch noch die Steigerung der Staatseinnahmen an und berufen sich schließlich

auf das ganz frische Beispiel Frankreichs, dessen Handel, obgleich das neue System daselbst nur sehr vorsichtig und unvollkommen eingeführt wurde, dennoch zugenommen, dessen Schiffe mehr Beschäftigung gefunden und dessen Staatseinnahmen in fortwährender Steigerung begriffen sind, mit sicheren Anzeichen weitern materiellen Wachsthums.

Haben wir es in der vorstehenden Adresse mit allgemeinen Grundsätzen und Erfahrungen in Bezug auf die Handelsfreiheit zu thun, so ist hingegen eine neuliche Conversation des Herrn v. Bismarck mit Abgeordneten des deutschen Handelstages von speciell russischem Interesse. Ich habe bereits in dem ersten meiner Briefe (Juliheft der Nordischen Revue) einer Denkschrift erwähnt, welche dieser Handelstag veröffentlichen ließ, um das dringende Bedürfniß eines Handels- und Zollvertrages zwischen Deutschland und Rußland nachzuweisen. Neuerdings nun hat die gedachte Deputation dem preußischen Ministerpräsidenten die Dringlichkeit dieser Angelegenheit in Wort und Schrift an's Herz zu legen gehabt Die Antwort dieses Staatsmannes, der für die Sache ein lebhaftes Interesse zeigte ist insofern schon von hoher Bedeutung, als wir daraus erfahren, daß die leitenden Persönlichkeiten in Rußland, von denen die Sache abhängt, dem Vorschlage wohl geneigt seien, und daß auch mit der Zeit ein Einverständniß zu erwarten, vorläufig aber auf die Realisirung der Wünsche, welche sich an diesen Gegenstand knüpfen, nicht zu rechnen sei. — Diese Uebereinstimmung in den Urtheilen des englischen Botschafters und des preußischen Premierministers muß natürlich die Hoffnungen Derjenigen herabstimmen, welche für Rußlands materielles Gedeihen das Heil nur in der schnellen Entwickelung seiner Handelsfreiheit erblicken. Fragt man aber nach den Gründen dieser Zauderpolitik, so hört man (wie erst neulich in einer Broschüre des Herrn v. Hagemeister) die Anführung: So lange unsre Geldverhältnisse nicht geregelt sind, kann am Zollsysteme eine Aenderung nicht vorgenommen werden. Wir können dieser Ansicht durchaus nicht unbedingt beistimmen. Es ließe sich vielmehr behaupten, daß eben, weil jetzt unser Papiergeld einer starken Entwerthung unterliegt, das Ausland davon profitiren würde, um bei freier Handelsbewegung inländische Producte in dieser Münze anzukaufen, während ihm die Einfuhr bei dem erhöhten Preise des Metalls ohnehin schon erschwert wäre. Davon aber ganz abgesehen,

bleibt die, wie uns scheint, viel wichtigere Erwägung, daß, wenn erst nach einer gewissen Zeit (denn mit einem Schlage kann es nicht geschehen) die Geldverhältnisse, durch einer Reihe von Maßregeln auf den verschiedensten ökonomischen Gebieten, unsre „protegirte und kostspielige Industrie", wie sie Lord Napier nannte, auch wieder auf einen etwas grünern Zweig gekommen ist, dieselbe dann mit größerer Thätigkeit jeder Reform sich widersetzen und mit einem Anscheine von Recht behaupten wird, man wolle sie ruiniren, nachdem sie sich eben erst einigermaßen aufgeholfen. Bei dem jetzigen Stande der Dinge ist die Lebensunfähigkeit der meisten nur unter dem Schutzzoll lebenden und trotz desselben eigentlich nur vegetirenden Industriezweige unbestreitbar dargethan; nur lieben es die Freunde des bestehenden Systems, alle Drangsale der Finanzlage zuzuschreiben; wird jetzt der Schlag geführt, so werden eigentlich schon Halbverweste zu Grabe getragen; wartet man, bis ihnen wieder einiges künstliche Leben eingehaucht ist, so hat man den Todesproceß noch einmal durchzumachen und der wäre viel schmerzlicher und kostspieliger als jetzt ein definitives Zugrabetragen, wenn es auch mit einigen Opfern verbunden wäre. Dies unsere Ansicht. Stellen wir uns aber auf den realen Standpunkt, wie ihn die obengenannten beiden Staatsmänner einnehmen, so bleibt uns nur übrig, uns selbst und alle Diejenigen, welche unsre Wünsche und Bestrebungen theilen, zum Ausharren auf der betretenen Bahn anzuspornen und mit vereinten Kräften dahin zu wirken, daß thunlichst bald die bessere Erkenntniß, von der Lord Napier gesprochen, eine allgemeine werde, und daß mit möglichster Beschleunigung die Regelung unserer Geldverhältnisse, welche Herr v. Hagemeister als unerläßliche Vorbedingung des Freihandels aufstellt, in Angriff genommen werde.

Dies letztere Programm oder richtiger Desideratum bildete den Gegenstand meines jüngsten Briefes; ich habe also heute nicht auf dasselbe zurückzukommen. Wohl ist es aber unstreitig, daß zur Hebung unserer Industrie und des Handels die Regierungsmaßregeln allein niemals ausreichen können, und daß die Privatinitiative in allen Zweigen des wirthschaftlichen Lebens kräftigst zugreifen muß, wenn das Land zur Blüthe kommen soll. Es fehlt in diesem Augenblicke nicht an Projecten aller Art, welche dem obigen Ziele mehr oder minder zustreben: für

Creditanstalten und Eisenbahnbauten werden Concessionen von verschiedenen Seiten nachgesucht und seit der kürzlich erfolgten Rückkehr des Kaisers vom Auslande regt und bewegt sich das kleine Häuflein von Concessionsbewerbern; die Einen suchen in allen möglichen Tonarten nachzuweisen, daß wir uns nicht wieder an das Ausland verkaufen dürfen, richtiger gesagt: man müsse die ausländische Concurrenz vorerst ausschließen, damit die einheimischen Herren Unternehmer sodann der Regierung desto härtere Bedingungen dictiren und darauf selbst sich mit den fremden Kapitalien abfinden können. Die Repräsentanten einiger fremden Bankhäuser, welche hier weilen, bieten ihrerseits Alles auf, um das Gegentheil darzuthun, was sie nicht hindert, sich untereinander zu bekämpfen. Die Dinge sind vorläufig noch nicht reif genug und ich will darum keine Namen nennen, auch die verschiedenen Unternehmungen, die projectirt werden, nicht näher bezeichnen. Wohl aber kann ich die Statuten einer Gesellschaft nicht unerwähnt lassen, welche bereits die vorläufige Sunktion erlangt hat (die definitive Sanktion erfolgt erst nach der Beschaffung des Kapitals, wozu ein Jahr Zeit gelassen ist) und die zum Zwecke hat, den Bau eines Hafens in unserer Hauptstadt zu unternehmen. Man wird fast versucht, der neulichen Behauptung eines Redacteurs der hiesigen deutschen Zeitung beizustimmen, daß bei uns Alles anders geschehe, wie im Auslande, wenn man hört, daß die Unternehmer jenes großartigen Hafenbaues nicht nur ohne alle Regierungshülfe, sondern selbst ohne Zinsengarantie an denselben gehen wollen, während eine Gesellschaft, die sich die winzige Aufgabe stellt, unsere riesige Hauptstadt im Laufe von zehn Jahren mit zweihundert gedeckten Comfortables zu versehen, dies nicht ohne Privilegium und Zinsengarantie von Seiten der Stadtbehörde thut, welche in Ertheilung solcher Privilegien übrigens gar freigebig ist, denn sie hat erst letzter Tage wieder einem Herrn, der es unternehmen will, unsere Straßen mit eckstehenden Stiefelputzern zu versehen, ein solches ausschließliches Privilegium auf drei Jahre ertheilt .... Doch um auf unsern Hafenbau zurückzukommen, so werden vor Allem wenige Worte genügen, um die Wichtigkeit und Nothwendigkeit desselben darzuthun. Bekanntlich können gegenwärtig Schiffe von größerem Tiefgange (über acht Fuß, wenn ich nicht irre) nicht bis in den Petersburger Hafen einlaufen, sondern werden, wenn von Meere

kommend, in Kronstadt auf kleinere Fahrzeuge umgeladen und ebenso müssen die von hier zur Ausfuhr bestimmten Waaren, wenn sie auf Schiffe von größeren Dimensionen verladen werden sollen, erst nach Kronstadt gebracht werden. Die Uebelstände, die mit diesen Umladungen verknüpft sind, kann ich hier nicht alle aufzählen; es wird genügen zu bemerken, daß Waaren, welche einer solchen Umladung unterliegen, schneller von Portsmouth nach Kronstadt, als von letzterem Hafen nach Petersburg gelangen, da der geringste Termin zwischen der Ankunft des Schiffes in Kronstadt und der Aushändigung der Waaren an den Empfänger ein dreiwöchentlicher ist; mit wie vielen Kosten, hier zu Lande namentlich, solche Umladungen u. s. w. verbunden sind, kann man sich leicht denken, und die Zufuhr mancher Waare wird durch die hieraus folgende Vertheuerung nahezu unmöglich; oft auch wird die eingebrachte Waare, indem sie durch so viele Hände zu passiren hat, an Umfange geringer, und der Schuldige ist wohl nur in den seltensten Fällen ausfindig zu machen. Zu Anfang des Winters, wie gerade in diesem Augenblicke, tritt noch der Umstand hinzu, daß die in Kronstadt liegenden Waaren zu Schiffe gar nicht mehr in die Hauptstadt gebracht werden können, daß sie dann wochenlang in den dortigen Magazinen liegen, bis sie mittelst Fahrgelegenheit nach Oranienbaum und von da per Eisenbahn weiter befördert werden. Welchen Unannehmlichkeiten und Spesen die Empfänger dann ausgesetzt sind, davon wird man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß zumeist Mode- und Buchhändler u. s. w. um diese Zeit ihre Neujahrsbestellungen vom Auslande kommen lassen und nun diese oft gar nicht mehr zur rechten Zeit erhalten. In einem andern Sinne hat auch die Ausfuhr mit denselben Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Die Nothwendigkeit, Petersburg mit einem allen Schiffen zugänglichen Hafen zu versehen, wird sonach keinem Zweifel unterliegen; die Möglichkeit, einen solchen Hafen herzustellen, wollen die Unternehmer nach ihren Schriften dargethan haben, und es liegt kein Grund vor, dieselbe mit Unglauben aufzunehmen, nachdem sie (die Gründer) auf eigene Kosten und ohne alle Unterstützung an das Unternehmen gehen wollen. Es bleibt also nur noch die Ertragsfähigkeit des letztern zu erweisen und ich glaube, daß mir dies in den nachfolgenden Zeilen, welche auf amtlichen Angaben beruhen, gelingen möchte.

Rußlands auswärtiger Handel (Ein- und Ausfuhr) beläuft sich in runder Ziffer auf 352 Millionen Rubel, wovon 167 M., also nahezu die Hälfte durch Petersburg transitiren; schon im nächsten Jahre erwartet man eine bedeutende Vermehrung dieser Durchfuhr in Folge der Vollendung des neuen Ladogakanals. Von den eingeführten Waaren welche nach dem Gewichte auf 60 Mill. Pud (18¾ Mill. Zoll-Centner), geschätzt werden, müssen ungefähr 75 Procent in Kronstadt auf leichtere Schiffe umgeladen werden, was, wie schon oben erwähnt, mit bedeutendem Geld- und Zeitverluste verbunden ist. Indem die Gesellschaft in der Hauptstadt selbst einen hinlänglich tiefen Hafen gründet, wozu ihr die Regierung laut der Concessionsurkunde das nothwendige Terrain in einem Umfange von 734,875 □Saschenen auf 99 Jahr überläßt, braucht sie (die Gesellschaft) von den Schiffen nur einen sehr geringen Theil der jetzigen Mehrkosten als Hafengebühr einzuheben, um dem auf nahezu 10½ Mill. veranschlagten Kapital ein den gewöhnlichen Zinsfuß bei weitem übersteigendes Erträgniß zu sichern. In der obigen Kapitalssumme sind auch schon die Kosten für Anlegung von Docks und Entrepots begriffen; der Gesellschaft ist das Recht zugestanden, folgende Gebühren, deren Betrag noch festzustellen ist, zu erheben: a) Schiffsgebühr per Last von jedem Fahrzeuge, welches die Hafensperre und den Canal passirt, wenn dasselbe mehr als acht Fuß Tiefgang hat; b) Hafengebühr wird ad valorem der Waare erhoben und muß ein Jahr früher kund gemacht werden; c) die Stationsgebühr der in den Hafen einlaufenden inländischen Barken; d) Einnahmen aus den durch die Compagnie aufzustellenden Ablademaschinen; e) Einkommen aus der Eisenbahn, welche den Hafen mit sämmtlichen Bahnhöfen der Hauptstadt verbinden soll und für welche der Compagnie das Expropriationsrecht zusteht, wie für Staatsbauten; f) die Einnahmen aus den Depots und Hanapers, aus den Reparaturanstalten; g) der Miethpreis der Gewölbe und Magazine, sowie des Terrains, welches die Gesellschaft an Private zu überlassen gedenkt. Zu den derselben eingeräumten Rechten gehört auch, daß sie von den Stempel- und andern Uebertragungsgebühren befreit ist, ebenso vom Einfuhrszolle für die vom Auslande zu bestellenden Maschinen. Die Actien der Gesellschaft werden in Metallmünze ausgegeben, sie kann einen Theil ihres Kapitals auch in Obligationen mit einem

Boni von 20 Procent beschaffen; die Amortisirung erfolgt in 49 Jahren. Sämmtliche Bauten sollen in drei Jahren vollendet sein. Wie ich ferner höre, beabsichtigen die Gründer vorläufig blos eine Actienausgabe von vier Millionen Rubel, indem sie darauf rechnen, schon während des Baues, wie es ihnen das Gesetz gestattet, die einmal fertigen Theile bei einer Bodencreditbank (wenn bis dahin eine solche zu Stande kommt) zu hypotheciren und ferner aus dem Verkauf des für die Gesellschaft nicht nöthigen Terrains Geld zu machen, endlich indem auch die schon während des Baues zu erhebenden Gebühren in Anschlag gebracht werden; der noch erübrigende Bedarf von 1,5—1,800,000 R. soll durch Ausgabe von Obligationen gedeckt werden. Wir können dem Unternehmen, an dessen Spitze der Staatsrath Herr v. Tarassenko-Otreschkow steht, nur das beste Gedeihen wünschen und wollen hoffen, daß in den Plänen und Voranschlägen keinerlei Verrechnung mit unterlaufen ist.

Unsere Schifffahrtsverhältnisse erinnerten uns übrigens in den letzten Tagen an den Titel eines in Deutschland beliebten Theaterstückes: „Die Eine lacht, die Andre weint." In Reval nämlich, wie die dortige Zeitung versichert, hat der plötzliche Eintritt des Winters, welcher die für Petersburg bestimmten Schiffe zwang, in jenen am längsten offenen Hafen des Baltischen Meeres einzulaufen, große Freude und die Hoffnung geweckt, es werde bald gelingen, für Reval eine Eisenbahn zu erhalten, wodurch den spätherbstlichen Uebelständen, wie wir sie oben bezeichneten, am schnellsten abgeholfen wäre. Wir glauben indeß nicht, daß ceci tuera cela; die Vermehrung der Verbindungsstraßen thut uns vor Allem Noth; man gebe Reval und Baltischport, wenn sich Unternehmer dafür finden, ihre Eisenbahn, Petersburg seinen Hafen, und Rußlands Handelsbeziehungen werden dabei nur doppelt gewinnen.

Ant. E. Horn.

Alt und Neu.*)

Lieder und Sprüche

von

Wilhelm Wolfsohn.

XXII.

Fühlen und Denken.

Der einzige, der sichre Leiter
Empor aus dunklem Weltgewühl
Ist der Gedanke, licht und heiter,
Und nicht das dämmernde Gefühl.

In Selbstsucht fällt, wer nur empfindet;
In Freiheit rettet sich, wer denkt.
Denn das Gefühl ist's, das uns bindet,
Und der Gedanke, der uns lenkt.

XXIII.

Liebe und Achtung.

Die Lieb' ist ein Geschenk: empfange
Mit Demuth sie ein jeder Mann;
Doch Achtung eine Schuld: verlange
Mit edlem Stolz sie, wer es kann.

Drum stütze dich auf keine Gabe,
Und wär's die reichste Liebeshuld;
Wie lieb der beste Mensch dich habe,
Dir sicher bleibt nur seine Schuld.

---

*) S. Russische Revue. Band III. S. 262. Nordische Revue. Band I. S. 276.

XXIV.

Warnung.

Vor einem Zug mitleidiger Gedanken
O laß dich warnen — denn ich hab's erfahren,
Wie leicht, von ihm erfaßt, auch Männer wanken,
Die rein im Wollen, keusch im Denken waren:

Vor jenem zu entarteten Naturen,
In denen durch den Schmuz ein Glanz noch schimmert —
Halb Irrlicht, halb die trügerischen Spuren
Von Seelenschönheit, die schon längst zertrümmert.

Das Mitleid wird zum brennenden Verlangen,
Die Reinheit aus dem Schmuz herauszulesen,
Von kühner Sehnsucht wird das Herz umfangen
Nach jener Schönheit, wie sie einst gewesen.

Ein Trugbild schafft du dir aus fernen Tagen,
Vom eignen Wahn verhängnißvoll beschworen;
Du gäbst dein Leben hin, es zu erjagen ....
Und Mancher hat sein Leben dran verloren!

XXV.

Unerläßlich.

Hoffe Schweres auszuführen,
Wenn dein Arm es muthig faßt;
Aber wag's nicht anzurühren,
Wenn du deinen Arm nicht hast,

Was dem Leibe dieser eben,
Muß der Seele Liebe sein:
Alles Schaffen, alles Streben
Möglich nur durch sie allein.

Darfst des Höchsten dich getrauen,
Wenn es reine Liebe faßt;
Aber wag's nicht anzuschauen,
Wenn du keine Liebe hast.

XXVI.

Genesung.

Krank sein ist halber Tod; doch krank gewesen sein —
O, das ist ganzes Auferstehn.
Gesundsein ist als Tag, jedoch genesen sein
Als Sonnenaufgang anzusehn.

XXVII.

Berichtigung.

Es drängte dich, im idealen,
Vielleicht im liebetrunknen Sinn,
Dir eines Menschen Bild zu malen,
Und stelltest ihn begeistert hin.

Da plötzlich siehst du: wenig gleichen
Mag deinem Bilde die Natur ....
Wohlan, so kannst du ändern, streichen,
Doch merke dir's, am Bilde nur.

Das Bild dem Menschen gleichzubringen,
Das glückt dir mit der Zeit vielleicht;
Doch kannst du nicht den Menschen zwingen,
Daß dieser deinem Bilde gleicht.

XXVIII.

Abgethan.

Nie deinen Unmuth übertrage
Von einem du zum andern Tage:
Ein neuer Tag, ein neu Geschlecht.

Dem Heute noch um geſtern grollen,
Das iſt: den Vater ſtrafen wollen,
Indem man ſich am Sohne rächt.

XXIX.

Erlöſung.

Eins nur kann dich von dem Böſen,
Das die Welt umgarnt, erlöſen:
Deines eignen Herzens Wahrheit.
Dieſe Wahrheit wird gewonnen
Von der hellſten aller Sonnen:
Von des eignen Geiſtes Klarheit.

XXX.

Untilgbar.

Wenn dein begeiſtert Liebeswähnen
In liebeloſer Hand zerbrach —
Dein Herz vergab es oft mit Thränen,
Dein Geiſt vergaß es nach und nach.

Doch wenn ſie deinem höchſten Streben
Geraubt die frohe Zuverſicht —
Das kannſt du ſelbſt dir nie vergeben,
Und ach, dein Herz vergißt es nicht!

XXXI.

Distant a carmine mores.

Glaub' nicht, weil ſo viel Leidenſchaften
Des Dichters Geiſt vorüberführt,
Es blieb' an ihm auch endlich haften
Das, was er tauſendfach berührt.

Er gleicht dem Arzte, den in Ketten
Viel seltener die Krankheit legt,
Obwohl er sich an Krankenbetten
Jahraus jahrein herumbewegt.

XXXII.

Ewig.

Du harrtest an dem Strom des Lebens
Auf eines Glückes Wiederkehr,
Du harrtest Jahre lang vergebens —
Indessen ward der Strom zum Meer.

Dies Meer, kann es wohl Schiffe tragen?
Hat's Ebb' und Fluth? Ist's Nacht? ist's Licht?
Ich kann dir nur das Eine sagen:
Meer des Vergessens ist es nicht.

XXXIII.

Echt gegen unecht.

War dir der Freund nicht, was du dachtest,
Du aber warst es ganz für ihn —
Wenn deinen Werth du selber achtest,
Darfst du dem Freund dich nicht entziehn.

Er ist nicht schuld, daß ihn dein Glauben
Nach allzuhohem Werthe maß;
Du aber darfst ihn nicht berauben
Um das, was er an dir besaß.

XXXIV.

Die Brücke.

Könnt ihr euch finden, ihr Entzweiten,
So bleibt zusammen, liebt und bleibt;
Doch wenn ein tiefes Widerstreiten
Euch mächtig auseinander treibt —

Nicht jede Bürgschaft reißt in Stücke
Für ein versöhnend Wiedersehn,
Und eine schmale, kleine Brücke,
O laßt sie zwischen euch bestehn.

XXXV.

Zweite Jugend.

Ich dacht' an euch, ihr theueren Genossen
Der vollen jugendlichen Seligkeit,
Und rief: Ach, wär noch einmal mir erschlossen
Der ganze Himmel meiner Jugendzeit!

Und plötzlich sah ich jenen wunderblauen
Und unbegrenzten Lebensocean;
Ich fühlte seinen Dunstkreis mich umthauen,
Und meiner Jugend Athem weht mich an.

War's Traum, was plötzlich vor mir aufgegangen?
War's meines Lebens Morgensonnenschein?
O sieh, es hielt mein Kind mich traut umfangen —
Und in sein Auge blickt' ich tief hinein.

Naturwiſſenſchaftliche Arbeiten in Rußland.

Wir haben bereits früher zu wiederholten Malen*) auf die Arbeiten der naturforſchenden Geſellſchaft in Moskau hingewieſen und auch heute liegt uns die angenehme Pflicht ob, wiederum einige Bände des Bulletins derſelben zu beſprechen**). Die mitgetheilten Arbeiten ſind natürlich in ihrem Werthe für die Wiſſenſchaft ſehr ungleich, aber ſie zeugen alle von dem großem Fleiße, welcher in der Geſellſchaft herrſcht. Bei weitem der größte Theil iſt wieder in deutſcher Sprache veröffentlicht, und nur wenige Abhandlungen ſind franzöſiſch oder lateiniſch geſchrieben. Mit beſonderer Vorliebe ſcheinen Zoologie und Botanik von der Geſellſchaft angebaut zu werden und auf dieſem Felde treten uns auch die werthvollſten Früchte derſelben entgegen; weniger gut vertreten ſind die übrigen naturwiſſenſchaftlichen Fächer, von denen manche ganz fehlen.

Unter den zoologiſchen Arbeiten finden wir zunächſt eine Fortſetzung des Kataloges von Victor v. Motſchulsky, welcher die Inſekten der Inſel Ceylon behandelt. Auch die hier aufgeführten Kerbthiere ſtammen aus den Bergen von Nura-Ellia und Patannas, wenige aus der Umgegend von Colombo. Unter den Dermatopteren, Orthopteren, Neuropteren und Hymenopteren ſind viele neue, von Motſchulsky zum erſten Male aufgeführte Arten. So erfahren auch die Hemipteren eine große Bereicherung. Die Diagnoſen ſind ſehr eingehend und ausführlich gegeben; wir hätten darin freilich die charakteriſtiſchen Merkmale durch den Druck hervorgehoben gewünſcht; denn ſo zeigen ſie uns in ihrer Langathmigkeit, wie weit wir in dieſer Beziehung hinter dem alten Linné

*) Ruſſiſche Revue Nov. 1863 und Febr. 1864.

**) Bulletin de la Société Impériale des naturalistes de Moscou. 1863 No. III. IV. 1864 No. I.

zurück sind, der es oft verstand mit wenigen Worten das bezeichnende hervorzuheben. Wem fällt dabei nicht das klassische: „cauda sinistrorsum recurvata" ein, wo dieser Vater der Naturgeschichte vom Hunde handelt. Es geht übrigens jetzt in allen naturwissenschaftlichen Fächern bei fast allen Nationen so. Vermöge ihrer ganzen Geistesanlage sind die Engländer in der Diagnose die concinnsten.

Die Lackschildlaus (Coccus Lacca) hat den Entomologen schon viel Kopfzerbrechen verursacht und über ihre Entwickelungsgeschichte, sowie über die Entstehung des Schellacks, und die Pflanzen, auf denen das Thier lebt, sind in den Lehrbüchern noch mannichfache Irrthümer verbreitet. Erst in neuerer Zeit erhalten wir nähere Aufschlüsse über die Entstehung dieses wichtigen ostindischen Productes und das Thier, welches dieselbe veranlaßt. In Europa steht uns freilich nicht das Material zu Gebote, wie an Ort und Stelle, wo Carter in Bombay Untersuchungen machte, die neues Licht über die Frage verbreiten. Er beobachtete zweierlei, ihrer Form sowohl, wie auch ihrem genetischen Verhalten nach verschiedene Arten von Lackgehäusen, deren eine die Entwicklungsstätte des weiblichen, die andere die des männlichen Thieres ist. Er erklärte das, was bisher „junges Insekt" genannt wurde, für den Larvenzustand, beobachtete die Begattung, wies nach, daß die Larven zweimal im Jahre ausschlüpften, daß der Gummilack ein Exsudat des Insektes sei und daß Lackkügelchen sich bereits im Eierstocke des weiblichen Thieres vorfinden. Zum Theil gestützt auf Carters Arbeiten giebt nun C. v. Gernet eine ziemlich vollständige Naturgeschichte der Lackschildlaus, wobei noch viele neue Gesichtspunkte eröffnet werden.

Auch die mikroskopischen Thierformen, deren Studium seit Ehrenberg's epochemachenden Arbeiten sich immer mehr verbreitet, die man jetzt im Eise der Alpengletscher und im Sande der Wüste aufsucht und findet, haben ihre Vertretung in den vorliegenden Bänden. Da tritt uns eine Liste von einigen hundert Namen entgegen, die der auf diesem Felde rühmlich bekannte Dr. J. Weisse aufstellte. Aber dreißigjährige, mühevolle Arbeit war nothwendig, ehe diese annähernde Vollständigkeit des Verzeichnisses erreicht wurde. Aufgeführt sind 309 Infusorien, 90 Bacillarien und 114 Räderthierchen, die sämmtlich von dem Verfasser in St. Petersburg beobachtet wurden.

Durch die Trichinenkrankheit und die vielseitigen Untersuchungen, die von Aerzten und Zoologen über dieselbe veranstaltet wurden, hat sich die Aufmerksamkeit der Naturforscher in den letzten Jahren mehr denn je den Parasiten des Menschen zugewandt und in dieser Beziehung epochemachende Erscheinungen entdeckt. Wir meinen hier nicht die ekelhaften Schmarotzer, die zur Genüge bekannt, auf der Außenfläche des menschlichen Körpers leben, sondern diejenigen, meist mikroskopischen und niedrig organisirten Thiere, die in den inneren Organen ihren Sitz aufgeschlagen haben und oft zu seltsamen Krankheitserscheinungen Anlaß geben, welche den Aerzten Kopfzerbrechen verursachen und oft erst nach dem Tode des Individuums durch eine genaue Untersuchung des Cadavers erkannt werden. Der berühmte Professor Leuckart in Gießen hat durch sein klassisches Werk: „die menschlichen Parasiten und die von ihnen herrührenden Krankheiten, 1862" sich große Verdienste um diesen Theil der zoologischen und pathologischen Wissenschaft erworben. Seitdem mehren sich die Entdeckungen auch auf diesem bisher wenig bebauten Felde und die bereits große Zahl der menschlichen Parasiten nimmt stattlich zu, so daß ein furchtsames Gemüth mit Grausen bei dem Gedanken erfüllt werden möchte, daß eine ungeheure Anzahl von Individuen dieser kleinen Schmarotzer in seinem Innern sich aufhalten kann. Nun hat auch Karl Lindemann Gregarinen im menschlichen Körper nachgewiesen. Diese niedrig organisirten Thiere und einen Entwicklungszustand derselben, die Psorospermien, wurden in der Aorta, dem Herzen und den Nieren der Menschen entdeckt. Noch merkwürdiger ist aber ihr Vorkommen an den Haaren eines jungen Mädchens, das an starkem und langwierigem Kopfweh litt. Die Haare schienen an einigen Stellen geschwollen zu sein und hinterließen beim Abwischen eine rothbraune, rostartige Spur auf dem Handtuche, die sich unter dem Mikroskop als ein Colonie von Psorospermien erwies; ja an einigen Stellen des Haares fand Lindemann vollkommen entwickelte, lebendige und frei bewegliche Gregarinen, von flaschenförmiger Gestalt. Es entsteht nun die wichtige Frage, ob diese Parasiten als Folgen eines gewissen krankhaften Prozesses oder als die bedingenden Ursachen desselben aufzufassen sind. Der Verfasser spricht sich für letztere Ansicht aus und tritt

damit gegen die Meinung Leuckart's auf, der in den Psorospermien das Endprodukt einer pathologischen Metamorphose sieht.

Derselbe Verfasser giebt uns auch anatomische Untersuchungen über die Structur des Leuchtorganes des Johanniswürmchen (Lampyris splendidula). Viel ist über dies seltsame Thier geschrieben worden, das an dunklen Abenden um die Johanniszeit zwischen dem Laub der Wälder und dem Gras der Wiesen durch sein sanftes grünes Licht das Auge des Naturfreundes entzückt und uns eine Ahnung von dem herrlichen Feuerglanze giebt, welchen die Leuchtkäfer in den Tropen ausströmen. Aber auch viele widersprechende Ansichten wurden laut und bis auf unsere Tage ist vieles, was mit der Entstehung dieses Lichtes zusammenhängt, so zu sagen noch im Dunkeln. Aeltere Naturforscher lehrten, daß alle Leuchtkäfer Lichtsauger wären, d. h. mit der Eigenschaft begabt seien, das Sonnenlicht in sich einzusaugen und dasselbe in der Nacht wieder von sich zu geben. Aber die Johanniswürmer leuchten auch am Tage, nur fällt dann ihr mattes Licht nicht so auf. Treviranus stellte dann die Ansicht auf, daß der Lichtschein von keinem besonderen Leuchtorgane herrührte, sondern seine Entstehung dem Phosphor im Fette des Johanniswürmchens verdanke. Auch stehe das Leuchten in Beziehung zur Geschlechtsthätigkeit des Thieres; bemerkenswerth ist ferner daß nur das Weibchen leuchtet. Lindemann dagegen beweist durch die vorliegende Untersuchung, daß das Leuchten mit dem Phosphor und Fettkörper des Thieres nichts zu thun habe, sondern daß ein eigener Leuchtkörper und zwar als nervöses Organ besteht. Die Lichtentwicklung steht unter dem Einflusse des Nervensystems.

Gleichfalls im Gebiete der Entomologie bewegen sich die Mittheilungen von Gustav Stierlin über einige neue oder wenig gekannte Insekten der Gegend von Sarepta. Es ist eine Anzahl kleiner Käfer, welche der Verfasser beschreibt und deren genauere Bekanntschaft für den Fachmann von großem Interesse ist.

A. v. Nordmann in Helsingfors, ein weithin bekannter Naturforscher, theilt seine Beobachtungen über eine lebende Pharaoratte (Herpestes Mungo) mit, die er im lebenden Zustande aus dem nördlichen Afrika erhielt. Dies Thier findet man in zoologischen Gärten jetzt ziemlich häufig, und es soll gleich seinem Verwandten, der gewöhn-

lichen Pharaoratte (H. Pharaonis) ein Vertilger von Krokodilleiern sein. Das kleine, sanfte Thier, das sich durch seine lebhaften Bewegungen und den eigenthümlichen Moschusgeruch auszeichnet, ward bald ein Liebling Nordmanns. Es war possirlich wie ein Affe und voll graziöser Bewegungen. Mehr denn je wenden die Zoologen jetzt auch dem Leben der Thiere ihre Aufmerksamkeit zu und es werden dadurch naturgemäß über dieselben ganz andere Beziehungen erschlossen, als sie ein für die Systematik allerdings werthvolles, aber dabei doch trockenes Studium über Knochen, Gefäße und Farbe des Thieres uns bieten kann.

Noch sei unter den zoologischen Arbeiten diejenige Kawall's erwähnt, der über die Hautflügler (Hymenopteren) handelt, welche der verstorbene Eversmann in den Wolga-uralischen Gegenden sammelte und die in dessen größerer Arbeit nicht enthalten sind.

Wenden wir uns zu den botanischen Abhandlungen. Wir finden die Fortsetzung der von uns früher bereits erwähnten, weitschichtigen und ungemein fleißigen Arbeit Ferdinand v. Herder's über die periodische Entwicklung der Pflanzen im botanischen Garten zu St. Petersburg, ein mühevolles Beginnen, das die größte Aufmerksamkeit erforderte und nur von dem mit solchen Untersuchungen Vertrauten vollkommen gewürdigt werden kann. Für ein größeres Publikum sind allerdings die mitgetheilten Daten von geringerem Interesse, sie sind auch nicht zu Auszügen geeignet, und so müssen wir uns damit begnügen, an diesem Orte nur auf das verdienstvolle Unternehmen hinzuweisen.

Ein werthvoller und wichtiger Beitrag zur Botanik in den vorliegenden Bänden des Bulletins ist die gleichfalls von Herder mitgetheilte Arbeit: Plantae Raddeanae Monopetalae. Es ist der Beginn einer Beschreibung der Monopetalen Ostsibiriens, des Amurlandes, Kamtschatkas und des russischen Nord-Amerikas nach den von G. Radde und Anderen gesammelten Pflanzen. Unter diesen treten uns auch viele deutsche Bekannte entgegen, die sich durch Rußland und den ganzen Norden Asiens hinziehen wie Adoxa Moschatellina, Sambucus racemosa, Viburnum Opulus etc.

Eine Florula bryologica Mosquensis bietet uns Alexander Fischer v. Waldheim der Jüngere. Ueber die Moose des Gouver-

nements Moskau waren bisher nur drei Werke bekannt: Friedrich Stephan hatte im Jahre 1792 in seiner Flora von Moskau die Moose beiläufig nach dem damaligen mangelhaften Standpunkte der Wissenschaft aufgezählt; Heinrich v. Martius hatte 1817 in seinem „Prodromus florae Mosquensis" eine genauere Beschreibung dieser Kryptogamen gegeben, während Weinmann in seiner Aufzählung der russischen Laubmoose (1845) die des Gouvernements Moskau nur beiläufig erwähnt. Um so dankbarer ist daher vorliegende Arbeit aufzunehmen, die 133 Arten Moose aufzählt, unter diesen 34 neue Species.

Mit dem Mikroskope bewaffnet dringt Karl Lindemann aus Nishnij Nowgorod nicht nur in das Leben der Thiere, sondern auch der Pflanzen ein und enthüllt uns Geheimnisse, von denen wir bisher nur eine Ahnung hatten. Er ist ein Forscher, der vollkommen auf der Höhe der Zeit steht und im Sinne der neuen naturwissenschaftlichen Schule arbeitet. Ihm kommt es darauf an große Cardinalfragen der Wissenschaft zu lösen und so ist denn seine große Arbeit: Anatomie, Entwicklungsgeschichte und Klassification der Flechten der Lösung der Frage gewidmet: giebt es eine Grenze zwischen Pflanzenreich und Thierreich? Man hat angeführt, daß die Thiere Nerven hätten, welche den Pflanzen fehlten; daß die Pflanzen allerdings reizbar seien, aber die bewußte Sensibilität der Thiere ihnen fehle; daß willkürliche Bewegung, Aufnahme fester Nahrung und absolute Nichtexistenz der Viviparität entschiedene Merkmale für die Trennung des Thier- und Pflanzenreiches darböten. Aber die neuere Wissenschaft verwirft dies alles. Es sind dies Eigenschaften, die vor der heutigen Kritik nicht mehr stichhaltig sind und die neuen Beweise, welche Lindemann dafür beibringt, daß eine Grenze zwischen den zwei organischen Reichen nicht bestehe, sind schlagend und tragen viel zur Lösung der Streitfrage bei. Schon früher hatte er die Mycetozoen (vergl. Russ. Rev. III. 314), jene eigenthümlichen pilzartigen Thiere, die an Bäumen festgewachsen sind und feste Nahrung zu sich nehmen, untersucht. Lindemann wandte sich nun zu den Flechten, die den Mycetozoen im Baue ihres Körpers so nahe stehen, bewies deren enge Verwandschaft und verwarf damit die Idee von den Grenzen der organischen Reiche. Eine solche Grenze ist nicht vorhanden. Die ganze Natur ist ein einiges Reich.

Auch Turczaninoff, der fleißige russische Botaniker, erfreut uns wieder mit zwei Abhandlungen. Er beschreibt mehrere Verbenaceen und einige Myoporaceen, die bisher unbekannt waren und meistens aus Süd-Amerika stammen. In seinen „Beobachtungen über die Arten des Genus Clethra" klärt er mancherlei Irrthümer, die bisher über dieses tropische Geschlecht herrschten, auf.

Die geologischen und paläontologischen Abhandlungen des Bülletins bieten uns auch viel Bemerkenswerthes dar, doch erreichen sie in Bezug auf Wichtigkeit nicht die botanischen und zoologischen Arbeiten. Der fleißige Darmstädter Geologe Rudolph Ludwig handelt über die warmen Mineralquellen des Bades Ems; Kahlberg theilt ein interessantes Tagebuch über die Erdbeben mit, welche vom December 1861 bis zum Februar 1862 zu Sselenginsk in Transbaikalien beobachtet worden; E. v. Eichwald giebt einen Beitrag zu einer Trilobitengattung der russischen Grauwacke (Illaenus) — das Ganze ist eine unerquickliche Streitschrift gegen Dr. Volborth. Leider mehren sich derlei Streitigkeiten unter den Naturforschern so sehr, wie unter den Geistlichen. Einen Streit anderer Art, der sogar über den Ocean hinüber geführt wird, ficht der weithin bekannte Geologe Major Wangenheim von Qualen mit Professor Marcou in Boston aus. Es scheint als ob in der geologischen Welt durch den Namen „Dyas" und alles was damit zusammenhängt ein fortwährendes Kämpfen und Streiten veranlaßt wurde. Der alte Murchison, der Papst der englischen Geologen, hat dieses so sehr bezeichnende Wort, welches für die Gruppe des Rothliegenden und Zechsteins jetzt gebraucht wird, förmlich in Bann gethan. Trotz seiner Johnbullischen Hartnäckigkeit ist aber der Name anerkannt worden, namentlich seit das epochemachende Werk von Geinitz erschien. Hier liegt es nun Wangenheim von Qualen ob, Herrn Jules Marcou zu belehren, der fern von Amerika her den Russen sagen wollte, wie es in ihrer „permischen" Formation eigentlich aussehe — obgleich er nie in Rußland an Ort und Stelle gewesen war.

Oberst v. Helmersen, eine nahmhafte Autorität unter den Geologen Rußlands, hatte früher schon nachgewiesen, daß die Gesteine am Salzsee von Indersk zur Juraformation gehören. H. Trautschold befaßt sich nun näher mit diesen Fossilien, die entschieden darauf hinweisen, daß

die Juralager von Indersk zu den oberen Schichten dieser Formation zu stellen seien.

Wir übergehen einige meterologische und biographische Nachrichten der vorliegenden Bände, sowie die kurzen Sitzungsprotokolle der Gesellschaft, da uns deren Besprechung zu weit führen würde. Aber wir können uns nicht versagen, nochmals darauf hinzuweisen, daß die Moskauer naturforschende Gesellschaft sehr Tüchtiges leistet. Zur besonderen Freude gereicht es uns aber, das Vorherrschen des deutschen wissenschaftlichen Elementes in derselben zu constatiren. R.

Zur Geschichte der morgenländischen und abendländischen Kirche.

Eine ähnliche Schrift, wie die von uns in der „Russischen Revue“*) besprochene, Herm. Joseph Schmitt's „Harmonie der morgenländischen und abendländischen Kirche“, hat Dr. A. Pichler, Privatdocent der Theologie an der Universität München, herausgegeben. Sie führt den Titel: „Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident, von den ersten Anfängen bis zur jüngsten Gegenwart.“ (München, M. Rieger'sche Universitätsbuchhandlung, 1864.) Was vor allem aber Pichlers Werk von dem erstgenannten unterscheidet, ist, daß sich darin kein Parteistandpunkt mit absichtlicher schroffer Tendenz hervordrängt. Beim Lesen des Buches stellt man sich wohl die Frage: zu welcher Confession gehört der Verfasser? Ein Beweis, wie sehr er die Sache selbst sich vertreten läßt. Es kann dies nur zur Empfehlung des Werkes dienen und das vorgedruckte Motto: *φιλτέρα γὰρ ὑπὲρ τοὺς ὁμογενεῖς ἡ ἀλήθεια* hat seine vollkommne Berechtigung.

Der uns vorliegende erste Band des sehr inhaltreichen Buches behandelt die byzantinische Kirche in 10 Hauptabschnitten. Nämlich: das Verhältniß der griechischen Kaiser zur Kirche von Konstantin dem Großen bis zu Basilius I.; das Verhältniß der griechischen Kirche zum Papstthume bis Photius; das Verhältniß der griechischen Kirche zum Papstthume von Photius bis Cärularius; ein Blick auf die weitere Entwicklung des Papstthums bis zum 16. Jahrhundert, von Leo IX. bis zu Leo X.; die weitere Entwickelung der Trennung beider Kirchen von Cärularius bis zum latei-

*) Bd. III. S. 415.

nischen Kaiserthume in Konstantinopel; die Geschichte der Unionsverhandlungen bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken; das Verhältniß der byzantinischen Kaiser zur Kirche von Cärularius bis zum Untergange des Reiches; das Verhältniß der byzantinischen Kirche zur Staatsgewalt von der Eroberung Konstantinopels durch die Türken bis auf die Gegenwart; Entwicklung der Anschauungen der byzantinischen Kirche über die höchste geistliche Autorität vom Untergange des Reiches bis auf die Gegenwart, die Beziehungen zwischen dem Occident und den Christen in der europäischen Türkei von der Eroberung Konstantinopels bis zur Gegenwart.

In Betreff des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat müssen wir nun freilich bekennen, daß wir uns im Gegensatze zum Verfasser befinden. Er nennt die Kirche eine durch das Christenthum neugeschaffene Macht, der das übernatürliche ewige Wohl des Menschen obliege, während der Staat das natürliche zeitliche Wohl desselben im Auge habe. „Der eine niedere Bestandtheil des Menschen: das Endliche," gehöre dem Staate, „der andere: das Unendliche," der Kirche an. „Der Staat," sagt er, „hat eine selbständige Stellung nicht über und nicht unter, sondern neben der Kirche." Also zwei absolut selbständige Stellungen! Das wäre allerdings römisch-katholische Auffassung. Dagegen erklärt wieder der Verfasser: „Der Staat soll die ihm gebotenen Mittel (wer bietet sie ihm?) zur Förderung des zeitlichen Wohls nur mit steter Rücksicht auf das ewige und nie zum Schaden des letztern gebrauchen." Das kann aber doch nur der Staat, wenn er das Unendliche zuvor in sich aufgenommen hat und an dem Bewußtsein desselben seine zeitlichen Gesetz- und Willensäußerungen mißt und beurtheilt. Oder soll er bloß äußerlich auf die Kirche oder Geistlichkeit hinblicken, um von ihr die ewigen Normen zu entlehnen? Ist aber dieß nicht, sondern jenes der Fall, so haben wir allen Grund zu behaupten: die Kirche ist dem Staate nicht über-, unter- oder nebengeordnet, sondern vielmehr ingeordnet. Wenn der Staat, oder besser der ganze Organismus, (mit Inbegriff der Kirche) der Kirche vorzugsweise die Pflege des Unendlichen, des Idealen, oder wie wir es nennen mögen, anvertraut, so geschah das nicht aus dem Grunde, weil er von vornherein dieses Idealen vollständig baar und ledig sei, sondern weil er sehr wohl weiß, daß Alles auf Ordnungen und Functionen, auf Vertheilung der Kräfte ankommt, die gleichwohl alle aus einem Gottesbewußtsein entspringen, das dem ganzen Organismus und nicht etwa einem Bestandtheile desselben, der Kirche oder dem Staate, zu Grunde liegt. Von Herr und Dienerin kann unter diesen Verhältnissen bei Staat und Kirche gar nicht die Rede sein, sondern wie zwei Freunde und Genossen, arbeiten sie aus ein und demselben großen Princip. Die Kirche war wohl Dienerin des Staates, d. h. eines weltlichen Autokraten, der seine Befehle durch priesterliche Salbung geschmeidiger

und eingänglicher zu machen versuchte. „Uria, der Priester, that Alles, was ihm der König Ahas hieß.“ (2. Kön. 16, 16.) Der Staat war auch Diener der Kirche, d. h. er zog auf Befehl des kirchlichen Autokraten sein Schwert, köpfte, hängte, verbrannte, ohne Nachdenken und Beherzigung der Charaktere und Verhältnisse. Hier wie dort Cäsaropapismus, der seine Rollen wechselte, je nachdem es dem Weltlichen, oder Geistlichen gelang, über seinen Gegensatz die Oberhand zu gewinnen. Dieser Cäsaropapismus erscheint denn in dem Werke des Verfassers als sehr deutliche Aufgipfelung sowohl in der Person des Kaisers, als des Papstes. Er sagt: „Constantin betrachtete und behandelte die Kirche als Werkzeug der Politik. — — Jeden Morgen versammelte er die Beamten seines Palastes und las und erklärte ihnen die heilige Schrift. Er führte eigene Conferenzen ein und leitete dieselben; er arbeitete Aufsätze aus und trug sie vor. Der Zudrang war groß; denn Jedermann, sagt Eusebius, „wollte den kaiserlichen Philosophen hören.“ Wenn er schloß, erfolgte ein allgemeiner Applaus. — — Recht tüchtig zu klatschen war das wirksamste Mittel, sich bei dem Kaiser als guter Christ zu documentiren und in Gunst zu setzen. So schuf sich Constantin einen heuchlerischen Beamtenstand, der im Namen des Christenthums die Unterthanen bedrückte. — Constantius setzte selbst eine Verdammungsformel des Athanasius auf und ließ sie den Bischöfen vorlegen, während er selbst hinter einer Tapete sich versteckte und lauschte, welche Aufnahme dieselbe fände. Als die Debatte heftig wurde, verlor er die Geduld, trat hervor und erklärte unter Anderm: „Habe ich euch zu meinen Räthen gewählt, als könnte ich nicht thun, was mir beliebt? Mein Wille (er legte die Hand an sein Schwert) gilt als Canon.“ Es lag im Interesse der Kaiser, ihre eigenen Söhne, oder „solche Subjecte zu Patriarchen zu wählen, die ihnen wie Sclaven unterthänig sind und nirgends widersprechen.“ „Der sechszehnjährige Patriarch Theophylact, ein Sohn des Kaisers Roman, führte in den öffentlichen Gottesdienst Tänze und profane Gesänge ein. Pferde waren sein Hauptvergnügen, und er hatte deren mehr als zwei tausend. Sein Marstall stieß unmittelbar an die Cathedrale an. Als er einmal am Gründonnerstage den feierlichen Gottesdienst hielt, meldete man ihm während desselben, daß seine schönste Stute am Werfen sei. Er brach schnell ab, warf die Pontificalkleider weg und lief in den Stall, um das Fohlen zu sehen, dann erst kam er zurück und beendigte den Gottesdienst. Er ritt sich auch zu todt.“

Wie der byzantinische Kaiser die Kirche absorbirte, so wiederum der Papst den Kaiser oder die Welt, nur daß sich letztere dort von oben herab, hier von unten her geltend machte. Die von der Kirche ergriffene Welt drang mit ihrem Schwergewicht in erstere selber hinein, d. h. verweltlichte sie: die Kirche trat kaiserlich, pompös auf. Wie der byzantinische Kaiser

erklärte: die Kirche ist in der Welt „im Schiffe der Welt, das er zu lenken habe", so war nach römisch-katholischer Auffassung „in der Kirche die Welt einbegriffen, wie im Genus die Species." Wie der byzantinische Kaiser bei besondern Gelegenheiten, wie am Charsamstag, die Kerzen anzündete, den Altar incensirte und der Patriarch ihm diente, so zeigte sich der Papst, z. B. Bonifaz VIII., dem Volke zuerst im päpstlichen, dann im kaiserlichen Ornate. Namentlich seit Gregor VII. gipfelt sich im Papst das Cäsarische immer mehr. „Der Papst allein, heißt es da, kann nach Bedürfniß der Zeit neue Gesetze geben; er allein darf der kaiserlichen Insignien sich bedienen; den Papst allein haben alle Fürsten durch den Fußkuß zu ehren; kein Kapitel, kein Buch gilt ohne seine Autorität als canonisch; er allein kann die Meinung Aller verwerfen, die seinige aber Niemand; er darf von Niemand gerichtet werden; die römische Kirche hat niemals geirrt" ꝛc. Entsprechend dieser oberkaiserlichen Gewalt des Papstes war das vom römischen Hofe vorgeschriebene Ceremoniel in Betreff der Behandlung des Kaisers, d. h. des Unterkaisers. „Nach diesem Rituale, sagt der Verfasser, hatte der Kaiser bei der Krönungsfeier des Papstes, dessen Schlepp zu tragen, dem Papste, wenn er zu Pferde stieg, den Steigbügel zu halten und das Pferd eine kurze Strecke am Zaume zu führen, oder, wenn der Papst auf einer Sänfte sich tragen ließ, so hatte der Kaiser diese auf seinen Schultern eine Zeit lang tragen zu helfen. Beim päpstlichen Mahle sollte der Kaiser auf einem kleinen grünen Stuhle zur Rechten des Papstes sitzen er sollte dem Papste das Handwasser reichen, den gleichen Dienst hatte er jederzeit bei der päpstlichen Messe viermal zu versehen, er mußte auch das erste Gericht dem Papste auftragen. Am Weihnachtstage mußte er bei der Processíon abermals den päpstlichen Schlepp tragen. Der Papst erhob sich vor dem Kaiser ein klein wenig, nachdem er sitzend von ihm den Hand- und Fußkuß empfangen, zum gegenseitigen Mundkusse. Wenn der erwählte römische Kaiser zur Krönung nach Rom kam, so mußte er wenigstens die erste Nacht außerhalb der Stadtmauern übernachten, der Papst erwartete ihn im Ornate auf dem Throne sitzend. Sobald der Kaiser ihn ansichtig ward, verehrte er ihn durch eine Kniebeugung bis zur Erde, die er einige Schritte vorwärts wiederholte, worauf er zum dritten Male zum Kusse sich niederwarf. Am Krönungstage ward er unter die Canoniker des heiligen Petrus aufgenommen, nach der Salbung empfing er vom Papste Schwert, Reichsapfel, Scepter und Krone. Bei Ueberreichung des erstern sprach der Papst, mit der Mitra auf dem Throne sitzend, zu dem vor ihm knieenden Kaiser: „Empfange das vom Grabe Petri genommene Schwert aus unsern Händen, welches im Namen und in der Autorität Gottes Dir als Kaiser verliehen wird zur Vertheidigung der Kirche." Incensirt wurde der Kaiser von keinem dem Papste assistirenden Cardinal, sondern von dem ersten Bischofe. Er empfing

aber aus der Hand des Papstes die erste Kerze. Wenn er in der heiligen Nacht der Mette beiwohnte, so sang er die siebente Lection zu dem Evangelium: Exiit edictam a Caesare und erbat sich hierzu den Segen des Papstes. Dieß that noch im Jahre 1468 Friedrich III. unter Paul II., wie der Verfasser dieses Rituale selbst gesehen zu haben behauptet."

Welch ein Unterschied möchte demnach zwischen dem byzantinischen Kaiser und dem Papste sein? Bloß der, daß jener zuerst Kaiser und dann Papst, dieser zuerst Papst und dann Kaiser war. Beides braucht nicht auf Cäsaropapismus, oder Byzantinismus hinauszulaufen, aber dennoch geschah es: der Kaiser nahm die Kirche, oder was in diesem Falle dasselbe ist, Gott zu Hülfe, um dadurch seiner despotisch-isolirten Stellung die Weihe und Vermittlung zu geben; der Papst beanspruchte die Welt, den Kaiser, das Schwert, um die Theorie, den unsichtbaren Gott, in und durch Waffen furchtbar zu machen. Wo blieb da noch Freiheit? Seltsam nennt sich die römisch-katholische Kirche im Gegensatze zur byzantinischen der fürstlichen und imperatorischen Macht gegenüber eine Vertheidigerin der Freiheit. Das heißt, sie wollte sich stets die Freiheit nehmen, „Kaiser abzusetzen" und die „neuen Gesetze, die sie allein nur geben kann", von der unvermittelten Höhe in die weltlichen Reiche hineintragen. Sie wollte die Freiheit der Kirche im Staate, d. h. die Kirche aus dem Staate herausschälen, um sie als eine vom Staate unabhängig, aber vom Papste abhängig gewordene Militärpflichtige, wie neuerdings in Belgien durch Jesuiten und das durch diese verdunkelte Volk gegen den Staat in die Schranken zu stellen. In diesem Falle freilich befindet sich die Kirche nicht mehr in, sondern neben dem Staate, oder dem Staate gegenüber. Wie aber stand es mit der Freiheit im Kirchenstaat, in jenem Stück Welt, das in der Kirche einbegriffen ist? Wie mit der Freiheit in jenem größern Stück, über welches der Papst zur Zeit Karls V. ungleich mehr verfügte, als gegenwärtig? Die vielen Millionen Protestanten, sind der unumstößliche historische Beweis, daß man nach einer andern Freiheit verlangte, als der, mit welcher der Papst zu beglücken versuchte. Auch den cäsarischen Byzantinismus, der sich die Freiheit nahm, für sich bestehen und sogar erobern zu wollen, versuchte der Papst zu beseitigen, um ihn mit dem päpstlichen zu vertauschen. Aber der Imperator, trotz der Zertrümmerung seines Reiches, wehrte sich gegen den Imperator: alle Einigungsversuche blieben vergeblich.

Das Buch des Verfassers enthält eine ausführtiche, aus den Quellen geschöpfte, an vielen charakteristischen Zügen reiche Geschichte der Unionsverhandlungen bis zur Eroberung Konstantinopels durch die Türken. Wir ersehen daraus, daß, ganz abgesehen von den sonstigen Differenzen, alle Einigungsversuche an dem einen Cardinalpunkte: am Primate des Papstes, scheiterten. „Die griechischen Patriarchen," sagt der Verfasser, „und selbst die

byzantinischen Kaiser mußten zu ihrem größten Erstaunen inne werden, daß sie Alles, was sie seien, nur der Gnade des Papstes verdankten." Bloß die Noth vor Seldschucken und Türken trieb die Griechen zu Annäherungen. Sie waren dabei aber so weit entfernt, sich unter den vom Papste gestellten Bedingungen zu einigen, daß ihre Verhandlungen auf weiter nichts als eine Komödie hinausliefen, deren Akte durch Jahrhunderte gehen. „Die Griechen, bemerkt der Verfasser, rettete ihre Unionskomödie vor den Lateinern." Unter dem oberflächlich verhüllenden Firniß wühlte der grimmigste Haß, der gelegentlich in erschreckender Weise zu Tage kam. „Der Kaiser Andronicus I., berichtet der Verfasser, gestattete dem Pöbel, über die Lateiner herzufallen. Der ganze Stadttheil, den sie bewohnten, ward niedergebrannt. Auch die Kirchen, in welche Viele sich geflüchtet hatten, wurden angezündet. Im lateinischen Spital, das Manuel den Johannitern übergeben, wurden die Kranken in ihren Betten erwürgt. Die Todtengerippe der Lateiner wurden ausgegraben und in den Straßen und Gassen herumgeworfen. Der Cardinallegat Johannes, den der Papst Alexander noch an Manuel gesandt hatte, wurde enthauptet und sein Kopf, an den Schwanz eines Hundes gebunden, durch die Straßen geschleift." Nicht besser verfuhren bei andern Gelegenheiten ihrerseits die Lateiner. Der Verfasser läßt Nicetas erzählen: „Die Barbaren schonten (bei der Eroberung Thessalonichs) weder Göttliches noch Menschliches. Die in den Tempel Geflüchteten erdrückten sich theils selbst, theils wurden sie von den eindringenden Feinden ermordet. Jeder ihnen Begegnende wurde grausam geschlachtet. Der Raub der heiligen Gefäße und Gewänder war noch ihr geringstes Verbrechen, sie traten die Bilder Christi und der Heiligen mit Füßen, profanirten die heiligen Gefäße zu Kochgeschirren, tanzten auf dem Altare und sangen schändliche Lieder, ja sie besudelten in der gemeinsten Weise den Fußboden und die Wände der Kirche. Unsere Provinzen vergleichen die verruchten Lateiner einem Paradiese, und sinnen ohne Unterlaß darauf, in den Besitz desselben zu kommen. Wenn sie auch manchmal Freundschaft heucheln, so nähern sie doch heimlich den verbissensten Haß, wenn sie honigsüßer Reden sich bedienen, so verbergen sie in denselben ihre zweischneidigen Schwerter. Durch einen so hohen Wall der Zwietracht sind wir von einander getrennt, und nie werden wir uns geistig vereinigen, sollten wir auch körperlich in einem Hause zusammen wohnen." — Aehnliches geschah bei der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner. „Nicetes, sagt der Verfasser, schildert kaum viel zu stark die Frevel. Er beklagt, daß sie die heiligen Bilder mit Füßen getreten, die Reliquien in abscheuliche Orte geworfen, die Hostien und das Blut Christi auf den Boden geschüttet, die heiligen Gefäße geraubt und zerbrochen, oder zu profanen Zwecken benutzt, Pferde und Maulesel in das Allerheiligste getrieben hätten. Ein Weibsbild, eine schänd-

liche Sünderin, Dienerin der Furien, Magd der Dämonen, setzte sich auf den Thron der Patriarchen, sang ein ärgerliches Lied und tanzte vor dem Altare. Weder ehrbare Matronen, noch Jungfrauen und Nonnen wurden verschont." Alles Das, wie der erste lateinische Kaiser, Balduin, in einem „die Sache gänzlich entstellenden und das Urtheil des Abendlandes irre leitenden Berichte" an Papst Innocenz III. schreibt: „weil der Haß der Griechen gegen den Apostelfürsten, welchem doch von dem Herrn das Principat über alle Kirchen übergeben worden, dann ihre abscheulichen Riten, welche sie mit Verachtung der heiligen Schrift sich gebildet, das Maß ihrer Laster voll machten, vor denen den Herrn selbst ein Grausen überfiel, so daß er uns zu Dienern seiner Gerechtigkeit und Rache erwählte, die Gotteshasser zu vertreiben und uns selbst, die ihn Liebenden, in deren herrliches Besitzthum und Land, dem auf der Welt keines ähnlich ist, einzusetzen." Selbst in der größten Noth vor den Türken, gegen die der Papst unter der Bedingung der Union die Hülfe des Occidents versprach, riefen sie wie der Großherzog Lucas Notaras: er wolle lieber den türkischen Turban in Konstantinopel sehen, als die römische Mitra. Und so fiel die Stadt, ohne daß es dem lateinischen Christenthume beliebt hätte, zur Abwehr dieses Unglücks das Seinige zu thun. Denn die 50 Mann Hülfstruppen welche der Papst sandte, wollten nichts bedeuten. „Der ganze Occident war der Ansicht, der Untergang des byzantinischen Reiches sei die verdiente Strafe des Schismas." Die 50 Mann des Papstes sind Beweis, daß er wohl gerne 100,000 geschickt hätte, oder durch Vermittlung lateinischer Fürsten hätte schicken lassen, wenn es ihm möglich gewesen wäre. Aber die Selbstsucht dieser Fürsten war bereits zu groß und das Schisma bloß der Deckmantel, unter welchem sie ihr opfer- und auffschwungloses, an Welt und Materie gebundenes Ich verbargen. An diesem, nicht am Schisma, ging Konstantinopel zu Grunde. Wir haben indeß noch einen andern Gesichtspunkt: vielleicht war es höherer Wille, die Eroberung der Griechen lieber durch die Türken, als durch den Papst geschehen zu lassen, denn die Verstärkung der Absolutie des Occidents durch die des Orients hätte unter diesem gewaltigen, ungleich schwerer zu sprengenden Ueberbau auf längere Zeit, als es geschehen ist, die Keime erstickt, die auf höhere Ziele berechnet sind, als auf die Grenzen eines päpstlich formulirten und abgeschlossenen Dogmas.

An die „neuesten Anschauungen", welche der Verfasser „über die bestehenden Differenzen und Vereinigungsmittel" schließlich in seinem Werke mittheilt, knüpfen wir einige Bemerkungen. Wenn Dante (Purgatorio, 16. Gesang) sagt: Oggimai la chiesa di Roma per confondere in se duo reggimenti cade nel fango e se brutta, so hat er von dem Standpunkte seiner Zeit ganz Recht. Der Sinn ist: wenn die Kirche, die geistliche oder

geistige Gewalt, mit allen ihren freibeweglichen Denkäußerungen in der zweiten Gewalt, im Staate, im Fürsten, der zu Dantes Zeit ein absolutistisch widerspruchloses Wesen war, zum Abschluß und Stillstande gelangt, so hört damit alles Ursprüngliche, Gestaltungsfrische auf, die Kirche fällt dem Egoismus, der Trübung der Welt anheim. Daher wollte Dante, wenn schon mit einem Kaiser, doch mit dem deutschen Kaiser gegen den römischen, den Papst, zu Felde ziehen, um die Kirche aus den umklammernden Armen des absolutistischen Staates zu befreien und dadurch eben freier, d. h. gedankenvoller zu machen. Es kommt also darauf an, daß die im Staate, in dieser so zu sagen starren Leiblichkeit einbegriffene Kirche das Freie, Frische, Bewegliche bewahre, wie es dem Geiste geziemt, den sie zunächst vertritt. Die Geistlichkeit, obwohl in der Welt und zu der Welt gehörend, soll doch so viel wie möglich von der Welt frei sein, damit sie um so mehr der Bildung des Geistes sich hingebe und aus ihm das Ursprüngliche zur Belebung der weltlichen Verhältnisse schöpfe. Bezüglich der Stellung der Kirche im Staate zum Staate geschehen aber selbst im protestantischen bis in die neueste Zeit die kolossalsten Mißgriffe. Da giebt es wohl Fürsten — sie gebieten über einige zwanzig Quadratmeilen — die als zwingende summi episcopi und Duodez-Byzantiner vermittelst eines gewaltigen Sprunges, den man wahrscheinlich als das Resultat einer Inspiration bewundern soll, über die Zäune eines sie beengenden Rechtes hinwegsetzen. Wir sagen: „Dämpfet den Geist nicht!" Thut man es dennoch, bindet man im Staate das Quellende, sich immer neu Offenbarende, so verwandelt man das, was Organismus sein sollte, in Schale, die um so saftloser und glatter sich zeigt, je mehr vermoderten Kern sie in sich birgt. Denk-, Gewissens-, Glaubensfreiheit im Staate! Männer, welche die Ideen vertreten, die sich als Allgemeines und Allgemeinmenschliches an die specifischen Formen ansetzen, die gern für sich beharren und erstarren, verdammen und excludiren, statt zu versöhnen und anzuerkennen. Zur Kirche gehören auch alle Menschen, welche den Geist bekennen und aus den Tiefen des Gemüths nahe und entfernte Verhältnisse erfrischen, erneuen, erhöhen. Von Plutarch und Dio Chrysostomus werden auch Dichter, Gesetzgeber, Philosophen, Bildhauer, Maler als Quellen der Religion angegeben. Nicht das ist Kirche allein, was so heißt, sondern der Staat zugleich mit, nicht das ist Staat allein, was so heißt, sondern die Kirche zugleich mit: im ganzen Organismus liegen zu gegenseitiger Förderung die conservativen und beweglichen Elemente, indem der Staat als conservative Macht durch seine leiblichen Formen die Idee zügelt, und die bewegliche Idee das Conservative vor der Erstarrung schützt. Propheten und Dichter sind nothwendig, wie im Alten Testament, so überall. Je vollkommner der Staat ist, desto weniger nimmt die Kirche diejenige Stellung ein, auf

welcher sie sich neben, oder gegenüber dem Staate befindet, destoweniger bedarf es einer dem Volke verborgenen Sinaispitze, von welcher herab sich das Wort unter Blitz und Donner an den Gemeindekörper legt, destoweniger findet die Spaltung zwischen Kaiser und Papst, zwischen Saul und Samuel statt.

Es ergiebt sich hieraus: nicht auf eine Verschmelzung, oder Aneinanderschiebung der römisch-katholischen und der griechisch-orthodoxen Kirche kommt es an, sondern auf Bildung, auf die selbständige Entfaltung einer jeden aus sich selber heraus. Wenn Zwei und Mehre aus dem sie bewegenden Gotte schaffen, so werden sie den Gott schon treffen. Wir begegnen im vorliegenden Werke einem guten Worte: „Wenn man Jahrhunderte lang hofft und Jahrhunderte lang vergeblich gehofft hat, so muß doch einmal der Gedanke rege werden, ob wohl die Mittel, auf welche man vertraut, die rechten seien; ob es sich nicht etwa so verhalte, wie mit der Hoffnung, daß die Welt sich bessere, was jeder so lange vergeblich hofft, bis er mit der Besserung seiner selbst beginnt." Ja freilich, geradeso ist es auch mit der Hoffnung auf die Versöhnung der Jahrhunderte lang bestehenden religiösen Gegensätze. Was von den Protestanten gilt, hat auch in Bezug auf die Orientalen seine volle Anwendung: „Nur der will wirklich einen Zweck, der auch die Mittel will, ohne deren Anwendung der Zweck nicht erreichbar ist, und der dieses sein Wollen durch die That kund giebt. Die Mittel aber heißen hier: Demuth, Bruderliebe, Selbstverleugnung, aufrichtige Anerkennung des Wahren und Guten, wo es sich auch finde, gründliche Einsicht in die Gebrechen, Schäden und Aergernisse unserer eigenen Zustände und ernstlicher Wille, die Hand anzulegen zu deren Abstellung." — Der Verfasser weist daher mit Recht die neuerdings wieder in dem ersten Buche Schmitt's aufgestellte Hochmuthstheorie ab, wonach es „der Stolz, der Hochmuth, die Empörung gegen die gesetzliche Autorität war, die allein die Trennung veranlaßte." Also auf Seiten der römisch-katholischen war gar kein Hochmuth! Er ist gerecht genug, die Angriffe Schmitt's gegen Rußland: „daß es sich gänzlich von dem geistigen Entwickelungsgange des abendländischen Lebens, der allgemeinen Civilisation, die von Rom ausging, ausgeschlossen habe", durch die Bemerkung zu schützen: „daß man in Bezug auf Rußland die politische Lage bis auf Peter den Großen, die steten Bürgerkriege, Landplagen, die dritthalbhundertjährige Tatarenherrschaft und andere feindliche Einfälle bedenken müsse. Und ob es bei derartigen Verhältnissen in katholischen Ländern anders aussehe?" Er führt Herder's Worte an: „Es ist übel, daß es Parteien in der Religion giebt. Wenn man sie aber zu früh oder überhin und durch Schleichwege vereinigen will, thut man sicherlich minder Nutzen als Schaden. Man schmiedet neue, vielleicht feinere Fesseln, die aber eben ihrer Feinheit wegen

unauflöslicher werden, als die alte raſſelnde Kette. Nur die Wahrheit kann uns vereinigen, hierauf laßt uns alſo losarbeiten, hiernach überall ſtreben, und das Uebrige Gott und der Zeit überlaſſen."

Wir können der verdienſtvollen Arbeit des Verfaſſers keine beſſere Wirkung wünſchen, als daß ſie in dieſem Sinne auch in weiteſten Kreiſen belehre und anrege.

Rudolf Kulemann.

Ein Votum in Sachen der Schillerstiftung.

Der literarische Verein in Dresden, der von seiner Theilnahme an allen Lebensinteressen der Nation in letzter Zeit wiederholt erfreuliche Beweise gegeben, ist den Majoritätsbeschlüssen der kürzlich in Weimar stattgefundenen Generalversammlung der Schillerstiftung mit einem in höchstem Grade beherzigenswerthen Exposé entgegengetreten. Die kurze Denkschrift veranschaulicht klar die Sachlage, weist eingehend das Gefährliche jener Beschlüsse nach und ist ein beredter Mahnruf, den Zweck der Schillerstiftung im Geiste ihrer Gründer zu wahren. Wir glauben, indem wir sie hier vollständig mittheilen, eine Pflicht gegen die Leser unserer Zeitschrift zu erfüllen, unter denen wir auch außerhalb Deutschlands nicht Wenige wissen, die an der deutschen Schillerstiftung nicht blos mit ihrer Sympathie, sondern auch durch opferfreudige Mitwirkung nahe betheiligt sind.

Das „Votum" des literarischen Vereins in Dresden ist an den Vorstand der vereinigten Schillerstiftung daselbst gerichtet und lautet folgendermaßen:

„Die im Schooße der letzten Generalversammlung der deutschen Schillerstiftung ausgebrochenen Zerwürfnisse und ihr beunruhigender Wiederhall in Publikum und Presse haben den Dresdner literarischen Verein in drei seiner wöchentlichen Sitzungen beschäftigt. Als Vereinigungspunkt für eine Anzahl von Schriftstellern und Literaturfreunden derjenigen Stadt, in welcher der Fruchtkern der Schillerstiftung nicht nur gepflanzt wurde, sondern auch zum segenverheißenden Baume gedieh, glaubte der literarische Verein sowohl den Beruf, wie die Pflicht zu haben, sich dieser Angelegenheit gegenüber nicht blos beiläufig beobachtend zu verhalten. Indem er hiermit das Ergebniß seiner Berathungen zur Kenntniß des verehrlichen Vorstandes der Dresdner Zweigstiftung bringt, wünscht er, daß es ihm dadurch gelingen möge, eine Versöhnung der streitenden Ansichten anzubahnen.

Angesichts der Unvollständigkeit des bisher veröffentlichten Materials der letzten Generalversammlung hat der literarische Verein sich auf die

Prüfung dreier (theilweise unter Protest der Minorität) von der Generalversammlung zum Beschluß erhobenen Statutenänderungen zu beschränken gehabt, und zwar:

1. auf die Aenderung des § 10, welcher die Gaben der Schillerstiftung nicht an die Oeffentlichkeit gebracht wissen wollte;

2. auf die Aenderung des § 6, welcher keiner Stadt das Recht bewilligte, während zweier einander folgender Wahlperioden Vorort der Stiftung zu sein;

3. auf die Aenderung des Stiftungszwecks-Paragraphen, des § 1.

Der literarische Verein hält dafür, daß die erste dieser drei Aenderungen durch die gegenwärtige Lage der Schillerstiftung, also vor der Hand, zur unerläßlichen Nothwendigkeit geworden ist, und braucht sich demnach hier nicht mit der principiellen Frage zu beschäftigen.

Die zweite Aenderung mußte den literarischen Verein auf die Entstehungsgeschichte der Schillerstiftung zurückführen. Sie ist noch in Aller Gedächtniß. Der Aufruf unsres verewigten Mitgliedes und Freundes Julius Hammer war das erste öffentliche Wort in dieser Angelegenheit und die von einem hiesigen Bildhauer gespendete Gedenktafel für Loschwitz darf demnächst als der erste Eckstein zu dem jetzt so stattlich emporgewachsenen Bau betrachtet werden; das für jene Gedenktafel schon gesammelt gewesene Geld bildete, als der Geber jede Vergütung ablehnte, das erste Scherflein, welches Dresden in den Opferblock der neuen Stiftung legte. Mit diesen ersten, durchaus heimischen Anfängen, mit diesen ersten Mühen und Freuden, unter welchen unsere Stadt das schwierige Werk beginnen sah, verknüpfte sich dann bald die fördernde Theilnahme, welche vor Allem unsere Regierung dem Unternehmen zu Theil werden ließ, nicht minder aber auch jenes begeisterungskecke Wagniß eines großartigen Glücksspiels, dessen jetzt ja auch schon entschlafenen Begründer die Dresdner Zweigstiftung durch den Namen Serre'sche Stiftung ehrt. Obwohl unsere Stadt nun solcher Art für die Wiege der Schillerstiftung gelten darf und obwohl eine jede Mutter ihr Kind nur ungern fremder Hut überantwortet, so hat Dresden doch der nationaleren Auffassung Derer nicht entgegentreten wollen, welche keiner einzelnen Stadt, sondern vielmehr dem ganzen Deutschland das Ehrenrecht zugesprochen wünschten, die Schillerstiftung gastlich zu beherbergen. Gründe noch allgemeiner gültiger Art erleichterten dieses Zugeständniß. Die Gefahr, daß eine Stiftung durch einseitige Auslegung ihrer Zwecke oder durch andere menschliche Irrungen in ihrem Wirken verkümmert werden könne, vermindert sich um ein Erhebliches, wenn der regelmäßige Wechsel ihres Domicils den örtlichen Einflüssen wenigstens die Möglichkeit allzulanger Dauer benimmt. Mit Dresden's Zustimmung hat demnach auf der

Generalversammlung von 1859 der § 6 den ursprünglichen Gedanken der Centralisation in sein Gegentheil, die Decentralisation, verwandelt.

Es will dem literarischen Verein nun bedünken, als ob eine einzige Vororts-Periode — denn eine solche bietet ja höchstens erst Erfahrungen nach der Seite der Centralisation — nicht füglich als ausreichend betrachtet werden könne, um über das zu Anfang dieser nämlichen Vororts-Periode erst neu in die Stiftung eingeführte Princip der Decentralisation entscheidende Beobachtungen zu gestatten.

Er bedauert deshalb, daß der Herr Abgeordnete, im Widerspruch mit Dresden's früherem Votum für die Decentralisation, sich Denen angeschlossen hat, welche dies durch den einmaligen Vororts-Wechsel unmöglich ausreichend erprobte Princip schon wieder in Frage stellten, er bedauert aber vor Allem, daß Dresden's Vertreter, bei der weitern Nutzanwendung dieser Aenderung selbst dazu geholfen hat, die Achtung vor Dresden's früherer kurzen Vororts-thätigkeit in ein mehr als zweifelhaftes Licht zu stellen.

Nach dem Ablauf jener Dresdner Vororts-Periode die Verlängerung derselben ablehnen, nach dem Ablauf der Weimarer Vororts-Periode diese Verlängerung dagegen bewilligen, und zwar zu Gunsten Weimar's auf Kosten eines eben erst gegen Dresden in die Stiftung eingeführten Princips — es ist nicht wohl möglich, ein nachträgliches Mißtrauensvotum unverhohlener zu ertheilen.

Zum richtigen Verständniß der dritten Aenderung, die sich scheinbar auf ein einziges Wort beschränkt*), hat der literarische Verein sich, obwohl ungern, auf eine Berührung von Gegenständen einlassen müssen, welche nach dem früheren Verheimlichungsgrundsatze der Stiftung nicht für die öffentliche Kenntnißnahme bestimmt waren. Es sind dies einerseits die Ertheilung ansehnlicher Geldspenden an Persönlichkeiten, denen der Nachweis der Hülfsbedürftigkeit erlassen worden ist, andererseits die unzureichende Unterstützung von wirklich Nothleidenden, namentlich von Wittwen und Waisen, wie sich dies unter Anderem an einem durch Hülferufe und Sammlungen bedauerlich

*) Der § 1 würde jetzt nach Aufnahme des gesperrt gedruckten Wortes „in's Besondere" wie folgt lauten:

Die Schiller-Stiftung hat den Zweck, deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die National-Literatur (mit Ausschluß der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solcher, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, daß sie ihnen oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen, „in's Besondere" in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge, Hülfe und Beistand darbietet. Sollten es die Mittel erlauben, und Schriftsteller oder Schriftstellerinnen, auf welche obige Merkmale nicht sämmtlich zutreffen, zu Hülfe und Beistand empfohlen werden, so bleibt deren Berücksichtigung dem Ermessen des Verwaltungs-Rathes überlassen.

in die Oeffentlichkeit gedrungenen Leipziger Falle nachweisen läßt. Ueber Eins wie das Andere geht der Bericht der Weimarer Revisionscommission mit billigendem Schweigen hinweg, so daß die Wahrscheinlichkeit nahe liegt, die Verwaltung und die ihr zustimmende Majorität suche die Aufgabe der Schillerstiftung bereits in etwas wesentlich Anderem, als was diese Stiftung bei ihrer Gründung zu sein bestimmt war. Wenn es nun durch zahlreiche Aufrufe und bindende Erklärungen Seitens der Gründer und Mitbegründer der Schillerstiftung unzweifelhaft festgestellt ist, daß diese Stiftung geschaffen wurde, um Thränen zu trocknen und Noth zu lindern; wenn in den begeisterten Schillertagen und ihren praktischen Nachklängen sich unverkennbar der ungeduldige Wunsch aussprach: durch ein hochherziges Opfer die Schuld der Zeitgenossen Schiller's zu sühnen und der Nation für alle Zeiten die Gewißheit zu verschaffen, daß in den goldenen Becher einer Jubelfreude, gleich derjenigen des 10. Nov. 1859, sich nimmer wieder ein Wermuthstropfen beschämender Dürftigkeit mischen werde; wenn von der Bedeutung eines solchen Zweckes ergriffen, Hoch und Niedrig, Arm und Reich in Opferwilligkeit wetteiferten, wenn die Parteiungen verstummten und selbst getäuschte Hoffnungen sich bei dem Gedanken beruhigten, der verlorene Einsatz finde sich zuletzt ja doch in dem Dankgebet eines Hülfsbedürftigen wieder; und wenn endlich, allem diesem gegenüber, die klaren Zielpunkte der ersten Stifter sich dennoch schon jetzt in Nebel zu verhüllen beginnen, so wird die öffentliche Meinung mit Recht auch die geringste Formel-Aenderung am Stiftungszwecke als eine Gefahr für die ganze Zukunft der Stiftung betrachten dürfen.

In welche bedenkliche Strömung das Schiff aber bereits abgelenkt ist und wie viel die Generalversammlung selbst mit dem erwähnten einzigen Worte („in's Besondere") auszudrücken beabsichtigte, das geht vor Allem augenfällig aus der Art hervor, wie in dem offiziellen Generalversammlungsberichte der Antrag Lübeck's auf Verleihung von Ehrengaben auch an Nichthülfsbedürftige erwähnt wird. Dieser Antrag, heißt es ausdrücklich, sei durch jenes vom Verfassungsrath empfohlene Einschiebsel „In's Besondere" als erledigt zu betrachten. Obschon an sich also scheinbar unbedeutend, ja stylistisch sogar völlig unklar, hat die vorgenommene Veränderung des Hauptparagraphen im Zusammenhang mit den erwähnten Thatsachen dennoch eine sehr ernst gemeinte Bedeutung, wie denn ja oft genug ein an sich wenig sagendes Wort durch das bloße Factum seiner nachträglichen Einschiebung zu einer besonderen Werthgültigkeit gelangt. Man hat demnach — so will es bedünken — keineswegs „in's Besondere" den Fällen „schwerer Lebenssorge" Abhülfe verheißen wollen, so sehr auch nach dem oben Gerügten die ausdrückliche Betonung des sonst selbstverständlichen Grundsatzes am Platze gewesen wäre: zuerst die Hungernden und dann erst die Satten.

Nein, man hat durch jenen Lückenbüßer für die bereits begonnene Verleihung von Ehrengaben an Nichthülfsbedürftige eine Art von legalem Boden gewinnen wollen.

Ueber das nun, was sich für und wider eine immerhin ja denkbare Stiftung sagen ließe, welche durch Geldspenden an eine gewisse Anzahl schon bewährter oder doch viel versprechender Dichter eine Literaturblüthe hervorzubringen versuchen wollte, glaubt der literarische Verein sich hier in keine Untersuchungen einlassen zu müssen. Wenn der Zweck der Schillerstiftung, wie ja gerade jene Aenderung auf's schlagendste darthut, sich bisher in solcher Richtung nicht wohl hat deuten lassen, so bleibt es zwar natürlich jedem literaturfreundlichen Fürsten unbenommen, das von dem verewigten König Max mit so anerkennenswerther Freigebigkeit in München Versuchte auch in seiner Residenz, oder wo sonst immer, zu versuchen; nicht minder wird die deutsche Nation, wenn sie solchem Experiment geneigt ist, jeden Tag das Recht haben, eine Stiftung dieser Art zu gründen und — wenn sie will — mit Millionen auszustatten. Ebensowenig aber wie ein Fürst oder selbst die ganze Nation, um nicht selbst erst einen Fond dazu spenden zu müssen, zu solchem Vorhaben eine beliebige Invalidenstiftung beschneiden oder Wittwen- und Waisengelder angreifen ‚dürfte', ebenso wenig kann ein Fürst oder kann selbst die ganze Nation das Vermögen der Schillerstiftung seiner ursprünglichen Bestimmung entfremden.

Diese Erwägungen, obschon bis hierher sich einzig an das allgemeine Sittengesetz wendend und aus ihm ihre Berechtigung ableitend, berühren doch zugleich auch schon die rechtliche Seite der Frage, ein Gebiet, auf welchem der literarische Verein gern solchen Vereinen den Vortritt gegönnt hätte, deren wesentlichen Schwerpunkt die Rechtspflege bildet. Da Kundgebungen aus dieser Richtung indessen allem Anscheine nach wegen der Dürftigkeit des offiziell veröffentlichten Materials — noch heute, heißt es, sind ja die Stiftungsmitglieder selbst ohne Kenntniß der Generalversammlungs-Protocolle — für's Erste wohl noch auf sich warten lassen möchten, so hat der literarische Verein die Rechtskundigen unter seinen Mitgliedern zur eingehenden Prüfung dieser Seite des Gegenstandes bewogen und glaubt somit auch das Ergebniß dieser Untersuchungen nicht zurückhalten zu dürfen. Danach ist einerseits der Zweck auch der Schillerstiftung durch den Paragraphen 60 der sächsischen Verfassungsurkunde als für alle Zeit gewährleistet zu betrachten und darf in keiner Weise und unter gar keiner Bedingung alterirt werden. Weder die sächsische Regierung noch solche deutsche Regierungen, welcher der Schillerstiftung auf Grund ähnlicher Verfassungs-Paragraphen Körperschafts-Rechte ertheilt haben, würden also in der Lage sein, die Aenderung des Haupt-Paragraphen zu bestätigen. Andrerseits involvirt jedwede, Seitens einer Regierung erfolgte Statutenbestätigung

die unverringert fortdauernde Rechtskräftigkeit solcher Statuten bis zur abermaligen Bestätigung etwa vorzunehmender Aenderungen. Auf Grund noch nicht bestätigter Aenderungen können daher keinerlei rechtsverbindliche Handlungen vorgenommen werden. Hiernach, und weil überhaupt nach einmal verlangter und erhaltener Statutenbestätigung das ungebundene Provisorium eines Vereines oder einer Stiftung unwiederbringlich zu Ende ist, wäre also die auf Grund einer nicht bestätigten Statutenänderung vorgenommene Wahl Weimar's ungültig.

Der literarische Verein bedauert nach diesem Allem sowohl in sittlicher wie in rechtlicher Beziehung sich mit den Ansichten, welche der Herr Abgeordnete der Dresdner Zweigstiftung in Weimar vertrat, in Widerspruch zu befinden. Sollten dieselben, wie es verlautet, auf keine ausdrücklichen Weisungen der Dresdner Zweigstiftung zurück zu führen sein, so würde sich — nach der unmaßgeblichen Meinung des literarischen Vereins — den durch Dresdens Voten überhaupt erst möglich gewordenen Beschlüssen wohl am Einfachsten dadurch begegnen lassen, daß die Dresdner Zweigstiftung ihre Ratification versagte und auf Grund der mehrseitig erhobenen Beanstandungen die Ausschreibung einer außerordentlichen Generalversammlung nach irgend einer neutralen Stadt beantragte. Und zwar glaubt der literarische Verein Gewißheit zu haben, daß alle, auf jener letzten Generalversammlung ohne die moralische und rechtliche Stütze ihres alten Vororts verbliebenen protestirenden Zweigvereine diesen nachträglichen Schritt mit vertrauensvoller Zuversicht erwarten. Denn nicht nur ist die Dresdner Zweigstiftung in ihrer Eigenschaft als Mutter-Stiftung wie keine andere berufen, als Wahrzeuge einzutreten, so oft der Grundgedanke der Stiftung in Gefahr ist; die Verantwortlichkeit der Dresdner Zweigstiftung gewinnt auch noch eine gedoppelte Schwere durch die ihr allein zugefallene Aufgabe, die beträchtlichen Jahreserträge des Stiftungs-Fonds zu verrechnen und vier Fünftheile derselben, also jährlich mindestens Zehn Tausend Thaler, dem jedesmaligen Vororte zu übermitteln. Bei einem Gegenstande von solchem Werthumfange, viel mehr aber noch bei einem Gegenstande von so unleugbar moralischem Gewicht, kann diese Obliegenheit unmöglich als eine blos automatische Function verstanden werden. Dresden ist nicht nur der Hüter des nationalen Horts, die Dresdner Zweigstiftung ist auch die Hüterin des nationalen Gedankens, welche diesen Hort einst mit Ameisenfleiß hier zusammentrug, und nie darf es vor Allem ihrem Gedächtnisse entschwinden, daß — als ein ewiger Schutzbrief gegen die Verwechselung dieser Spenden mit denen fürstlicher Munificenz — an dem Vermächtniß der unvergeßlichen Schillertage der heilige Arbeitsschweiß der Armuth klebt."

Musikalische Revue.

Aus dem Musikleben in Berlin und München.

Die Concertsaison steht bereits in allen Hauptstädten Europa's in voller Blüthe. In Berlin erregten die beiden ersten, am 15. und 29. Oct. stattgefundenen Symphonie-Soiréen der königlichen Kapelle großes Aufsehen. Die veränderte künstlerische Tendenz, die sich in ihrem Programme aussprach, stand in einem zu überraschenden Gegensatze zu ihrer Vergangenheit. Das Publikum dieser Concerte galt bisher, wenn ich mich so ausdrücken darf, für ein in musikalischen Dingen extrem conservatives. Das Repertoir der letzten zehn Jahre entsprach durchaus diesem Rufe, da fast alles, was nicht bereits den Stempel anerkannter Klassicität trug, davon ausgeschlossen blieb. Hielt man es doch schon für eine Concession an den Geist der Zeiten, daß man sich bis zu Robert Schumann's und Niels Gade's Orchesterwerken verstieg. Die gewöhnliche Tagesordnung lautete: Haydn, Mozart, Beethoven und etwa noch Johann Sebastian Bach, Gluck, Cherubini, C. M. von Weber und Franz Schubert. Von neueren Tondichtern dagegen wurden nur die schon der vorigen Generation angehörenden und aus der strengen Schule unserer Klassiker hervorgegangenen Meister Felix Mendelssohn, Spohr, Franz Lachner und ihnen ähnliche zugelassen. So sehr wir nun auch mit jedem wahren Kunstfreunde vor allem Anderen die Pflege der unsterblichen Tonschöpfungen einer gottbegnadeten Vergangenheit fordern, so wenig waren und sind wir doch der Ansicht, deshalb dem Guten, das in der Gegenwart zu Tage will, Luft und Licht zu versagen.

Herr Kapellmeister Taubert verdient daher Dank, daß er es gewagt, endlich mit den Traditionen der Soiréen der königlichen Kapelle zu brechen. — Und das seiner Einseitigkeit halber verschriene Publikum? Es kam den neuen Werken freundlicher entgegen, als es irgend Jemand zu prophezeihen gewagt haben würde. Die Ouverturen von Schlottmann und Naumann zu „Julia und Romeo" und „Loreley", beides Arbeiten, die sich an klassische Muster anschließen, wurden gut, die Introduction zu

Richard Wagner's „Lohengrin" sogar enthusiastisch aufgenommen. Man glaube darum nicht, daß sich die Anhänger der strengen Schule plötzlich zur „Zukunftsmusik" bekehrt hätten. In Wagner ehrte man, trotz der anderen Richtung, das Talent.

Da einmal die Rede von Orchestermusik, so können wir nicht umhin, auch der volksthümlichen Liebig'schen Symphonie-Concerte rühmend zu gedenken. Es kann uns nicht einfallen, hier dieselben hohen Ansprüche an technische Meisterschaft und Eleganz oder Höhe künstlerischer Auffassung machen zu wollen, zu denen wir der königlichen Kapelle gegenüber berechtigt sind. Für ein Orchester zweiten Ranges jedoch, das einst vom Standpunkte des gewöhnlichen Gartenconcertes aus seine Entwickelung begonnen und dessen Mitglieder, so weit sie im Streichorchester wirken, meist den Bogen nur nebenbei führen, da sie eigentlich zu einem aus Bläsern bestehenden Militärmusikchor gehören, leisten Liebig und seine Kapelle Hocherfreuliches. Noch weiter müssen aber beide in unserer Schätzung steigen, wenn wir der von diesen Sinfonie-Concerten ausgehenden, in einem wahrhaft volksthümlichen Sinne bildenden und veredelnden Wirkungen gedenken. Wir möchten ihnen in dieser Beziehung eine für den Standpunkt moderner Civilisation und Cultur sogar höchst charakteristische Bedeutung beimessen. In Berlin, Dresden, Wien, ja in fast allen größeren und mittleren Städten Deutschlands ertönen täglich die Symphonien unserer großen nationalen Meister vor zahllosen Zuhörern. In der preußischen Hauptstadt besonders ist der Sinn für die Tonkunst im kleinen und mittleren Bürger- und Handwerkerstande dadurch bereits so weit entwickelt, daß die größten Räume nicht mehr die Menge der Besucher fassen. Da sitzen Familienväter mit allen ihren Angehörigen, Studenten, Techniker, Arbeiter, Gelehrte, junge Militärs, ältere Offiziere, kurz Menschen aller Arten und Stände und lauschen mit einer in dieser Weise nur in Berlin uns vorgekommenen lautlosen Andacht den Offenbarungen unserer großen Tondichter. Ein Fremder, der, in Berlin zum Besuche anwesend, von der Vaterstadt her bei solchen Concerten eine mitunter ziemlich lebhafte Unterhaltung und jeweiliges Klappern von Gläsern und Tassen gewöhnt war, fühlte sich durch die tiefe Stille einer so großen Menschenmenge so überrascht, daß er, auf einen glänzend numerirten Kellner deutend, der, um nicht zu stören, angewurzelt stehen blieb, wo ihn die beginnenden Töne fanden, uns, indem er Klopstock parodirte, zurannte: „Selbst das Würmchen, mit Golde bedeckt, horcht auf." — Auch die Reichhaltigkeit des Repertoirs ist zu rühmen, sowie daß Liebig, da wo er das Modernere bringt, sich bei seiner Wahl stets von innerer Gediegenheit und meisterhafter Behandlung der Instrumentirung und Kunstform leiten läßt, wozu ihn freilich auch sein Publikum nöthigt, das sich durch immerwährendes

Hören des Vortrefflichsten ein so sicheres und bestimmtes Urtheil gebildet hat, daß es allem jeweiligen Experimentiren mit den Versuchen jener Pseudogenies, die klassische Kunstformen für überflüssigen Ballast halten, sein Veto entgegensetzt.

Auf dem Felde, das sich Liebig erwählt, hat sich seit vergangenem Winter noch ein zweites Orchester, das Carlberg'sche, herangebildet, da das Bedürfniß nach klassischer Musik in den Massen so überhand genommen, daß die Kapelle und Liebig nicht mehr ausreichen, obgleich letzterer jeden Nachmittag oder Abend spielt. Herr Carlberg hat sich viel Mühe mit seinem Orchester gegeben und es in diesem kurzen Zeitraume so weit gebracht, daß er in Bezug auf feine musikalische Nüancirung Liebig sogar übertrifft. Seine Ausdauer wird ihm durch dasselbe Zuströmen der Menge gelohnt, dessen sich sein College erfreut. Aber auch das reicht noch nicht hin! Im vergangenen Winter bildete sich eine Gesellschaft „der Musikfreunde", deren Zweck ebenfalls große Orchester-Aufführungen sind. Dieselben erließen folgendes Programm:

„Berlin, wie in dem Cultus der Künste überhaupt, so namentlich in eifriger Pflege der Tonkunst allen deutschen Städten vorangehend, und reicher als alle in der Ausbildung kunstvollendeter Special-Institute für die einzelnen Zweige derselben, entbehrt dennoch bis jetzt einer vielseitig umfassenden Anstalt, welche in geschmackvoller Abwechselung die verschiedenen Gattungen der Concertmusik in gleichmäßiger Pflege berücksichtigt — einer Anstalt für Vocal- und Instrumentalmusik, wie sie Breslau, Hamburg, Bremen, Leipzig und viele rheinische Städte seit längerer Zeit besitzen."

Dieser Erklärung nach hätte man die Begründung eines Concert-Instituts von der gemischten Art der Leipziger Gewandhaus-Concerte erwarten sollen, das allerdings in Berlin noch fehlt. Im Anfang schien man denn auch wirklich dieser Richtung folgen zu wollen, sehr bald aber handelte es sich nur noch um eine Propaganda für die Compositionen Liszt's und seiner Schule. Die Namen der Mitglieder des Comités stehen gewissermaßen mit einer solchen Tendenz im Widerspruch. Wir fanden und finden darunter Peter v. Cornelius, Meyerbeer, Julius Stern, Boeckh, Blömer u. s. w. und an der Spitze den Fürsten von Hohenzollern-Hechingen. Der bisherige Leiter dieser Concerte, Herr Hans v. Bülow, verläßt uns in Kürze. Wir möchten seinem Nachfolger für diesen Winter, Herrn v. Bronsard, anrathen, nicht ebenfalls allzu prononcirt „zukünftlich" aufzutreten. Das Publikum läßt sich nun einmal nichts octroyiren und es ist dies auch die schlechteste Weise, Proselyten zu machen.

Indem wir zur Vocalmusik übergehen, fangen wir, wie billig, mit den ernstesten Stylweisen an. Hier haben wir es zunächst mit dem strengen

Kirchenstyl zu thun und unter allen demselben ihre Kräfte widmenden Vereinen vorzugsweise mit dem königlichen Domchor. — Der Domchor, der vor etwa zwei Jahrzehnten zur Verherrlichung des Gottesdienstes in den königlichen Hofkirchen und Kapellen gegründet worden, zeigt seit seinem Bestehen ein im Großen und Ganzen ununterbrochenes Vorwärtsschreiten. Anfänglich auf wenige, zum Theil nach nicht ganz correcten Ausgaben vorgetragene ältere italienische und deutsche Kirchengesänge, sowie auf russische und griechische Psalmodien, auf den süßlich sentimentalen russischen Kirchen-Componisten Bortnyanski und einige zum besonderen Gebrauche beim Gottesdienste in den Hofkirchen componirte Psalmen von Grell, Nicolai und seinem verstorbenen trefflichen Dirigenten Neithardt beschränkt, erhielt sein Repertoire eine höhere und eine einem evangelischen Kirchenchore gemäßere Bedeutung durch die von König Friedrich Wilhelm IV. veranlaßte, wenn leider auch nur vorübergehende Theilnahme Felix Mendelssohn's an dem Institute. Dieselbe bestand vorzüglich in der Composition des 2., 22., 43. und 100. Psalms, sowie mehrerer liturgischer Sätze. Mendelssohn erschuf, besonders in jenen a capella componirten Psalmen, eine neue Kunstform für die evangelische Kirche, in welcher, in einer für das evangelisch kirchliche Element höchst bezeichnenden Weise, der ganze musikalische Nachdruck auf die innere Bedeutung des biblischen Einzelwortes und seine der ganzen Gemeinde vernehmbare Declamation gerichtet ist, während zugleich eine in ihrer Zeitdauer und polyphonen Entwickelung eng umschriebene Composition der Predigt ihre alte bevorzugte Stellung beläßt. — Mendelssohn's oben genannte Psalmen wurden sehr bald einer ganzen Anzahl meist noch lebender Kirchencomponisten Muster, nach denen sie in theils nachahmender, theils freierer Weise eine Reihe verwandter Kirchen-Compositionen lieferten. Auf solche Art ward es möglich, für jeden Sonntag und Feiertag des evangelischen Kirchenjahres einen entsprechenden besonderen Psalm zu schaffen. Die vollständige Sammlung dieser zum besonderen Gebrauch des Domchors wie aller evangelischen Kirchenchöre in Deutschland bestimmten Psalmen ist im Verlage von Bote und Bock erschienen und erfreut sich bereits einer großen Verbreitung, besonders in Preußen, Sachsen, Thüringen und Baiern.

Bis hierher verfolgten wir die Entwickelung und den Einfluß des Domchors auf Gesangs-Institute, nach seinem Muster gegründet, nur vom Standpunkte seiner kirchlichen Bedeutung. Er hat noch eine andere nicht minder wichtige durch die schon seit vierzehn Jahren bestehenden und auch für diesen Winter wieder angekündigten „Domchor-Soiréen" gewonnen, in denen unserem Publikum die a capella-Compositionen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts vorgeführt werden. — Die Würde, der Glanz und die Pracht der musikalischen Ausstattung und Technik, mit der jene Schöpfungen

hier zur Darstellung kommen, wirken auf uns, wie eine glänzende, in säulengetragenen Räumen und schweren Goldrahmen ausgestellte Reihe von Gemälden älterer klassischer Kunstepochen. Der Domchor widmet sich seiner ihm nach dieser Seite hin gewordenen neuen und gesteigerten künstlerischen Aufgabe mit lobenswerthem Eifer, und in ihrer Lösung, die mehr und mehr erfolgt, wird er dereinst ein Kunstinstitut einzig in seiner Art darstellen. Die großen Meister der altdeutschen, altniederländischen und altitalienischen Schule, Ekkard, Gallus, Hammerschmidt, Schütz (Sagittarius), Roland von Latre (Orlandus Lassus), Palestrina, die Gabrieli's, Leo, Vittoria, Lotti, Scarlatti, Durante, Caldara u. s. w. bis zu den a capella-Compositionen der Bach (Großonkel, Vater und Söhne), Händel's und Haydn's werden unserem Publikum in den Domchor-Soiréen vorübergeführt und zwar in einer historischen Uebersichtlichkeit und Vollständigkeit, hinter welcher selbst Rom und München, die Hauptstädte katholisch-klassischer Kirchenmusik, zurückbleiben. — Bezüglich der musikalischen Ausdrucksweise bleibt freilich dem Kenner jener älteren Kunstschulen noch manches zu wünschen übrig. So können wir uns z. B. mit dem Vortrag der Arbeiten Palestrina's und anderer Meister seiner Epoche in einem strengen a tempo durchaus nicht einverstanden erklären. Es ist bekannt, daß Original-Partituren jener älteren großen Kirchenmusiken nicht existiren, sondern aus den vorhandenen ausgezogenen Stimmen erst zusammengestellt werden mußten. Diese Stimmen aber enthielten keinerlei Ausdrucksbezeichnungen oder Tempo-Angaben. Es erklärt sich dies daraus, daß in der Zeit des Entstehens jener Compositionen die von den Componisten ursprünglich selber eingeschulten Kirchensänger eine Tradition unter sich lebendig erhielten, die jede Ausdrucksbezeichnung überflüssig machte. Mit dem Verfall klassischer älterer Compositionsweise im kirchlichen a capella-Styl und der ihrem Dienst gewidmeten Sängerchöre ging jedoch auch jene eben erwähnte Tradition verloren, und es kam nun darauf an, den Schlüssel zu dem Geheimniß der Vortragsweise jener berühmten Tonschulen Italiens, der Niederlande und Deutschlands gewissermaßen wieder aufzufinden. Dies ist erst neuerdings völlig gelungen, und zwar Männern, die sich ein halbes Leben lang mit eben so viel Liebe wie Ausdauer einer so schönen Aufgabe widmeten. In Berlin war der verstorbene hochverdiente Custos der musikalischen Abtheilung der königlichen Bibliothek, Professor Dehn, vorzugsweise einer dieser Wissenden. Nicht weniger der eifrige Kenner und Sammler der Schätze jener älteren musikalischen Literatur, Professor Heimsoeth in Bonn. Auch Musikdirector Kade in Dresden ist hier anzuführen. Praktisch und mit glänzendem Erfolge angewandt sehen wir die Resultate eines solchen Forschens in den preußischen Rheinlanden. Wir verweisen in dieser Beziehung auf den Sieg-Rheinischen Lehrergesangverein und auf die von seinem

Dirigenten Tögler in Brühl versuchten und dem Geiste der Stylweise des 16. Jahrhunderts sich offenbar schon annähernden Vortragsbezeichnungen, wie wir sie in der durch den obengenannten Lehrerverein veranstalteten Ausgabe der Missa papae Marcelli von Palestrina finden.

Im Interesse Ihrer Leser in Rußland sei noch bemerkt, daß der königliche Domchor ursprünglich nach dem Muster des kaiserlichen, unter der Direction von Lwoff stehenden Kirchenchores zu St. Petersburg gegründet worden. Wenn sich auch in dem Berliner Chor keine Sänger finden, die, wie einzelne dem Petersburger Chore eingereihte Naturföhne von den Ufern des Don, bis zum tiefen As und G unter das Contra-C hinabreichen, so wirkt doch auch schon ein volltönendes tiefes Es, D oder Contra-C und B, die mehrfach vertreten sind, mächtig und groß, wenn es an Schlüssen als Fundament die darüber schwebenden und verhallenden höheren Stimmen trägt, oder dieselben in ihrer vielgliederigen Farbenpracht wie auf dunklem Hintergrunde heller erglänzen läßt.

Von dem königlichen Domchor richten sich unsere Blicke auf die Singakademie. Vor wenigen Tagen feierten zwei Mitglieder derselben ihr fünfzigjähriges Sänger-Jubiläum; gewiß, ein seltener Fall, der zugleich Zeugniß von dem langen Bestehen des Instituts ablegen würde, wenn dessen Vergangenheit nicht noch eine viel ältere wäre. Dasselbe ward schon von Fasch im vorigen Jahrhundert gegründet, um dann von Zelter, Rungenhagen und Grell in einem würdigen Sinne bis in die Gegenwart fortgeführt zu werden. — Wie der Domchor mit den a capella-Chören Bach's und Händel's aufhört, so fängt die Singakademie mit den Oratorien dieser beiden großen Meister an, die schon darum, weil sie mit Orchester geschrieben, von dem ausschließlich dem reinen a capella-Styl gewidmeten Domchor nicht mehr ausführbar sind. Das klassische Oratorium ist überhaupt das eigentliche Feld der Berliner Singakademie, auf dem sie sich schon mehr als einmal im Laufe der Zeiten unvergängliche Lorbeeren errungen. Gebührt ihr doch der hohe Ruhm, Bach's Matthäus-Passion zuerst in Deutschland wieder aufgeführt und hiermit den großen Meister selber gleichsam von den Todten erweckt zu haben. Freilich ging die Anregung dazu zunächst nicht von Zelter, sondern von seinem damaligen genialen Schüler Felix Mendelssohn aus. Aber das alte Sprichwort: „Der Prophet gilt nichts im Vaterlande", sollte sich auch hier bewähren. Die Akademie übertrug ihre Dirigentenstelle nach Zelter's Tode nicht dem genannten jugendlichen Meister, dem dieselbe vor Allen gebührt hätte, sondern einer weit geringeren Kraft. Wie jedoch Alles sein Gutes hat, so ist vielleicht gerade hierin die Ursache zu suchen, daß die Gründung eines zweiten großen Vereins neben der Singakademie möglich ward, der bald zu einer kaum minder

bedeutsamen Stellung in Berlin emporsteigen sollte. Ehe wir seiner gedenken, wollen wir noch einen Blick auf die jüngsten Leistungen der Akademie werfen. Es ist nicht zu leugnen, daß das Institut sich unter seinem jetzigen würdigen Dirigenten, Herrn Professor Grell, gegen den Standpunkt, den es unter dessen Vorgänger eingenommen, bedeutend gehoben. Wir machen dies besonders bezüglich eines zum Theil freilich schon durch Ueberlieferung vererbten gebildeten und verständnißvollen Vortrags geltend. In Beziehung aber auf technische Ausführung und Mannichfaltigkeit des Repertoirs hätten wir noch manche Wünsche übrig. Zwar lassen wir es nicht nur gelten, sondern finden es im Gegentheil sehr verständig, daß, bei der rapid wachsenden Größe einer Weltstadt wie Berlin und den vielen bereits hier existirenden Vereinen, sich jeder derselben sein bestimmtes Feld wähle und auf diesem verweile. Nur auf diese Weise wird einer dem andern das Terrain nicht streitig machen und jeder auf eine ihm besonders zugewandte Theilnahme des Publikums rechnen dürfen. Wenn sich daher die Singakademie vorzugsweise dem Oratorium Händel's und Seb. Bach's zuwendet, so sind wir damit ganz einverstanden, aber freilich sollte sie bei dem Reichthum, den besonders Händel entfaltet, nicht bei einigen wenigen seiner Oratorien stehen bleiben, sondern sich die Aufgabe stellen, uns in einer Folge, die natürlich mehrere Wintersemester umfassen würde, die ganze Reihe der großen Helden- und Religionsgedichte unseres musikalischen Homer (nicht Shakespeare, wie ihn Gervinus mißverstanden genannt), vorüberzuführen. Soviel wir uns erinnern, sind Susanne, Acis und Galathea (mit Mozart'scher Instrumentirung), Occasional-Oratorien, Belsazer, Jephta, Josua, das Dettinger Tedeum und viele andere unvergängliche Werke des gewaltigen Meisters entweder noch gar nicht oder doch seit längerer Zeit nicht wieder aufgeführt worden. Wir begegnen immer nur wieder dem Messias, Samson, Judas Maccabäus und allenfalls noch dem Alexanderfest, Salomo und Israel in Aegypten. Diesmal führte man im ersten Abonnements-Concert wenigstens den Josua auf. Zum Todtenfeste am 20. Nov. gelangten, wie schon in den letzten beiden Jahren an diesem Tage, Cherubini's großes Requiem in C-moll und Seb. Bach's Cantate: „Gottes Zeit" in einer Extraaufführung zu Gehör.

Wenn sich die Singakademie vorzugsweise dem Cultus der älteren Oratorien widmet, ohne deshalb Cherubini, Mozart, Haydn, Mendelssohn und Andere auszuschließen, so hat sich der Stern'sche Verein im Allgemeinen mehr die Aufgabe gestellt, die klassischen Vocalwerke einer näher liegenden Epoche zu feiern, ohne daß er darum seinerseits nicht wieder bis auf Händel und Bach zurückginge. Steht doch im Gegentheil

die Aufführung der H-moll-Messe durch den Stern'schen Verein, die einer vollendeten Darstellung so ungemeine Schwierigkeiten entgegenstellt, bis jetzt unübertroffen da. Diesmal, wie auch schon in früheren Jahren, hat das Institut sein erstes öffentliches Auftreten der Feier des Todestages Felix Mendelssohn's gewidmet, die am 5. November durch Aufführung des Paulus begangen ward. Die Leistungen des Chores in derselben gehörten zu den vollendetsten, deren man sich überhaupt erinnert. Unter den Solisten ragten der königl. hannoversche Hofopernsänger Dr. Gunz in der Tenorparthie und der Baritonist Krause von der königl. Oper in Berlin als Paulus hervor.

Außer den drei besprochenen Hauptinstituten für Chorgesang: dem Domchor, der Singakademie und dem Stern'schen Verein, besitzt Berlin noch eine Anzahl anderer sehr verdienter Vereine für klassische Vocalmusik, die, wenn auch minder reich an Mitgliedern und Mitteln und zum Theil noch in ihrer Entwickelung begriffen, darum nicht weniger edlen Kunstzwecken dienstbar sind. Wir nennen hier nur den Hauer'schen, Jähne'schen, Kotzolt'schen, Schneider'schen und den von Rust geleiteten Bach-Verein. Ein solcher Reichthum von Kräften, die alle nur einer einzigen Gattung der Tonkunst sich zugewandt, mag einen annähernden Begriff von der Theilnahme und Pflege geben, die man in Berlin der Tonkunst überhaupt angedeihen läßt.

Wir haben noch der königlichen Oper zu gedenken. Leider haben sich sowohl ihr Repertoir, wie die Einzelleistungen ihrer weiblichen Mitglieder seit den in kurzen Pausen während der letzten drei Jahre erfolgten Abgängen von Johanna Wagner, Louise Köster und der Tuczeck bedeutend verringert. Jene drei Damen reichten in ihrem Zusammenwirken vollkommen hin, eine jede gute Oper, soweit es sich darin um Sopran- und Alltpartieen handelte, vorzüglich zu besetzen. Ein Gluck'scher Orphens mit Johanna Wagner in der Titelrolle, Frau Köster als Eurydice, und Frau Tuczeck als Amor, oder eine Iphigenia in Aulis, in welcher Klytemnestra-Wagner und Iphigenia-Köster als bewunderungswerthes Paar glänzten, ist jetzt nicht mehr möglich. Man hat solchen eingebüßten Kräften gegenwärtig allein Frl. Pauline Lucca gegenüberzustellen, die zwar in ihrem Genre auch ein Stern ersten Ranges ist, aber dies Genre ist eben ein beschränktes und wirkt darum einengend auf das Repertoir. Denn das Publikum verlangt immer wieder nur diejenigen Opern, in denen die reizvolle kleine Zauberin auftritt, die es nun einmal zu seinem musikalischen Abgott erhoben. Wir wollen gern zugestehen, daß Gounod's Margarethe von keiner zweiten Sängerin in Deutschland so liebreizend in Gesang und Spiel, so sittig und jungfräulich züchtig im Ausdruck und so rührend naiv gegeben werde, wie von Pauline Lucca.

Auch ihr Cherubim in Mozart's Figaro ist, wenn auch nicht der Mozart'sche Knabe Amor, so doch ein bezaubernd unartiges, anmuthig launisches und kokettirendes Bürschchen, das eigentlich im Pariser Salon heimisch ist, aus dessen parfümirter und mit Lüsternheit geschwängerter Atmosphäre Mozart freilich gerade die Charaktere des Beaumarchais zu idealeren Regionen emporhob. Ebenso macht Frl. Lucca als Zerline in Auber's Fra Diavolo die ganze verführerische Liebenswürdigkeit ihrer niedlichen kleinen Person geltend. Aber es bleibt deßungeachtet zu beklagen, daß wir darum Beethoven's Fidelio, den ganzen Gluck und Weber und die übrigen Mozart'schen Opern außer dem Figaro entweder ganz entbehren oder doch nur in seltenen Fällen einmal als Lückenbüßer mit mehr als mittelmäßiger Besetzung an uns vorübergehen sehen müssen. Dafür haben freilich jene den ganzen Abend füllenden Ballete ein Uebergewicht gewonnen, das höchstens einem Gardelieutenant oder Börsenhelden noch nicht als ein „Zuviel" erscheinen dürfte. Ein Correspondent der Brüsseler Indépendance, aus dessen geistvollen Artikeln wir erfahren, daß er zum ersten Male Deutschland besucht, schreibt sehr beherzigenswerth über die Berliner Theater: Er müsse sich's immer selber zurufen, daß er sich in dem in Belgien und Frankreich für so gediegen geltenden Deutschland befinde, um es zu glauben. In der königlichen Oper zu Berlin wechselten Gounod's Margarethe, diese Parodie auf die herrlichste Dichtung der sonst doch ihren Goethe ehrenden Deutschen, mit Ballets wie Flick und Flock; im Victoriatheater tanze Rigolboche neben dem einbeinigen Tänzer Donato und werde von den Mitgliedern eines Pariser Vorstadttheaters zum Entzücken der Berliner die französische Zauberposse „der Hasenfuß" (le pied de monton) gegeben, dessen Pointe die sogenannte lebende Fontaine, ein von völlig in Tricot gekleideten, daher nackt erscheinenden Mädchen dargestelltes Tableau, sei; auf der Friedrich-Wilhelmstädtischen Bühne endlich mache la dame aux camelias übervolle Häuser. „Bin ich in Paris oder in Berlin?" ruft der scharfe Beobachter schließlich mit feiner Ironie aus. — Eine größere Mannigfaltigkeit entwickelt die Oper fast nur noch, wenn Gäste durchreisen. So verdankten wir Niemann vor Kurzem den Tannhäuser, die Hugenotten und den Cortez. Auch in der Wahl neuer Opern ist man in den letzten Jahren unglücklich gewesen. Es war auch nicht eine darunter, die nicht bei der ersten Vorstellung völlig Fiasko gemacht hätte. Wir nennen unter ihnen nur Actäa von Jean Bott, die Rose von Eria von Benedict und La Réole von Gustav Schmidt. Möchte der demnächst im Opernhause aufgehende Stern von Turan von Richard Wuerst nicht auch ein bald verlöschendes Meteor sein.

Wenden wir unsere Blicke von Berlin weiter nach Süden, so ist es zunächst München, das unsere Aufmerksamkeit in einem mehr als gewöhnlichen Grade auf sich zieht. Der junge König hat seinen Regierungsantritt auch auf künstlerischem Gebiete kennzeichnen wollen. Richard Wagner, für dessen Musik König Ludwig II. schon als Kronprinz schwärmte, erhielt sofort nach der Thronbesteigung eine schmeichelhafte Einladung nach München. Dort ist, nach den Mittheilungen musikalischer Blätter, ein glänzender Gehalt für ihn ausgeworfen worden, für den er seinerseits Baiern die Gunst zu erweisen hat, in München oder den herrlichen Thälern des bairischen Hochlandes, d. h. in der Nähe seines königlichen Gönners zu leben und zu componiren. Irgend weitergehende Verpflichtungen sollen dem Schöpfer des Tannhäuser und Lohengrin nicht gestellt worden sein. Der König wünscht jedoch, daß Wagner die Inscenesetzung derjenigen seiner Opern überwache, die bisher in München noch nicht gegeben worden. Dahin gehören der fliegende Holländer, Tristan und Isolde und, wenn wir nicht irren, auch Rienzi. Der fliegende Holländer wird in diesen Tagen in Scene gehen und Tristan und Isolde ihm sehr bald folgen, worüber wir seiner Zeit näher berichten werden. Vorläufig bedeutsamer wie dies Alles scheint uns die Thatsache, daß durch Wagner's Einfluß auf seinen königlichen Freund, sowie durch Liszt's in diesem Herbste stattgefundene Anwesenheit in München die Berufung der hervorragendsten Glieder der musikalischen Zukunftspartei nach Baierns Hauptstadt erfolgt ist. Hans v. Bülow verließ Berlin, um mit einem sehr bedeutenden Gehalt als Director des Conservatoriums der Musik und königl. bairischer Hofpianist nach München überzusiedeln. Außer ihm sind Herr Taufig, ein Schüler Bülow's, und Herr Weitzmann, der Theoretiker der Schule, mit Stellen versehen worden, während noch andere Angehörige der Partei folgen sollen. In München wird demnach unter Wagner's und Bülow's Führung abermals mit allen Mitteln versucht werden, was in Weimar unter Liszt so lange vergebens angestrebt worden, ja, was auch in Berlin eine Zeit lang durchgesetzt werden sollte: der Triumph der Zukunftsmusik über die übrige „verkommene und um ein Jahrhundert zurückgebliebene musikalische Welt". Wir fürchten jedoch, daß auch München sich als kein günstigeres Terrain für die Experimente, die man mit dem Publikum vornehmen wird, erweisen dürfte. Der Münchener kann sogar sehr bösartig werden, wenn man seinem Behagen und Geschmack Gewalt anthun will und die Hornringe, die er am Finger trägt, um besser „stoßen" zu können, sitzen ihm auch innerlich am rechten Orte, wenn er ihrer bedarf. Einen großen Fehler — wie sie aber deren überall macht — hat die Partei schon dadurch begangen, daß sie ihren Einzug durch ein maßloses Schmähen auf den würdigen verdienten Lachner und die ganzen bisherigen Musikzustände Münchens feierte. Das soll be-

reits so viel böses Blut gemacht haben, daß die königl. Kapelle, die sich in den Angriffen auf ihren Kapellmeister verletzt fühlte, erklärt habe, nicht unter Wagner spielen zu wollen und nur durch einen Befehl von oben hierzu genöthigt worden sei. Franz Lachner gehört unserer Meinung nach zu den hervorragendsten Talenten der Gegenwart und seine beiden Orchestersuiten in D-dur und E-moll zeigen, daß ihm die productive Kraft nicht nur nicht ausgegangen, sondern sich, wie wir dies häufig bei Tondichtern finden, im Alter erst zu ihrer vollsten Blüthe entfaltet hat. Dabei gehört Lachner zu den besten Dirigenten und geistvollsten Contrapunktisten unter den lebenden Musikern Deutschlands. Er ist daher ganz anders geeignet, sowohl der Kapelle fernerhin, wie auch einem bairischen Conservatorium der Musik vorzustehen, als ein Mitglied einer Schule, die alle strenge Gesetzmäßigkeit und alle feste Form in der Kunst für Zopf oder überflüssigen Ballast erklärt, ja, einen Mozart öffentlich einen „Schablonenmaler" genannt hat.

Es ist verhängnißvoll, daß Karl August und König Ludwig, deren Namen unvergänglich mit allem Großen, was in der deutschen Literatur und Kunst fortlebt, verbunden bleiben werden, Nachfolger fanden, die der Meinung sind, es ließen sich solche Blüthenepochen nationaler Geistescultur, wie sie die letzte Hälfte des 18. und das erste Drittel des 19. Jahrhunderts gekannt, willkürlich zum zweiten Male heraufbeschwören. Daher das musikalische Weimar der letzten zehn Jahre, daher das literarische und nun ebenfalls musikalische München der jüngsten Zeit. Ist denn aber der Sturm und Drang jener dort jetzt concentrirten musikalischen Richtung wirklich nur ein Strohfeuer? Wir wollen nicht ungerecht und unsererseits nicht ebenfalls intolerant sein. Schon Mephisto sagt: „Wenn sich der Most auch ganz absurd geberdet, es giebt zuletzt doch noch 'nen Wein." Hoffen wir darum, daß, wenn les enfants terribles dieses himmelstürmenden musikalischen Jungdeutschlands sich noch ein Paar Mal tüchtig die Köpfe eingerannt und, wie seiner Zeit Jungdeutschland in der Literatur, eingesehen haben, daß weder die Welt mit ihnen anfängt und aufhört, noch auch Ihresgleichen die Leute sind, die alten Götter zu entthronen, die wirklichen Talente unter ihnen sich ernüchtern und noch zu einer gesunden Entwickelung gelangen. Wer wollte leugnen, daß einem auf der entgegengesetzten Seite sich spreizenden Philisterthum in der Tonkunst und der sogenannten Kapellmeistermusik gegenüber, die sich auch innerlich breit auf ihren Sinecuren zur Ruhe setzt, jene musikalischen Brauseköpfe sogar Gutes gewirkt haben. Nur geschah dies leider bisher mit wenigen Ausnahmen in blos negativer Weise. Möchten dereinst positive Resultate folgen, die nur möglich, wenn man endlich zu der Einsicht gelangt,

daß geschlossene Kunstformen keine willkürlich dem Genie aufgelegte Fesseln, sondern die im Laufe der Jahrhunderte instinctiv entwickelten und zu plastischem Ausdruck gelangten Schönheitsgesetze sind.

Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

E. R.

Revue der bildenden Künste.

Octoberversammlung der deutschen Kunstgenossenschaft in Weimar. — Verbindung für historische Kunst. — Verein für christliche Kunst. — Die preußische Kunstcommission. — Wiener Aufträge. — Ausstellungen. — Kunstpflege in Dänemark. — Kirchliche Architectur. — Theaterbauten in Wien und München. — Restaurirungen. — Plastische Werke. — Nekrolog.

Die Illustratoren der Künstlerfeste konnten dieses Jahr ihren Crayon ruhen lassen; keine Aufzüge, keine Bankette, keine Festfahrten waren diesmal zu Papier zu bringen, um vom Grabstichel später verewigt zu werden. Nach den poetischen Tagen auf der Wartburg, wo Künstler den Ritterdienst übten, waren es heuer recht prosaische Tage, welche die Delegirten der deutschen Kunstgenossenschaft Anfangs October in Weimar zubrachten; aber prosaische Tage, die der Poesie des Künstlers nützlich werden und dienen sollen. Von Bingen bis Weimar war auf den Künstlerversammlungen so viel gesprochen und so wenig erzielt worden, die meisten Künstler erwiesen sich als so ungeeignet für die Debatte, die der Sache kurz zu Leibe gehen soll, daß es wirklich am Platze war, endlich einmal eine Versammlung zu halten, die ganz und gar nicht den Charakter eines Festes trüge und nur der Debatte gewidmet wäre. Diese Versammlung sollte nur von den Delegirten der Zweigvereine der Kunstgenossenschaft beschickt werden, um im Voraus alle unnöthige Breite abzuschneiden und sich auf das Wesentliche zu beschränken. Den Kernpunkt, um den es sich bei allen Versammlungen bis jetzt gehandelt, das Eigenthumsrecht, stellte man auch diesmal in den Vordergrund und man ist dem Ziele, wie es scheint, um ein bedeutend Stück näher gerückt. Der günstige Einfluß wurde hervorgehoben und nachgewiesen, welchen die Kunstgenossenschaft im verflossenen Jahre beim Bundestage auf die Darstellung und Fassung eines Bundesgesetzes zum Schutz des Urheberrechts an Werken der Kunst ausgeübt, und beschlossen, die dritte Lesung desselben den Localcomités mitzutheilen, ihre Rückäußerungen in kurzer Frist zu fordern und nach Befinden eine zweite Deputirtenversammlung zur endgültigen, einheitlichen Formulirung der Beschwerden der deutschen Kunstgenossenschaft einzuberufen, welche sämmtlichen Ministerien und Abgeordnetenhäusern Deutschlands eingereicht werden sollen. Die schwierige

Frage, die ohne die Künstlerversammlungen wohl nie zur Entscheidung gekommen wäre, ist nun doch in ein Stadium gerückt, wo man sich klar geworden, was man will und wie weit diese erreichbar. Daß dabei viel Illusion mit unterläuft, hat ein Aufsatz in den „Rezenstonen" kürzlich nachzuweisen gesucht, indem er behauptet, daß man viel zu viel Wesen von dem künstlerischen Eigenthum mache und der Kunst durch die Nachbildung gar nicht so viel Nachtheil entspringe. Wer den Debatten der Künstlerversammlungen angewohnt, ist freilich eines Bessern oder vielmehr Schlimmern belehrt worden. Wir fürchten nur, daß in dem Gesetz die Zügel zu scharf angezogen werden und dadurch vielfach das Ziel nicht erreicht wird. Die Bestimmungen ferner in Betreff der Bildung von Schiedsgerichten über die Zulässigkeit von Kunstwerken zu den großen Ausstellungen wurden nach dem Berliner Entwurf angenommen. Damit waren die tiefer eingreifenden Fragen erledigt. Der wunderliche Antrag, die Frage zu entscheiden, ob Photographieen als Kunstwerke zu betrachten seien, eine Frage, die man ganz einfach mit nein beantworten muß und nur aus Privatrücksichten oder momentan bestochen von einer schönen Photographie, bejahen kann, wurde mit Stillschweigen übergangen; ebenso wie die Anträge betreffend die Ausstellung von Transparentbildern und die künstlerische Ausschmückung der Kirchhöfe. Dagegen konnten über den Stand der allgemeinen Transportversicherung von Gilli die zweckentsprechenden Mittheilungen gemacht werden. Die Geschäftsordnung der Versammlungen, welche bisher sehr im Argen lag, wurde endgiltig festgestellt, das Geschäftsjahr als mit dem 1. Januar beginnend, festgesetzt und die Erhöhung der Beiträge abgelehnt. Vorort bleibt Weimar; die nächste Versammlung wurde nach Kiel verlegt, wo dieselbe im August stattfinden soll. Damit war der Antrag einer allgemeinen deutschen Ausstellung in Dresden für nächstes Jahr abgelehnt und ebenso die Einladung Kassels. Bei Gelegenheit des Kieler Festes, welches die Künstler nach dem neueroberten Stück deutscher Erde führt, wird das von Gilli gearbeitete Denkmal des Altmeisters deutscher Kunst, Asmus Carstens, in St. Jürgens (Schleswig) enthüllt werden. Das Archiv der deutschen Kunstgenossenschaft endlich wird nach Beschluß in dem zuerst vollendeten Künstlerhause deponirt werden. Welche Stadt wird die glückliche sein: Wien, Dresden, Berlin? Noch kam ein Antrag von außen herein, der die Kunstgenossenschaft in hohem Grade ehrt. Auf den Antrag des Central-Dombauvereins in Köln: die deutsche Kunstgenossenschaft möge die Beschaffung der erforderlichen Anzahl von Kunstwerken, welche bei der vom Dombauverein zu veranstaltenden Prämiencollecte als Gewinne dienen sollen und für deren Ankauf vor der Hand für das erste Jahr 30,000 Thaler bestimmt seien, in die Hand nehmen, wurde beschlossen, die Anträge sofort zur Ausführung zu bringen. Die erforderlichen Kunstwerke für die Lotterie

sollen nehmlich lediglich aus dem Kreise der Mitglieder beschafft werden. Infolge dessen sind von dem Vorort Weimar aus die entsprechenden Aufforderungen an die 23 Zweigvereine der Genossenschaft, welche gegen 1700 ordentliche Mitglieder umfassen, gerichtet, die gestellten Bedingungen mitgetheilt, und in den zehn Kunststädten Wien, München, Düsseldorf, Dresden, Berlin, Weimar, Stuttgart, Königsberg, Frankfurt und Karlsruhe Schiedsgerichte organisirt worden, welche über die Zulässigkeit der zu sendenden Kunstwerke zu entscheiden und den Transport zu vermitteln haben. Die Angelegenheit ist bereits so weit gefördert, daß die Ausstellung in Köln am 1. Januar wird eröffnet werden können. Die Kunstgenossenschaft, die über ihre eignen Werke auf solche Weise zu Gerichte sitzt, fördert dabei ihre Zwecke, indem sie an einem großen Werke mitbauen hilft und jene „schönsten Thore" der Welt öffnet, die einst für die Thore zur deutschen Einheit gegolten haben.

Die Verbindung für historische Kunst tagte in der Mitte des Septembers in Breslau. Es ist ein bedeutsames Zeichen für die Stellung dieses Vereins, der so Großes wirken könnte, wenn er die Wege einschlagen wollte, die ihm von Wohlmeinenden und Sachverständigen bezeichnet worden und auch in unsrer Revue zum öftern zur Sprache kamen, daß nur 33 Gemälde, Cartons und Skizzen eingesandt wurden und diese 33 von nur 15 Künstlern. Vergleicht man die obengenannte Zahl deutscher Künstler und die Zahl historischer Bilder auf unsern großen Ausstellungen, so ist kein Zweifel, daß die Anregung, welche von dieser Verbindung ausgeht, nicht hoch angeschlagen werden darf. Die Verbindung hatte sechs weitere Gemälde, die ihr Eigenthum sind, ausgestellt, von denen drei verlooft wurden: Descoudres' Trauer vor der Grablegung, J. Hübner's St. Stephanus und Martersteig's Dichterkrönung Hutten's. Indessen scheint man sich denn doch der nationalen Aufgabe des Vereins mehr bewußt geworden zu sein: denn nach sehr bewegter Debatte wurde beschlossen, Camphausen und Sigm. L'Allemand mit Aufgaben zu betrauen, welche die Großthat der deutschen Gegenwart, die Befreiung der Elbherzogthümer vom Druck der Dänen durch zwei Kunstwerke verewigen sollen: und zwar durch den Uebergang nach Alsen und die Schlacht bei Oeversee. Das ist schon ein Schritt näher der Aufgabe, die der Verein entschieden sich stellen muß. Diese Beschlüsse wurden indeß nicht ohne starken Widerspruch durchgesetzt. Die Minorität machte geltend, daß die Verbindung den Zweck habe, nur die große Historienmalerei zu unterstützen, nicht aber das historische Genrebild, zu welchem das Schlachtengemälde als ein untergeordneter Zweig der Historienmalerei zu rechnen sei. Sonst werde man leicht in den Fehler der Franzosen fallen und in die Fußstapfen der Vernet ꝛc. treten, deren Bilder den Eindruck des Selbsterlebten ohne künstlerische Vertiefung machen. Die historische Verbindung müsse ihre Aufgabe höher fassen und ideale Zwecke nicht dem

Streben opfern, den momentanen Beifall des großen Publikums zu erringen Wir haben unsre Ansicht schon zu oft hier ausgesprochen, um noch dagegen zu remonstriren. Unter den eingesandten Arbeiten fanden besondere Anerkennung: Feod. Dietz' Blücher in der Neujahrsnacht 1814, Max Adam's Einzug Kaiser Barbarossa's in den Kyffhäuser, Tetzel von Hammel in Frankfurt und Rudolph von Habsburg an der Leiche Ottokar's von A. Dietrich in Dresden. Aus dem Verzeichniß der eingesandten Bilder geht hervor, wie unendlich unglücklich wir Deutsche in der Wahl der Sujets sind. Auf unsern Akademieen dürfte eine vernünftige Unterweisung in diesem Punkte sehr noth thun. Jeder Ausstellungskatalog böte dazu das geeignete Handbuch. Freilich könnte dieser Unterricht in seltenen Fällen von den Lehrern der Historienmalerei gegeben werden, da diese selbst darin unglaublich Taktloses und Ungeschicktes leisten. Wie prächtiger Stoff auch für den Humoristen darin liegt, ist er bis jetzt nur von Carricaturenzeichnern ausgebeutet worden. So betrübsam im Allgemeinen, wie gesagt, die Ausstellung der Verbindung für historische Kunst war, so schwächlich war die des „Vereins für christliche Kunst", welche alljährlich in München veranstaltet wird. Sie zeichnete sich vorzüglich durch die sehr unchristliche Stümperhaftigkeit der zugelassenen Productionen aus. Daß so elendes Zeug gemalt werden müsse, dafür gebe es gewiß keinen einzigen Grund, meint Pecht, aber sehr viele dagegen, vor allen den, daß durch schlechte Bilder die Religion selbst herabgewürdigt wird, da ihre Ideale ja lächerlich gemacht werden. Ohne Zweifel, fährt er fort, ist die religiöse Malerei die schwerste von allen, aber eben deshalb thäten weniger begabte Künstler viel besser, anstatt eignes Schwaches und Zweckwidriges zu Markte zu bringen, lieber das zu wiederholen und durch Copieen zu vervielfältigen, was gerade in diesem Fache mehr als in jedem andern schon so Herrliches und Erhabenes geleistet worden ist, daß es selbst durch die elendeste Nachahmung nie ganz ruinirt werden kann. Unserer Ansicht nach ist für die religiöse Anschauung, die keine Entwickelung kennt und zugiebt, das Bild, das aus der mittelalterlichen Anschauung hervorgegangen, immer richtiger, als ein von modernem Zweifel doch leicht angekränkeltes, und die Nazarener würden gescheiter daran thun, zu copiren, was sie selbst nicht machen können, das Beispiel der russischen Kirche nachahmend, deren modernste religiöse Bilder zum Verwechseln ähnlich im mittelalterlichen Typus gehalten sind. Doch wir sehen gern von dem unerquicklichen Gebiete der religiösen Malerei ab, wenn wir sehen, wie der Staat seine Aufgabe gegenüber der Kunst begreift und ihr nationale Aufgaben giebt, sie im Dienste der Nation verwendet. Und Preußen geht hier voran. Die aus den Directoren und andern Vertretern der drei preußischen Kunstakademieen gebildete Commission, welche berufen wurde, ihr Gutachten über angemessene Verwendung der im Staats-

haushalte für Kunstzwecke aufgeworfenen (allerdings immer noch nicht sehr bedeutenden) Summe von 25,000 Thlr. abzugeben, hat beschlossen, dem Ministerium nachfolgende Bestellungen und Ankäufe zu empfehlen: die Ausführung eines Frescogemäldes im Sitzungssaal des Schwurgerichts zu Köln und eines gleichen zu Danzig; die Bestellung eines großen Bildes aus dem schleswig-holsteinischen Kriege, für welches eine Concurrenz zu eröffnen wäre, und den Ankauf des von Prof. Steffeck gemalten Bildes aus der preußischen Geschichte: „Markgraf Albrecht Achilles entreißt in der Schlacht dem Nürnberger Reiter die Fahne." Wir nehmen mit Freuden von dem Schritte Act, indem wir darauf verweisen, was wir früher gesagt, wie dieser Schritt noch fruchtbarer für die Nation und die Kunst gemacht werden kann. Auch in Wien, wir fügen dies sogleich an, wurden vom Staate acht Historienmaler mit Aufträgen betraut, neben den zwei Landschaftsmalern und drei Genremalern, Bildhauern und Kupferstechern: nämlich Trenkwald mit dem Carton zur Ausschmückung des Festsaals im Gymnasium, Swoboda mit einem die 500jährige Jubelfeier der Wiener Universität illustrirenden Carton, Sigm. L'allemand mit einer Kampfscene aus Schleswig, und Schöne mit dem Auszug der tyroler Studenten in den italienischen Krieg 1848, für das Ferdinandeum. Ein paar Altargemälde laufen auch mit unter. Wir rücken aber unserer Idee doch immer näher. —

Die Tage des Spätsommers und Herbstes sind die Tage der großen Ausstellungen, die wir in der gegenwärtigen Revue eingehender zu bedenken versprochen haben. Die franco-spanische zu Bayonne möge an der Spitze stehen. Eine internationale Industrie- und Kunstausstellung in der französisch-spanischen Grenzstadt sollte die beiden Nationen einander näher führen. aber die Spanier mußten das peinliche Gefühl von hier mit sich nehmen, daß die Franzosen sie weit hinter sich zurücklassen. Eine Serie von Aquarellen Eugen Delacroix' überzeugte sie, daß die Franzosen den spanischen Charakter so treu aufzufassen verstehen, als sie selbst: durch eine Reihe andrer französischer Bilder war der Beweis fortgeführt. Von spanischen Originalbildern trug unstreitig Federigo Madrazo, der schon 1855 auf der Pariser Ausstellung großes Aufsehen gemacht, durch seine Portraits den Sieg davon; eine Sammlung architektonischer Zeichnungen, von der Madrider Bauschule gesandt, war ungemein interessant und zeigte, daß die heutigen Bauleute Spaniens ihre großen Denkmale nicht umsonst vor Augen gehabt. Von Sculpturen sind die prächtigen spanischen Maulthiertreiber Antonio Marin's aus Malaga mit Nachdruck zu erwähnen, wegen ihrer geistvollen Auffassung des ächt Nationalen. Endlich hatte das k. Industrieinstitut von Madrid Zeichnungen eingesandt, welche bewiesen, daß die spanische Regierung die Wichtigkeit des Einflusses der Kunst auf die Industrie einzusehen

beginne. Wir sehen, es regt sich in dieser Beziehung überall, selbst in Ländern, welche der Cultur so lange verschlossen geblieben.

Belgien sah das merkwürdige Schauspiel zweier großer Ausstellungen beinahe zu gleicher Zeit: Brüssel und Antwerpen, welche beständig rivalisiren, wollten sich einmal überbieten, indem sie ihre Stellung in der Kunstwelt durch die Masse der Bilder, die sie in ihren Sälen auszustellen im Stande wären, zu entscheiden suchten, und wirklich, wenn es auf die Masse ankäme, so hätten sie beide das ihrige redlich geleistet, aber eben wo man die Masse in der Kunst zeigt, zeigt sich auch, daß sich das Gute auf wenig beschränkt und daß eine kolossale Ausstellung das Auge für das Gute schwächt und irrt. Die Brüsseler, denen man eine zu große Vorliebe für Frankreich zum Vorwurf macht, wollten diesmal namentlich die Deutschen zu ihrer Ausstellung heranziehen und hier galt es vor allem das Monumentale zu premiren. Die Brüsseler Ausstellung trug deshalb auch einen ganz neuen eigenthümlichen Charakter. Es war eine internationale Ausstellung von Cartons mit Einschluß von Photographieen kolossaler Werke, neben welchen die Ausstellung von Oelgemälden kaum zur richtigen Würdigung kam, so sehr fesselten diese Werke, welche zum ersten Male einen Vergleich zwischen Deutschen, Belgiern und Franzosen in dieser Branche der Kunst gestatteten. Am meisten Beifall gewannen Kaulbachs Reformation, die beiden Cartons von Echter: Telegraph und Lokomotive, Preller's Odysseebilder, die Cartons des Düsseldorfer Müller; Bendemann, Heß und Steinle ließen kälter; von den Belgiern hat Guffens durch seine vaterstädtischen Cartons vorzüglich angesprochen und van Orsel durch die Zeichnungen zu seinen Wandgemälden in der Kirche Notre Dame de Lorette in Paris; auch Gerard, Swerts und de Taye fanden Anerkennung; von den Franzosen trug der kürzlich verstorbene Flandrin den Sieg davon, obgleich auch Delaroche, Perrin, Chevenard und Orsin vertreten waren. — Die Antwerpner Akademie, die zugleich große Festtage, ihre Stiftung, feierte, hatte alles gethan, um eine glänzende Ausstellung zu veranstalten. Nicht weniger als 400 Bilder hatte sie in ihren Räumen vereinigt, und wer die prächtige Art der Aufstellung kennt, weiß was das heißen will. Die Bilder waren alle in der richtigen Höhe in schwarzen Kisten ausgehängt, welche die Rahmen schützen und, indem sie die Bilder isoliren, den Effect erhöhen, den schädlichen Einfluß des Nebeneinander abschwächen. Belgien, Frankreich, Holland, Deutschland waren auf der Ausstellung vertreten — letzteres am schwächsten, ganz vereinzelt Italien, Schweiz und Rußland. Die Brüsseler waren beinahe ganz ausgeblieben. Die Antwerpner wollten der Hauptklage ihrer Gegner bei dieser festlichen Gelegenheit begegnen, indem sie dem vom Auslande Gesandten den besten Platz einräumten, und wir haben deshalb doppelt zu beklagen, daß Deutschland sich so schwach betheiligte, während

doch auf dem Künstlertag von 1862 mit Antwerpen ein innigeres Bündniß geschlossen schien. Das größte Contingent kam von Frankreich: Flandrin war hier ebenfalls glänzend vertreten durch sein „Junges Mädchen“ und seinen Napoleon. Wenn man auch seiner Reverie weniger Gutes nachsagen kann, den ganzen Delacroix aber haben wir in seiner Erziehung des Achilles, in der er die Majestät des griechischen Bildhauers mit der mächtigen Farbe des Rubens verbindet, während seine Löwenjagd etwas gar zu Wildes hat. Als einer der raffinirtesten Coloristen, dem es zu großer Wirkung nur an der Solidität fehlt, trat uns Fromentin entgegen. Ein Venezianer von Paris ist Robert Fleury, dessen Tod des Tizian ein großartiger Wurf in der Composition ist. Bilder voll leuchtender Farbe schickte Corot. Der Herzog von Guise sagt uns auf den ersten Blick, daß er nur von Comte sein kann. Den versteckten Brion mußte man ebenfalls gleich herausfinden. In Perignon lernten wir einen neuen Portraitisten, in Berchere einen sehr tüchtigen Orientalisten, in Pasini einen Perser, in Levy einen Neugriechen, in Hanoteau einen Naturalisten, in Lugée einen Realisten kennen. Unter den Aquarellisten zeichnete sich Roberts aus. Die Belgier waren in der Ausstellung natürlich am würdigsten vertreten: vor allem de Keyser mit vier Bildern, dem Hof Lorenzo Medici, der Erfindung der Zeichnenkunst, Gretchen in der Kirche und einem Portrait. La vertu triomphante von van Lerius war namentlich im Colorit brillant; Alexander Markelbach gab zwei trefflich gemalte Bilder, die letzte Stunde Karl's I. von England und die Wittwe Karl's I. im Kloster Chaillot. Wunderbar und befremdlich wie sein Name, aber großartig und originell waren Alma Tadema's Egypter der achtzehnten Dynastie und die Scene aus dem Leben der Frankenkönigin Fredegunda. Pauwes, der Belgier, der jetzt an der Weimarer Akademie lehrt, fand große Anerkennung mit seinem für München bestimmten Geschichtsbild: Genuesische Gesandte werden zur Demüthigung von Ludwig XIV. von diesem in Versailles empfangen. Kleinere und Genrebilder von Werth lieferten Brackeleer, Madru, Lies. Von den Holländern haben besonders J. Israels „erstes Seebad“ und die beiden Bilder Hamin's: Das Gebet für den Verstorbenen und der letzte Blick auf den Leichenzug gefallen. Von den übrigen Holländern nennen wir mit Auszeichnung Kruseman, Hanedoes, Burgers, Waldorp, Verveer und Springer. Die Düsseldorfer hatten das deutsche Contingent geliefert: Achenbach voran mit einem Meisterwerk, der Küste von Scheveningen, Christian Böttcher dann mit seinem poetischen Abend im Schwarzwald, Schreyer mit seinen erschreckten Pferden, welche große Sensation machten, Schirmer mit der bekannten Serie biblischer Landschaften, Bendemann mit einem Portrait Schadows, Hübner mit einem netten Genrebildchen: Das Portrait der Geliebten, und außer diesen die Leu, Lindlar, Herzog, Müller, jene ganze Kolonie von Nomaden, welche

sich der mehr oder minder treuen Portraitirung der Berge und Seen Tyrols und der Schweiz gewidmet. Unter den plastischen Arbeiten hat Rietschels Rauch das größte Aufsehen gemacht. Die Italiener lieferten Aquarelle; Calame, der Schweizer und Swertschkow, der Russe, namentlich der Letztere, haben, obgleich nur schwach vertreten, doch viel von sich reden machen. — Ist auf der Brüsseler Ausstellung deutsche Kunst durch die großen Cartons zur Geltung gekommen, so hat sie auf der Antwerpner nicht in dem Grade durchgeschlagen, wie sie es verdient, was ihr aber freilich neben den brillanten Coloristen schwer wird. Die Münchner haben sich deßhalb ganz ferne gehalten. — Einer andern Anerkennung dürfen wir uns um so mehr freuen: es ist die Ausstellung ausschließlich deutscher Kunstwerke, mit deren Organisation man gegenwärtig zu Paris beschäftigt ist.

In erster Linie unter den deutschen Ausstellungen steht die große akademische Kunstausstellung, welche alljährlich in Berlin stattfindet, und die diesmal besonders glänzend war, wenn sie auch numerisch mit den früheren nicht gleichen Schritt hielt. Der Katalog, der früher immer anderthalb tausend Nummern zählte, hat in diesem Jahre nur 856 Kunstwerke zu verzeichnen. Die Commission, welche ihr Urtheil über die Zulässigkeit auszusprechen hat, wies 60 Arbeiten zurück, während in Paris mehr als tausend Werke zurückgewiesen werden mußten. Es scheint in Deutschland also doch immer noch nicht so viel Erbärmliches producirt zu werden. Das Virtuosenthum hat sich außerdem mehr in den Hintergrund zurückgezogen und es tritt die Idee wieder in ihre Rechte: man hat dies namentlich in der Genremalerei beobachten können, welche diesmal weit mehr Werke zeigte, die Gemüth und Geist ansprachen, als in früheren Jahren, ohne daß dabei das technische Geschick zu kurz käme. Genre und Landschaft treten am bedeutendsten auf. Die Historie steht in zweiter Linie, nur das historische Genrebild, wie die stricte Observanz der Historiker von Breslau das Schlachtenbild nun einmal zu nennen beliebte, ist reicher bedacht. Lessing's Huß vor dem Scheiterhaufen, der nun der Nationalgalerie gehört, paradirte Ehren halber. Ihm zunächst hat Ferd. Pauwels am meisten die Aufmerksamkeit auf sich gezogen durch seine „Rückkehr der Verbannten des Herzog Alba" Am Strande der Schelde, wo die Bewohner sich versammeln, sieht man die Patrioten auf Böten sich der Stadt nahen, während den Mittelpunkt die Gruppe einer Frau und ihres Gatten bildet, der eben ausgestiegen ihr in die Arme sinkt. Der Künstler, der an der Weimarer Schule lehrt, hat ein unendlich ergreifendes Bild geschaffen, reich an malerischen Motiven, deutsche und vlämische Kunstvorzüge, Tiefe der Empfindung und warmes Colorit verbindend. Plüddemanns Konradin auf dem Blutgerüste entbehrt nur des warmen Colorits, um ein ganz treffliches Bild zu sein: die Charakteristik ist scharf und klar. Auch Piotrowski hat in seinem Bilde

„Königin Marie Antoinette wird ihr Sohn entrissen" den historischen Geist getroffen. Jul. Schrader hat eine rührende Episode aus der Geschichte gewählt: Philippine Welser überreicht dem Kaiser Ferdinand zu Schönbrunn ihre Bittschrift. Der Vorgang ist bedeutsam genug, um ihn zu einem historischen pur sang zu stempeln, wenn auch manche ihn nur für ein Genremotiv halten werden. Die Gruppirung, die Charakterisirung der einzelnen Figuren ist so klar und prägnant, daß wir in jedem Zuge die Wichtigkeit des Aktes herausfühlen und das Bild der Welserin giebt einen dauerhaft fesselnden Mittelpunkt. Die Cäcilie Heyden's und die „Eitelkeit" Schlosser's zeigen die Gegensätze geistiger Verklärung und sinnlicher Selbstbespiegelung, wir möchten dem Ersteren entschieden den Vorzug geben. Der Franzose Boutibonne hat die Leda zu einer Lorette herabgewürdigt, indem er den Correggio noch übercorreggiot und die Formen förmlich verschwimmen ließ. Erfreulicher um ihrer Frische und ihrer Ausführung willen sind die Bilder aus dem letzten Kampf für deutsche Ehre, und hier steht Camphausen aus Düsseldorf obenan mit seinem Observatorium von Dünth (Schleswig). Prinz Friedrich Wilhelm und Karl beobachten den Angriff der Sturmcolonnen, während Wrangel auf der Brustwehr sitzt und nach dem heftigen Kampfe in der Ferne blickt. Das Bild ist voll Kraft, Leben und Wahrheit und die Hauptfiguren in treuester Portraitähnlichkeit aufgefaßt. Ein unendlich reiches Bild ist Kretschmars Prinz Friedrich Karl, wie er von der Düppeler Schanze Nr. 4 den Angriff auf den Brückenkopf leitet. Die Verwirrung des Kampfes ist meisterlich dargestellt, die Gruppe von Offizieren, in ihrer Mitte den Prinzen, hochstehend, voll Leben und Unmittelbarkeit der Anschauung. Camphausen hat außerdem auch in die frühere Zeit zurückgegriffen: unter den vier Bildern zieht besonders Friedrich des Großen Revue bei Potsdam an. Camphausen wußte dem trockenen Akt ein ganz eigenthümliches Interesse zu verleihen, das nicht einzig auf den historischen Figuren beruht. Es ist eben das Arrangement, die künstlerische Gestaltung Moritz Oelf's Schlacht an der Katzbach und Hünten's Patrouille Seidlitzscher Cürassiere dürfen neben den Camphausen wohl genannt werden. Den Uebergang zum Genre mag das deutsche Sagenbild „Berchta und die Heimchen" von G. Spangenberg bilden. Die verstorbenen Kleinen tragen in Krügen die Thränen, die ihre Eltern um sie geweint, über die Saale fahrend, fort. Die ernste Stimmung des Tones bildet einen ergreifenden Contrast zu den anmuthigen Kindergesichtern. Im Genre selbst steht Knaus unbestritten obenan; so manche ihm auch im Einzelnen nahe gekommen, im Ganzen überragt er sie doch. Das bedeutendste und größte der von ihm ausgestellten Bilder sind die Passeyrer Robbler, welche von ihrem Pfarrer ausgescholten werden; so unbedeutend der Vorgang scheint, hat Knaus eben den Nagel auf den Kopf getroffen. Die beiden Raufbolde, der eine mit

verbundenem Kopfe, der andere mit verwundeter Hand, kräftige, stämmige Bursche, die vor keiner Faust zurückschrecken, beugen sich hier der Autorität der geistlichen, und somit der geistigen Gewalt, während ein Dritter, der mitgegangen, ungläubig dreinschaut. Die Gegensätze des spindeldürren Männchens, der hier die physische Kraft unter seinen Zeigefinger sich demüthigen sieht, und dieser geistigen Kraft sind meisterhaft charakterisirt. Die Situation ist klar und verständlich, die Mache bewunderungswürdig. Die Wochenstube — zwei Gevatterinnen, unbekümmert um die Wöchnerin im eifrigen Geschwätz begriffen, darstellend — ist, trotz der Einfachheit der Situation, doch ein Genrebild erster Größe. Auch Riefstahl hat die Passeyrer Hirten in einer Feldandacht auf die Leinwand gebracht und damit die Gunst der Künstlercommission mit Recht errungen: es ist zur Anschaffung für die Nationalgalerie empfohlen. Das Publikum hatte seine größte Freude an P. Meyerheims Menagerie, welche den Schlangenbändiger und das leichtgläubige Publikum in gleich treffender Weise charakterisirt. Auch sein „Ziegenhändler im Dorfe" zeugt von seiner Naturbeobachtung. Zwei allerliebste Genrebildchen haben Wilh. Sohn und Hiddemann ausgestellt: ersterer in seiner Gewissensfrage, in welcher die Mutter ihrer Tochter das Liebesgeständniß ablockt, ein Bild, welches zeigt, daß das Alte ewig neu bleibt, wenn es von den rechten Händen behandelt wird; der zweite in einer Kinderscene, in welcher ein Junge das Gleichgewicht zwischen steifem Anstand und Ausgelassenheit durch seine auf den Tisch gelegten Füße herstellt. Vautier hat durch seine Verlegenheitsscene, seine Dorfschenke und den Ziegenbock, der ein Liebespärchen stört, sich als trefflichen Charakteristiker aufs neue erwiesen. Außer diesen sind Kraus' Besuch des Bürgermeister Six bei Rembrandt, Lehmanns Graziella, Brücke's Fischer am Strande von Neapel, Carolus Erwartung, F. Beckers Bravo, Tiedemands Norwegische Fischer und Austheilung des Abendmahls, Nordenberg's Brautwerbung und Hosemanns „Uckermärker und die Importirten" mit warmer Anerkennung hervorzuheben. Die Thierstücke, welche auf früheren Ausstellungen eine so große Rolle spielten, sind diesmal beinahe ganz ausgeblieben. Am bedeutendsten treten uns wieder Volz und Freese gegenüber; pikant ist eine „Erinnerung an Nubien" von Gentz, welche eine endlose Masse von Flamingos und Pelikanen an den Ufern des Nil versammelt, weniger pikant, aber nüchtern wahr sind Ockel's und Krockows Thierbilder. Rühmenswerth sind die Bilder von Steffeck, Paul Meyerheim, Lachenwig und Clara Wille. — Die Landschaft überwiegt diesmal, wie seit langen Jahren, quantitativ und qualitativ: ihr gehört das Gros der malenden Künstlerwelt an, und wenn sonst der Dilettantismus und die Mittelmäßigkeit sich hier besonders breit machten, so kann man dies von der gegenwärtigen Ausstellung nicht sagen. Im Gegentheil ist des Trefflichen

gar vieles da und Düsseldorf hat das bedeutendste Contingent gesandt. Am meisten haben Schirmer's sechs große Doppelbilder, biblische Landschaften mit Figurenstaffage aus dem Leben Abrahams, angesprochen, welche bereits auf längerer Wanderung begriffen sind: Naturwahrheit, Idealität, Poesie, Virtuosität und Stylisirung, die wir sonst nur vereinzelt finden, sind hier vereint; das Gleiche gilt von seinen italienischen Landschaften u. a. — Zimmermann hat in seinem Unwetter im Berner Oberlande die Natur in großen Zügen gemalt, die Verwilderung in ihrer colossalen Wirkung. Graf Kalkreuth hat der Alpenlandschaft ihre großen Reize abgelauscht in seiner Landschaft aus den Pyrenäen und dem Schloß des h. Graal. Den Frieden der Natur gab uns Rollmannn aus Düsseldorf in seinem Bild „aus dem bayrischen Gebirge" zu kosten. Interessant ist der Gegensatz, der uns in den Bildern zweier nordischer Maler, Scherres nehmlich aus Danzig und Behrensſohn aus Königsburg, entgegentritt. Während der letztere den Süden mit der ganzen Farbenpracht auf die Leinwand zaubert, weiß der Erstere der kahlen Natur des Nordens noch eine tiefe poetische Seite abzugewinnen, obgleich er die Farbe gewissermaßen meidet. Die beiden Achenbach fehlen nicht; sie sind zu oft charakterisirt, um hier Worte zu verlieren. Dann zeichnen sich noch ferner aus: Hamm, Chr. Röttecken, A. Becker, Knorr, Deiters, sämmtlich aus Düsseldorf, Gieseler, Spangenberg, Ruths durch wirklich Hervorragendes, während, wenn wir alles Gute nennen wollten, die Liste sich verdoppeln, verdreifachen würde. Bei der Marine gedenken wir jedoch besonders Judis Hoguet's, Eschke's und Schotel's. — Im Portrait stellt Berlin allein schon ein sehr ansehnliches Contingent; diesmal hat vor Allem wieder D. Richter mit dem Bildnisse eines Knaben Aufsehen erregt. Die natürliche Haltung, das glückliche Erfassen des Momentes stempelt es zu einem Meisterwerke. Das ist Natur und Leben, wie die Photographie ganz todte Natur ist. Der bekannte Lauchert, den man wegen seiner Aristokratiebilder den Durchlauchert nennt, tritt sogar gegen Richter zurück. Nächst ihm ist Ploekhorst zu nennen mit seinen Bildnissen eines Knaben und dem des Prinzen Friedrich Karl. Auch Hopfgarten zeigt sich in alter Frische, und der Genremaler Knaus schielt gern einmal ins Portrait hinüber, obgleich er sich in kleinem Formate beschränkt. Endlich ist besonders noch Hummel's zu gedenken, der einige gediegene Portraits ausgestellt. — In der Plastik, über deren schwache Vertretungen an den Kunstausstellungen weiter unten die Rede sein wird, nimmt wohl Schilling's Gruppe der „Nacht" unbedingt den ersten Rang ein. Mit Recht ist das Werk von der Götheſtiftung prämiirt worden; es zählt zu den bedeutendsten Schöpfungen der Plastik überhaupt. Die Gruppe wird einen Theil des Cyclus der Jahreszeiten bilden, welche für die Treppe der Brühl'schen Terrasse in Dresden bestimmt sind. Schilling hat der

Nacht ihre Schrecken genommen, die ihr sonst als Attribute beigegeben wurden, und ließ den Traum als den erfreulichsten Gefährten in Gestalt des Phantasus sich der edel geformten Frauengestalt der Nacht nähern, während sie sich zu dem Müden neigt, der, an ihre Kniee gelehnt, entschlummert ist. Schlaf und Traum sind knabenhaft jugendliche Gestalten, deren Bewegung einen wunderbaren Fluß der Linien zeigt, während über dem Ganzen die ächt plastische Ruhe ausgebreitet ist. Es ist ein überaus glücklicher Gedanke, auf den ein gewaltiges Formtalent gekommen. Begas „Venus und Amor", das Bild eines eminenten Künstlers, ist bei vieler Ursprünglichkeit und Leichtigkeit der Behandlung doch flüchtig und roh. Mehr im Sinne der Antike ist Ed. Meyer's Bacchus gehalten. Die verlassene Psyche Sußmann-Hellborn's ist durch die heftige Bewegung des Gewandes beeinträchtigt; glücklicher ist sein Friedrich II. für den Rathhaussaal von Breslau. Mehr seinen Formensinn entwickelt H. Wittig in seinem Engel und der Schnitterin. Außer diesen ist die große Gruppe St. Hubertus mit dem Hirsche, von J. Janda, eine Bacchantin von M. Schulz, und die Figuren eines Fischers und Jägers von J. Franz zu rühmen. Die Ausstellung fand von Anfang bis zum Schlusse unter dem Andrang eines überaus zahlreichen aufmerksamen Publikums statt und der Sinn für Kunst scheint wirklich immer tiefer Wurzel zu greifen, namentlich wenn er durch so tüchtige Anschauung genährt wird, wie bei der geschilderten Ausstellung, die eine Reihe von Auszeichnungen zur Folge hatte: Bautier, Pape, A. Richter erhielten die große goldene Medaille, Pauwels, Schilling, Rietschel, Stryovski und der Kupferstecher Barthelmess in Düsseldorf die kleine goldene Medaille für Künste.

Die rheinische Kunstausstellung bot uns auf dem Gebiete der Landschaft wirklich Erfreuliches. Die Historie war kaum vertreten, das Genre nur in sehr verzwickten und gemachten Situationen. Ein prächtiges Architekturbild war Willes Binger Rathhaus, ein Landschaftsbild von großer Bedeutung Eberts Partie aus der Campagna, sonst dürfte unter den vierhundert Nummern, welche mit Namen schlecht bedacht waren, kaum etwas mit Nachdruck zu nennen sein. Die Trostlosigkeit dieser Wanderausstellungen hat zu ernsteren Betrachtungen Anlaß gegeben; die Lebensfrage wurde endlich einmal auf die Tagesordnung gesetzt und zwar durch den Antrag der Vereinsstadt Stuttgart, welche bei der Versammlung der sieben Städte Straßburg, Mainz, Darmstadt, Mannheim, Karlsruhe, Freiburg und der Antragstellerin vorschlug, die bisherige Jahresausstellung fallen zu lassen, d. h. in ständige, beziehungsweise monatliche Ausstellungen zu verwandeln. Durch diesen Antrag hofft man eine bessere Würdigung der Bilder und damit größere Empfänglichkeit zu wecken, in Folge deren dann naturgemäß auch die Beschickung eine bessere würde. Durch öftere Ausstellungen müßte

der Kunstsinn der Städte, die nicht im Besitz eigner Gallerien sind, nachhaltiger geweckt werden, als wenn nur jährlich einmal eine Anzahl Bilder flüchtig beschaut wird, und eine solche Wirkung und Belebung des Kunstsinns sei ja eben nur der Zweck der Kunstvereine, weshalb Opfer dafür nicht gescheut werden dürften. Die größeren Städte sprachen sich für den Vorschlag aus und Karlsruhe lieferte den Beleg durch seine ständige Ausstellung, Straßburg aber und die kleineren Städte sahen sich in ihrer Existenz bedroht, indem die Kosten durch die gehofften Vortheile bei der Unsicherheit des Ergebnisses nicht aufgewogen würden. Der rheinische Kunstverein, der zwanzig Jahre besteht, drohte in die Brüche zu gehen, doch beschloß man, die bis 1867 eingegangene Verbindung aufrecht zu erhalten. Eine Commission wurde beauftragt, die Ausführbarkeit des Vorschlags womöglich bis zu dem Jahre 1866 als Probejahr zu berathen und Vorschläge zu machen. Die Idee der permanenten Ausstellungen, einmal angeregt, kann nicht anders als durchgreifen und den Kunstvereinen in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist der Untergang geschworen, selbst von Denen, welche in vollem Maß anerkennen, was diese Vereine Gutes gewirkt. Nur wenn diese Vereine sich an große Schulen anlehnen, an größere Künstlerstädte, wie der rheinisch-westphälische an Düsseldorf, und der Münchner an die gleichnamige Künstlerstadt, können sie noch wechselseitig Bedeutendes wirken, und selbst hier drohen die Vereine in die Brüche zu gehen. Es zeigen sich schon ganz bedenkliche Risse. Die diesjährige Ausstellung der rheinisch-westphälischen Kunstvereine zu Düsseldorf bot des Trefflichen und Anerkennenswerthen vieles. Die Historie war, wie überall, schwach vertreten, nur die biblische Historie hatte einige anerkennenswerthe Bilder aufzuweisen, einen auferstandenen Christus von Prof. Deger und die Auferstehung Christi von Mengelberg. Im Genre zeichnete sich Frau Jerichow, die Gattin des dänischen Bildhauers, durch ihre Italia und Germania aus, ein prächtiges Bildchen war Gesellschap's Ueberraschung; Goethe's Gretchen war zweimal in anziehender Weise durch Louis Blanc's Gretchen bei Marthe und Bykowsky's, eines sehr talentirten Russen, Gretchen in der Kirche, vertreten. In der Landschaft zeichneten sich namentlich Weber, H. Becker, Deiters und Eckenbrecher aus; im Thierstücke lieferte Deicker in Karlsruhe etwas ganz Bedeutendes, den verfolgten Hirsch, den man als das beste Bild der ganzen Ausstellung bezeichnen konnte. Der neuangestellte Lehrer der Sculptur, Professor Wittich, gab tüchtige Beweise seiner Künstlerschaft.

Die Dresdener Kunstausstellung der Akademie, deren Katalog 800 Kunstgegenstände zählte, war in vielen Beziehungen eine sehr erfreuliche. Die Historie war nicht reichlich, aber doch durch ein paar gute Bilder vertreten. Die Wiener hatten sich zahlreich eingefunden. Lauffer zeigte in seiner Bekehrung des Herzos Bogoris durch Methodius klare, verständliche

Anordnung, durchgebildete und brillante Farbe; die heimkehrenden Kreuzfahrer von Till machten wenigstens durch die Beleuchtung Effect; Jerusalem nach der Kreuzigung Christi von L. Mayer, ist lebendig concipirt, freilich nicht ohne Reminiszenzen, aber mangelhaft in Form und Farbe. Specifisch biblische Darstellungen gaben die Dresdner Wichmann und Diethe, in zwei Altargemälden, von denen sich ersteres vorzüglich durch seinen Christuskopf auszeichnete. Die Zahl der Profanbilder in der Historie war gering: H. Plüddemann's Luther auf dem Wormser Reichstag fehlte alle Kraft und Energie des Ausdrucks, die eben nun einmal kein Erbgut der Düsseldorfer ist; Steglich, eines talentvollen Schülers von Schnorr, Heimkehrender Odysseus, ist nach Composition und Farbe ein verdienstliches Werk und macht dem Meister Ehre. Sigmund L'Allemand hat ein vortreffliches Schlachtenbild in dem Dragonerangriff in der Schlacht bei Collin gegeben, das von großem Studium und ursprünglichem Talente zeugt. Im Genre haben die Münchner ein zahlreiches Contingent geschickt: vorzüglich Rhomberg, R. S. Zimmermann, Spitzweg; ferner die Dresdner Gonne, Gliemann, Franz, Wendler, der Wiener Waldmüller, dessen Kind unter Obhut besonders angesprochen. Als ein Meister in der Auffassung des Roccoco hat sich O. Erdmann in seiner „glücklichen Wirkung" erwiesen. In der Landschaft ist auch hier das Meiste auf der Stufe der Natur-Studie geblieben; nur wenige können sich rühmen, eine Stimmung zu klarem Ausdruck gebracht zu haben. Am meisten können wir dies Zeugniß zwei Münchnern geben: Lier in seinem gewitterschwülen Erntetag im bayrischen Oberlande und Schleich in seiner Moorgegend. Wirkungsvoll und schön behandelt ist Hamm's Capri. Unter den Architekturen sind Neher's Magdeburger Dom und Malis St. Giorgio als verständnißvoll zu rühmen. Im Portrait hat nur die Bildhauerin Ney, das bekannte Bild von Fr. Kaulbach in Hannover, größere Anerkennung gefunden. Unter den Sculpturwerken ist vor Allem Schilling's Nacht zu nennen, die wir oben besprochen; neben ihr das Modell der Geneva und Helvetia von A. Dorer, einem Schüler Hähnel's. Die Standbildgruppe repräsentirt die Vereinigung Genfs mit der Schweiz. Zwei freistehende weibliche Gestalten, die eine mit einer Mauerkrone (Genf), die andere mit dem Schwerte, sie zu schützen bereit, im Ausdruck klar, in den Formen kräftig und edel, von Fluß und Schwung. Der Kurfürst Johann Georg für Bautzen von Schwenk ist trefflich im Charakter seiner Zeit aufgefaßt.

Die permanenten Ausstellungen gewinnen immer größeres Terrain; bereits haben wieder zwei Städte von Bedeutung, Bonn am Rhein und Baden-Baden, solche zu gründen unternommen. Die letztere Stadt steht zum beständigen Austausch mit Karlsruhe in Verbindung und so ist für Mannichfaltigkeit und Abwechslung reichlich gesorgt.

Einen interessanten Blick auf die künstlerische Thätigkeit eines ganzen Volks bot jüngst die Versteigerung der Sammlungen des Königs Friedrich VII. von Dänemark, der nur Gemälde dänischer Künstler, 334 von 148 Künstlern, besaß. Wir mögen denken über die Dänen, wie wir wollen, an Patriotismus haben sie vor uns immer noch ein großes Stück voraus; das beweist diese Handlung ihres Königs, der die heimische Kunst in solcher Weise förderte, wie denn überhaupt die Kunst in Dänemark auf jede Weise gepflegt und gehegt, durch Stipendien aller Art unterstützt und durch die Anerkennung des Vaterländischen von Seiten des Volks mächtig gehoben wird.

Die kirchliche Architektur — wenn wir in unserer Revue nun unsern Blick auf die einzelnen Künste werfen wollen — beschäftigt sich nach den Anregungen, die ihr von allen Seiten gegeben werden, immer lebhafter mit der Restaurationsfrage, und es ist dies um so nöthiger, als die Lösung der Frage in Kreise eingreift, die der Kunst nicht unmittelbar nahe stehen, wie Ortsbehörden, Kirchenvorsteher und Geistliche, in deren Laienhände so häufig die Entscheidung über das „Wie" gelegt ist. Neuerdings haben von Quast und Dr. Haßler, der württembergische Conservator, ihr Votum darüber abgegeben. Die Frage, meinen sie, würde sich sehr einfach beantworten, wenn alle Zuthaten späterer Jahrhunderte nur Verderbungen des Ursprünglichen wären. In diesem Falle brauchte man die Monumente der Vorzeit nur in den als ursprünglich erkannten Zustand zurückzuführen. Die alten Monumente sind selten aus einem Guß, sondern zeigen oft verschiedene Style, spätere Ausschmückungen und Zusätze. Hier gilt es nun, die Geschichte des Baues in Ehren zu halten, so lange das Nachgeborne das Ursprüngliche nicht ungebührend überwuchert. Die ganze Erbschaft sei cum beneficio inventarii anzutreten. Wir erkennen das Recht einer jeden Zeit an, ihren Bedürfnissen und Wünschen im Anschluß an die Monumente er Vorzeit Ausdruck zu geben und haben dieselben zu respectiren, in welchem Style sie auch ausgeführt sein mögen, vorausgesetzt, daß sie selbst es gethan haben, d. h. daß sie nicht in solchem Uebermaß zur Geltung gekommen sind, daß das Edlere, Aeltere dadurch ganz oder theilweise vernichtet worden ist. Ist letzteres geschehen, so hat das edlere, ältere Kunstwerk den Vorzug und darf, sofern dieß überhaupt möglich ist, auf Kosten des spätern Eindringlings wieder hergestellt werden; hat dagegen letzterer nur irgend welchen geschichtlichen oder künstlerischen Werth, so darf er doch eine fernere Existenz, wenn auch an einer andern unschädlichen Stelle, beanspruchen. Oft aber gewährt die Totalität des Anblicks in seiner jetzigen sehr zufälligen Zusammenstellung eine solche Harmonie, daß es bedenklich ist, die verschiedenen separaten Glieder, die im Einzelnen keinen Anspruch auf Conservation haben, daraus zu entfernen, um einen gewissen Purismus zur Geltung zu bringen, der bei der Herstellung oft zur ausschließlichen

Geltung kommt. Jeder einzelne Fall will natürlich besonders überlegt und behandelt sein und es wäre eine in unserer restaurationssüchtigen Zeit sehr wichtige Aufgabe der Cultusministerien, die Sache in die Hand zu nehmen und keine Kirche, keine Alterthümer restauriren zu lassen, über die nicht das Urtheil der Sachverständigen, Techniker, wie Kunstforscher eingeholt wäre. — Der Kölner Dombau, der immer in erster Linie genannt werden muß, scheint nun seinem Ende früher zugeführt werden zu können, nachdem die Lotterie genehmigt und dafür die Theilnahme durch schöne Gewinne geweckt ist. Wäre wie bisher fortgefahren worden, hätten wir die Vollendung erst in 25 Jahren erlebt; nunmehr genügen sieben Jahre, in welchen 2¼ Millionen Thaler nothwendig sind. Der nördliche Thurm wird in zwei Jahren mit dem südlichen auf gleiche Höhe kommen; der berühmte Krahn, der für uns mit dem Dom identisch geworden, verschwindet und der Bau geht dann gleichmäßig fort. Die Zahl der Steinmetzen wird auf 500 erhöht. Die beiden Thürme sollen in ihrer Vollendung den Stephansthurm, der sich in den jüngsten Tagen ordentlich gereckt, noch übergipfeln; sie werden 500, der Helm allein 200 Fuß Höhe haben. Dieses Wunderwerk in sieben Jahren vollendet zu sehen, der Gedanke dürfte die Nation schon begeistern und zu einer Beisteuer, die noch Gewinn bringt, animiren. Nachdem in Hamburg die Nicolaikirche aus ihrem Grabe erstanden, soll nun auch der St. Petrithurm, der seit dem Brande von 1842 eine Ruine, in seiner alten Schlankheit wieder hergestellt werden. Zeit genug hatte die reiche Hansestadt, sich darauf zu besinnen, oder mußte sie erst das Gelingen der einen Restauration abwarten? Die Stifts- oder Ciriacikirche in Gernrode, eine der ältesten Basiliken, deren Thurm überhaupt das älteste noch vorhandene Kirchenbauwerk des nördlichen Deutschlands ist, wird im nächsten Jahre ihr 900jähriges Jubiläum feiern und man ist deshalb mit ihrer Restaurirung unter der Leitung des Geh. Raths von Quast eifrig beschäftigt. Die berühmte Wallfahrtskirche Maria-Zell in Steiermark schreitet in ihrer Renovation rasch vorwärts; schon ist das im schönsten gothischen Style gearbeitete Portal in Angriff genommen. Zum 200jährigen Jubiläum des Bisthums von Königsgräz in Böhmen wurde die Metropolitankirche in edlem Style renovirt; in Böhmen noch die St. Jacobskirche, namentlich die beiden Thürme. Ende October wurde endlich der Dom von Marienwerder (1388), nachdem er lange Zeit durch die vollständige Renovirung dem Gottesdienste entzogen war, diesem wieder zurückgegeben. — Ein neuer Dom erstand in Hannover, die Christuskirche, welche von Baurath Hase, einem im gothischen Style versirten Künstler, erbaut wurde. Der König schenkte die Kirche, welche 150,000 Thaler kostete und in fünf Jahren vollendet wurde, der Christusgemeinde. In Stuttgart wird eine englische Kirche ebenfalls in gothischem Style erbaut. —

Bei den Profanbauten gedenken wir der Uebertragung der Vollendung der Marienburg bei Nordstemmen an den Architekten Oppler, der den Bau mit solcher Energie fördern soll, daß bis zum Frühjahre der größte Theil der Burg zur Bewohnung fertig sei. Nach den Photographien, die uns zu Gesicht gekommen, wird das in gothischem Burgenstyle erbaute Schloß einen imposanten Eindruck machen. — Die Nationalgalerie für bildende Künste, welche die preußische Regierung in Berlin neben dem Museum erbauen läßt, wird im Frühjahre in Angriff genommen werden. — Einer andern Kunst gewidmet sind die beiden großen Theaterbauten, welche gegenwärtig in Wien und München erstehen. Dort das Opernhaus, hier das Volkstheater. Seiner Bestimmung entsprechend soll das Opernhaus nach außen effectvoll gruppirt sein, einen lebendigen, heitern Charakter tragen und seine Räume einladend öffnen. In ersterer Beziehung sehen wir den Bau in drei Hauptgruppen getheilt. Die vordere schmalere Gruppe enthält das Auditorium mit all seinen Nebenräumen, sie liegt zwischen zwei Gartenanlagen, welche mit Fontainen verziert sind und öffnet sich nach vorn in eine von fünf Arcaden gebildete Halle, welche den Anfahrenden als Unterfahrt dient. Die rückwärtige Gruppe ist bedeutend breiter und enthält die Bühne. Auch hier befinden sich zwei Einfahrtshallen. Hinter diesen ziehen sich offene Arcadengänge hin. Der Höhe nach überragt das Auditorium nur die Bühne, als der Kern des ganzen Baues alle umliegenden Nebenräume, und ein leicht gewölbtes, an seinen Rändern mit ornamentalem Schmuck gesäumtes Dach krönt diesen, die Umgebung dominirenden Mittelkörper. Die Façaden des Gebäudes sind seinem Charakter entsprechend im Renaissancebogenstyl gehalten. Am Parterregeschosse reihen sich mehr gedrückte, in elliptischer Form überwölbte Oeffnungen an einander, um dies Geschoß als den Unterbau für die mächtige, in vollem Halbkreis überwölbte Arcadenstellung des ersten Stockwerks zu charakterisiren. Um auch dieses Stockwerk nach außen zu öffnen, ist über der vorderen Einfahrt eine Loggia mit fünf weiten luftigen Arcaden angelegt, welche mit Statuen und Werken der Malerei geschmückt, die Werke und Meister zur Anschauung bringen, die im Innern das Ohr der Hörer entzücken. Reiche Friese und Medaillons geben der Plastik noch überall Gelegenheit, die Bestimmung des Hauses näher zu bezeichnen und dem architektonischen Gerippe einen belebten, heiter-künstlerischen Ausdruck zu verleihen. Von der innern Disposition des kolossalen Gebäudes, das nach den preisgekrönten Plänen van der Nülls und Siccardsburgs gebaut wird, können wir erst nach der Vollendung sprechen. Das Volkstheater in München wird mit außerordentlichem Fleiß gefördert, so daß man bald ein selbständiges Urtheil wird gewinnen können. — Ehe wir von den neuen Bauten für öffentliche Zwecke sprechen, sei noch der Restaurirung des Rathhauses in Aachen gedacht, über welches ein gewiegter Kenner,

Conf. Jacob Falke, ein Urtheil abgegeben. Der Kunsthistoriker ist entrüstet über die Art und Weise wie hier vorgegangen wurde, über die Treppe, über die Fresken. Ohne alle Pietät für den historisch geweihten Platz und seine Einrichtungen, die unter allen Umständen in ihrer Anlage gelassen werden müssen, wie sie übernommen waren, selbst ohne Gefühl für die Schönheit des Orts kassirte man die kleine Stiege, über welche sonst der Kaiser gekommen, um eine große, breite, helle, aber verzweifelt nüchterne Stiege an ihre Stelle zu setzen. Durch die Fresken, gegen die als Kunstwerk er nichts einzuwenden hat, sei die historische Eigenthümlichkeit des Orts gänzlich zu Grunde gerichtet. Der Saal zeigte früher die weitgesprengten Spitzbögen der hintern Langseite mit farbigen Glasfenstern ausgefüllt. Das einfachste Stylgefühl sagt: daß es gar nicht anders sein konnte; solche weite Mauerflächen, wie sie jetzt als Grundlage für die Fresken dienen, hatte die Gothik gar nicht. Wollte man wirklich restauriren, mußte man wieder auf Glasmalereien zurückkommen. Fresken waren aber Mode, also mußten es Fresken sein, ob sie zum Orte paßten oder nicht. Gewähren schon die großen Flächen in der gothischen Architektur einen unharmonischen, ja die Einheit zerstörenden Anblick, so erscheinen sie, wenn sie, wie hier, auch noch schief sind und vorspringen, geradezu häßlich. So sei, sagt Falke, die Architektur des Locals vom Standpunkte der Schönheit und der Geschichte gründlich ruinirt. — Ein neues Rathhaus wird in Mainz gebaut und die „goldene" Stadt hat, wie jüngst berichtet, einen Concurs für den Plan ausgeschrieben, aus dem als Sieger J. Dürm aus Mainz und O. Pichler aus Frankfurt hervorgingen. Von einem solchen Concurs ist man bei den beiden zu erbauenden Parlamentarhäusern in Wien abgegangen, um eine andre Form zu wählen, indem man bestimmte Baumeister aufforderte, Pläne zu entwerfen, aus welchen dann ausgewählt werden soll. Die aufgeforderten sind: Fr. Schmidt, der Dombaumeister van der Nüll, Siccardsburg, Hansen, Romani, Schwendenwein, Ferstl in Wien, Zitek in Prag, Ahl in Pesth. Das neue Gebäude hat eine große Stylfrage der Entscheidung näher zu bringen: hoffentlich wird man nicht den gothischen Styl wählen, der für ein Parlamentshaus so wenig paßt, wie für eine Börse. Und doch ist er für die soeben in Bremen eröffnete Börse wieder beliebt worden, ein Styl, der nur durch die beabsichtigte Harmonie mit dem gothischen Rathhause gerechtfertigt werden kann. Das Gebäude, ein Werk des Architekten H. Müller, hat die Grundform einer Basilika: an einen höhern Mittelbau lehnen sich niedrige Seitenbauten. Im Norden wird der Mittelbau durch das Treppenhaus, im Süden durch den Saalbau verlängert. Der Seitenbau im Westen hat zwei Treppenthürme und einen Portalbau, welcher aus der Façade hervorspringt. Für die äußere Architektur ist, wie gesagt, der Spitzbogenstyl gewählt. Den innern Größenverhältnissen ist auch nach außen hin Ausdruck gegeben. Der Kern

der Façadenmauern ist von Backsteinen hergestellt und zwar bei drei Façadenmauern von weißem Backstein. Alle Eckquader, Gesimse, Fensterausstattungen und decorativen Architekturtheile von Sandstein. Das Hauptportal ist mit einer großen Freitreppe versehen und enthält sechs Statuen: Schiffer, Landmann, Bergmann, Handwerker, Techniker, Wallfischfänger. Das andre Portal ist durch ein Relief verziert: Ocean und Weser, den Bremer Schlüssel tragend, rechts und links Frieden und Fleiß als Figuren. Auf den Schlußsteinen sind die Wappen der Hauptglieder der alten Hansa und der hanseatischen Comptoire angebracht. Sämmtliche Statuen und Verzierungen stammen von der Hand des bremischen Bildhauers Dietr. Kropp. Die innern Räume sind für die großen Zwecke der Börse und Waarenhalle sehr sinnreich eingerichtet. Während hier das materielle Wohl begründet, gefördert und vermehrt wird, soll ein andrer Neubau im Nordosten des Vaterlandes das specifisch physische Wohl der Menschheit fördern: das Kaiserbad zu Aachen, dessen Prachtbau sich über die Kaiserquelle der alten Stadt ihrer weltberühmten Thermen würdig erhebt. Die Façade ist im römischen Styl ganz von trierer Sandstein ausgeführt, mit einem sechssäuligen Porticus, über welchen der Balcon liegt. Sämmtliche Fensteröffnungen der ersten und zweiten Etage reichen bis auf den Boden und sind balkonartig eingerichtet. Das Wohnhaus, die Badehallen, die Lichthöfe, die Terrassen und Reservoirs umfassen ein colossales Terrain. Die hohe und gewölbte Badehalle enthält außer einem Luxusbade 26 gewöhnliche Bäder, neben welchen noch Dampfbäder, Inhalationssaal und Trinkbrunnen, die großartigen Baueinrichtungen completiren. Plan und Ausführung des mit allem Comfort versehenen Bades ist das Werk des Stadtbaumeisters Ark. — In Pesth, von dessen Akademiebau wir jüngst Rühmendes zu sagen hatten, geht ein andrer monumentaler Bau seiner Vollendung entgegen. Es ist das Redoutengebäude, das in einem phantastisch behandelten byzantinisirenden Styl nach den Plänen des Architekten Feßl erbaut ist und mit seinen großen Massen einen imposanten Anblick darbietet. Die tanzenden Reliefgruppen an den vier mächtigen Rundpfeilern befinden sich mit der Architektur jedoch in keinem harmonischen Zusammenhange. Die innern Räume sind so kolossal, daß man das Gastlokal die Kathedrale nennt. Der Saal wird mit den allegorischen Bildnissen der vier Flüsse Ungarns geschmückt, die, von Moritz Than auf Leinwand gemalt, angeklebt werden sollen. Das Vestibul und Stiegenhaus wird jedoch so grandios angelegt, daß man nicht weiß, wie in dem Saal noch eine Steigerung in der Ausschmückung möglich ist.

Der Plastik haben wir bereits bei mehreren Ausstellungen gedenken müssen und konnten nicht ganz unbefriedigt auf ihre neuesten Schöpfungen blicken. Aber ihre Vernachlässigung auf unseren Kunstausstellungen ist

neuestens Gegenstand der Erörterung gewesen. E. Müller premirt in einem Aufsatze der Recensionen, daß die Plastik wesentlich in ihrem Rechte beeinträchtigt werde. Die plastischen Werke werden meist rings umgeben von Oelgemälden aufgestellt, deren breite Goldrahmen stets die Augen fesseln und die bescheiden gefärbte Plastik zu keiner Geltung kommen lassen, während die einfachsten Ansprüche der Sculptur seien, wenigstens in guter Beleuchtung gesehen und in Ruhe genossen zu werden. Bei den Münchner Ausstellungen werden die Sculpturwerke in Ecken herumgedrückt, in der Düsseldorfer permanenten Ausstellung sogar gar keine Plastik angenommen. Da müsse die Würdigung, das Verständniß plastischer Kunstwerke dem Publikum beim besten Willen fremd bleiben. Erst nach langer Zeit falle es dem Publikum ein, in den Ausstellungen auch einmal diese Hindernisse des Verkehrs anzusehen. Die feinen Schattirungstöne der Gyps- und Marmorflächen verlangen durchaus eine ruhige, womöglich grüne Rückfläche, um zur Geltung zu gelangen; selbst ein Hintergrund aus lebenden Gewächsen tauge nicht. Die beste Ausstellung, meint Müller, sei zu Kopenhagen in Thorwaldsens Museum in Anwendung gebracht: dort sei jede Statue oder Gruppe in einem eignen Cabinette, jedoch nicht mit absolutem Oberlichte, aufgestellt und die Wände haben einen hellgrauen Ton. Durch diese Abgeschlossenheit und die Ruhe des Hintergrundes komme das Bildwerk vollkommen zur Geltung. Nichts wirke störend und zerstreuend. Gebreche es an Raum, so stelle man die Werke in einer Umgebung von Cartons auf. Nur nicht zwischen die Goldrahmen der Oelgemälde. Schafft man allerdings der Malerei so große prachtvolle Räume, so ist und bleibt es unverantwortlich, die Schwesterkunst in solcher Weise zu vernachlässigen, während bei ihr die Aufstellung vielleicht noch wichtiger ist, als bei einem Bilde. — Der bedeutendsten Werke freier Schöpfung ist oben gedacht, wir halten hier nur noch Nachlese. Bildhauer Mitterlechner in Wien hat die drei Figuren für die Attika des Koburgschen Palais beendet: die mit einem Lorbeer bekränzte Musik, eine schöne, ganz bekleidete Frauengestalt spielt mit der Rechten die Lyra, welche sie auf die linke Hüfte gestützt hält. Die Kraft, ein üppiges Weib, dessen edler Kopf eine Eichenkrone trägt, stützt sich auf eine mächtige Keule und hat den erhobenen Fuß auf einen Löwenkopf gestellt, während ein schwerer Mantel von der Schulter fällt. Die Jagd ist dargestellt durch einen nur leicht in einen Mantel gehüllten Jüngling, der Bogen und Köcher und in seiner Linken die Jagdbeute hält. Von Thomas Greinwald, einem Künstler, der Tischler und Soldat gewesen, rühmt man ein großes Marmorrelief: den Abschied des Landgrafen Ludwig von Thüringen von seiner Gemahlin Elisabeth, das schön und würdig gehalten, fleißig und sorgfältig ausgeführt, seinem Gegenstande vollkommen entspreche. Der in München herangebildete Ungar N. Izso soll es unternommen haben, die

nationalen Typen der Ungarn durch die Bildhauerkunst zu verwerthen, er sei damit aber nicht über patriotischen Beifall hinausgekommen und kehre deshalb nach Deutschland zurück, um sein Project hier auszuführen. Die überwuchernde Denkmalplastik spielt auch heute wieder eine bedeutende Rolle: Die Sache des großen Nationaldenkmals für König Max in München ist in ein neues Stadium getreten. Das Comité hat sich vier Künstler beigeordnet, um mit diesen Alles vorzubereiten. Im Kunstverein waren in letzter Zeit zwei Entwürfe ausgestellt: der eine von E. Neurenther, der andere von Ingenieur Zenetti. Zwischen Blumenbeeten und wasserspeienden Schwänen führen beim Ersteren vier Treppen zu einem Achteck empor. Acht Figuren auf dem vorspringenden Treppengeländer sollen als Jäger, Sennerin, Winzerin, Ackerbauer, Schiffer die verschiedenen Provinzen bezeichnen. Oben gießen Nixen Wasser in Muscheln und über ihnen stehen Reliefs und Inschriften, Scenen aus dem Leben von König Max und seine berühmt gewordenen Worte. Das innere Achtel bildet den Sockel, auf welchen sich seine Statue über einem Kranz von idealen Gestalten erhebt, die Kunst, Wissenschaft, Recht und Staatsweisheit darstellen. Das Zenettische Project findet allgemeinen Beifall. Die Statue käme zwischen acht die Regierungskreise darstellenden allegorische Figuren zu stehen: mit zwei Springbrunnen in einiger Entfernung zwischen der Gartenanlage. Das Prinz-Eugen-Denkmal, dessen Aufstellung im Frühjahr beginnt, ist beinahe vollendet. Die reichen Ornamente, unter denen sich zwölf Genien befinden, sind mit großer Sorgfalt von Fernkorn ausgeführt. Die kolossale Größe ergiebt sich aus dem einzigen Umstande, daß der Schwanz des Rosses mehrere Centner, das Ganze aber 450 Centner wiegt. — Die Gruppe Egmonts und Hoorns wird nächstens auf dem Rathhausplatz in Brüssel eingeweiht. Dieselbe soll die Treppe, welche zum Broodhuys führt, zieren. Man fürchtet aber, daß die barocke Idee, eine Doppelstatue mit noch zwei bedeutenden Nebenfiguren, zwei Kriegern, gleichsam an ein Haus anzulehnen, anstatt sie auf dem Platze frei aufzustellen, einen sehr schlechten Eindruck machen werde. — Das Denkmal des Lascases wurde zu Lavour enthüllt: es stellt ihn im Moment des Scheidens von St. Helena dar. Er drückt mit der Rechten den Abschiedsbrief Napoleons an sein Herz und hält in der Linken sein Memorial. Am Fußgestell sind Reliefs angebracht: Lascases schreibt ein Dictat Napoleons und Soldaten führen den Gefangenen ab. — Dem Maler Claude Lorrain will König Ludwig I. von Baiern in Harlaching, an jener Stelle, wo das Schlößchen stand, das der Künstler Jahre lang bewohnte, ein Monument setzen. Die Denkmäler von Kant und Melanchthon, ersteres von Rauch, letzteres von Dracke, wurden zu Königsberg und Bretten enthüllt. Wir haben beide früher geschildert, nur von dem erstern haben wir nachzutragen, daß es, um von den umstehenden Häusern sich abzusondern,

mit einer säulenartig durchbrochenen Hinterwand umgeben wurde. — Die Finnen errichteten zu Abo dem Geschichts- und Sprachforscher ihres Vaterlandes, Hendrick Gabriel Portland ein Denkmal, welches ihn in der Tracht des vorigen Jahrhunderts in einem mit einem Mantel bedeckten Lehnstuhl in sinnender Stellung darstellt. Es ist das Werk des schwedischen, aber in Finnland eingebürgerten Bildhauers Sjöstrand und von Müller in München gegossen. — Professor Halbig hat noch im Auftrag König Maximilians das Standbild Frauenhofers modellirt. Es stellt den berühmten Optiker stehend mit dem unvermeidlichen Mantel angethan, ein Teleskop zu seinen Füßen, dar. Im Frühjahr soll es auf dem Forum der Maximilianstraße zur Aufstellung kommen. Endlich ist dem Erfinder des bekannten Webstuhles, Jaquard, in dem neuen stattlichen Gebäude der höhern Webeschule in Chemnitz eine aus dem Atelier Händlers daselbst hervorgegangene Bildsäule errichtet worden: in Ueberlebensgröße dargestellt, zeigt sich die Statue markig und voll Ausdruck.

Wir haben der Malerei in der vorstehenden Revue so ausführlich Rechnung getragen, daß wir eine Reihe von Details für die nächste Uebersicht versparen müssen. Wir gedenken zum Schlusse nur noch der in jüngster Zeit Verstorbenen. England hat in Leech, dem jüngst 47 Jahre alt zu London gestorbenen Zeichner des Punch, gerade hundert Jahre nach Hogarths Tode, seinen besten Caricaturisten verloren und es ist bei dieser Gelegenheit eine Stimme aus England (Augsb. Allg. Ztg.) laut geworden, welche das Wesen der englischen Caricatur in einer Weise bloslegte, wie wir es noch nirgend gefunden zu haben uns erinnern. Wir können uns, nachdrücklich auf das Ganze verweisend, nicht versagen, eine Stelle auszuheben. Leech war so recht eigentlich der Künstler der höhern Mittelklasse bis zu 500 Pfd. Rente herab, der Leibhumorist desjenigen John Bulls, der auf die Sünde schwört und die gröbsten englischen Vorurtheile unter einem saubern und oberflächlichen Bildungsfirniß verbirgt. Er selbst stand mitten in diesen Vorurtheilen: was Wunder, daß sie unter seiner Hand zu einer so milden, lachenden und anziehenden Erscheinung kamen! In seinen Caricaturen, wenn man das Wort auf seine humoristischen Zeichnungen anwenden will, war alles heiterer Sonnenschein und warmes Glück. Daher seine ungeheure Popularität. Er schmeichelte den englischen Vorurtheilen, anstatt sie an den Pranger der Lächerlichkeit zu schlagen, in so graziöser und anmuthiger Weise, weil er sie theilte, weil er selbst bis über die Ohren darin stak. Der Punch, der eine mächtige Waffe unter seinen genialen Händen hätte werden können, wurde ein liebenswürdiges Spiel, mit dem sich das englische, das privilegirte Vorurtheil vergnügte; unbedingt der Macht und dem Erfolg huldigend, anstatt in satyrischer Erhabenheit darüber zu stehen und die Verkehrtheiten, Unredlichkeiten und Schlechtigkeiten des

gesellschaftlichen und politischen Lebens mit scharfem Spott zu geißeln. Diese höchste Aufgabe eines satyrischen Blattes hat Punch nie erfüllt, weil und obgleich er John Leech, den genialsten Caricaturenzeichner Europa's, zum leitenden Künstler hatte. Wir verweisen, wie gesagt, auf den ganzen Aufsatz, der voll der feinsten Winke und Bemerkungen ist. — Die Gothik hat einen ihrer größten Vertreter in dem zu Kassel verstorbenen Architekten Ungewitter verloren, der eines großen Ansehens und mit vollem Rechte sich erfreute. — In Breslau starb der Professor Ernst Resch, ein Schüler der Dresdener Akademie, 56 Jahre alt, ein guter Portraitist. — Mitten in seinem Berufe erlag endlich der Franzose Meniſſier einem schrecklichen Unfall: er stürzte in der Spitalkirche zu Gray vom Gerüste, während er mit Freskenmalen beschäftigt war.

Bibliographische Revue.

Deutsche Literatur.

Heilkunde.

Leupoldt. — Die Geschichte der Medicin nach ihrer objektiven und subjektiven Seite von Leupoldt, Professor der Medicin in Erlangen. Berlin.

So relativ berechtigt die mehr specialisirende Forschung in den Gebieten der Naturwissenschaft erscheinen mußte gegenüber einer Philosophie, welche gegen Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts unter dem Namen einer Naturphilosophie die schwierigsten kosmischen Fragen mit den kühnsten, aber haltlosesten Hypothesen zu erklären suchte: so verfiel doch auch leider jene exakte Forschung, wie sie sich mit Vorliebe nannte, in ein Extrem, welchem der krasseste Materialismus seine Entstehung verdankt. Es war und ist erfreulich, fast alle tiefern Denker in den viel verzweigten Gebieten der Naturwissenschaft von dieser sich breit machenden, einseitigen und unwürdigen Auffassung der Natur mit Unwillen sich abwenden zu sehen. Das vorliegende Buch hat sich die Aufgabe gestellt, speciell die Geschichte der Medicin in ihrem innigen Zusammenhang, wie mit allen Potenzen der Entwicklung des menschlichen Geistes, so insbesondere mit dem Christenthum zur Darstellung zu bringen. Wenn der Herr Verfasser seine Betrachtung nach der objektiven und nach der subjektiven Seite anstellt, so entspricht dies in methodologischer Hinsicht dem Verfahren Alex. v. Humboldt's, der bekanntlich auch im ersten Kosmos-Bande ein Bild des Weltganzen an sich (objektiv) entwirft, während er im zweiten die allmählige Entstehung der einheitlichen Idee eines solchen in der Vorstellung, Phantasie, Vernunft der Menschheit zu schildern suchte. Demgemäß versteht er unter der subjektiven Seite der Geschichte der Medicin die Geschichte des ärztlichen Wissens wie des ärztlichen Handelns bei wirklichem oder nur vermeintlichem Können, während wir unter dem Abschnitt, welcher die objektive Seite behandelt, eine Geschichte der Gesundheit und der Krankheiten, die es auch ohne ärztliches Wissen und Handeln geben würde, vorgeführt finden.

Eine eingehendere Kritik des Werkes würde hier nicht am Platze sein, und überlassen wir sie den fachwissenschaftlichen Journalen. Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß diese Auffassung einer Geschichte der Medicin nach den specifisch christlichen Voraussetzungen des Herrn Verfassers von der bei weitem größeren Zahl seiner Fachgenossen nicht getheilt wird. Doch glaubten wir auf eine solche Schrift hier insofern aufmerksam machen zu müssen, als sie auf ein entschiedenes Bedürfniß des Zeitgeistes hinweist, sich von der grob materialistischen Auffassung der Naturwissenschaften zu emancipiren. A. L.

Belletristik.

Ernesti. — Die Aristokratin und der Fabrikant. Ein Roman von Luise Ernesti. (Malwine von Humbracht.) 4 Bände. Jena und Leipzig, Hermann Costenoble. 1865.

Fast alles, was die Verfasserin gewollt hat, ist gut, allein, was sie geleistet, ist nur selten gelungen, oft mittelmäßig, mitunter herzlich schlecht. Den Gegensatz von aristokratisch hochmüthiger Verblendung und bürgerlich einsichtsvoller Thätigkeit in mannichfacher Verflechtung der Menschen und Schicksale darzustellen, die Kraft zu schildern, welche festen und edlen Gemüthern den Sieg verleiht im Kampf mit lange widerwärtigem Geschick, die üblen Folgen zur Anschauung zu bringen, die einen bösen Charakter treffen, wie sehr er auch mit äußeren Glücksgaben und Talenten ausgestattet sei — mit diesen löblichen Absichten wurde das Buch geschrieben. Das tritt ansprechend zu Tage, und störend ist dabei nur das offenbare Verlangen durch affektirte Wortstellung und gesucht pathetische Prachtstellen bisweilen Effekt zu machen. Manche Scenen zeigen ein nicht zu unterschätzendes Talent, der Dialog ist gewöhnlich unterhaltend, aber die Fäden der Intrigue sind so dünn gesponnen, daß der Glaube des Lesers nicht wagt sich daran zu hängen. Kleine Ursachen und große Wirkungen — das Thema ist sehr interessant, nur muß die verbindende Kette hinlänglich massiv verfertigt werden, und daran fehlt es im vorliegenden Buch. Die Mehrzahl der Figuren ist nur nach der Schablone gemalt; wirkliches Interesse erregt einzig Barbara. Besonders tadelnswerth ist aber die Art, in welcher die deutsche Sprache mißhandelt wird. „Momentan verlegene Situation;" „kaum betreten ein Paradies, wollte sie sich nicht daraus vertreiben lassen;" „fern bin ich dessen;" „sie lächelt matter, als man je hätte annehmen können bei ihr zu sehn" und sehr viel Aehnliches, ebenso Falsches ruft den Wunsch hervor, daß die Verfasserin, ehe sie wieder etwas drucken läßt, sich einige Zeit mit dem Studium der deutschen Grammatik beschäftige.

O. S.

Koenig. — Von Saalfeld bis Aspern. Historischer Familien-Roman von Heinrich Koenig. 3 Theile. Wiesbaden. C. W. Kreidel's. Verlag. 1864.

Der Verfasser sagt: „Wir folgen Walthern nicht in die heimlichen Zusammenkünfte jener Männer, die zur Anknüpfung des großen Planes einer Volkserhebung unter wechselnden Namen unther reisten. Der Rahmen müßte zu breit genommen werden für das einfache Familiengemälde, dessen Farben unter der zu reich erhobenen Arbeit der Zeitgeschichte verblassen würden." Gewiß hätte Koenig besser gethan, noch viel weniger Ton auf die historischen Begebenheiten zu legen, denn für seinen Zweck, den Familienroman, genügte die bloße Erwähnung der Schlachten von Saalfeld, Jena und Auerstädt; und dadurch, daß er zu viel rein Politisches und Zeitgeschichtliches einmischte, aber doch lange nicht genug, um ein vollständiges Bild jener heilbringenden Unglücksjahre hervorzuzaubern, stört er die Einheit seiner sonst trefflichen Erzählung. Zwar an sich gewähren Menschen wie der Minister Stadion, Gentz, Baron Reinhard, die Sängerin Milder, Goethe, Schikaneder u. s. w. immer Interesse genug und die einzelnen Scenen, in welchen sie auftreten, sind höchst dankenswerth, indessen das Ganze als Kunstwerk leidet diesesmal unter ihnen. Die Charaktere des Romans sind wahr, ohne gerade besondere Theilnahme einzuflößen, die Verwickelung ist mit sehr einfachen Mitteln natürlich und spannend angelegt, die Sprache ist gewählt und edel gehalten, die manierirte Neigung zu Wortspielereien und ein paar wunderliche Provinzialismen, wie „es lächerte ihn," „mir ist das vergessen" und Aehnliches abgerechnet; der Dialog ist gehaltvoll und gut, bisweilen, z. B. in der Karlsbader Unterredung zwischen Walther und der Baronin Czernowitz, wirklich meisterhaft, und des Autors eingestreute Bemerkungen und Gedanken gereichen seinem Herzen wie seinem Geist höchlich zur Ehre. O. S.

Dresden, Druck von E. Blochmann u. Sohn.